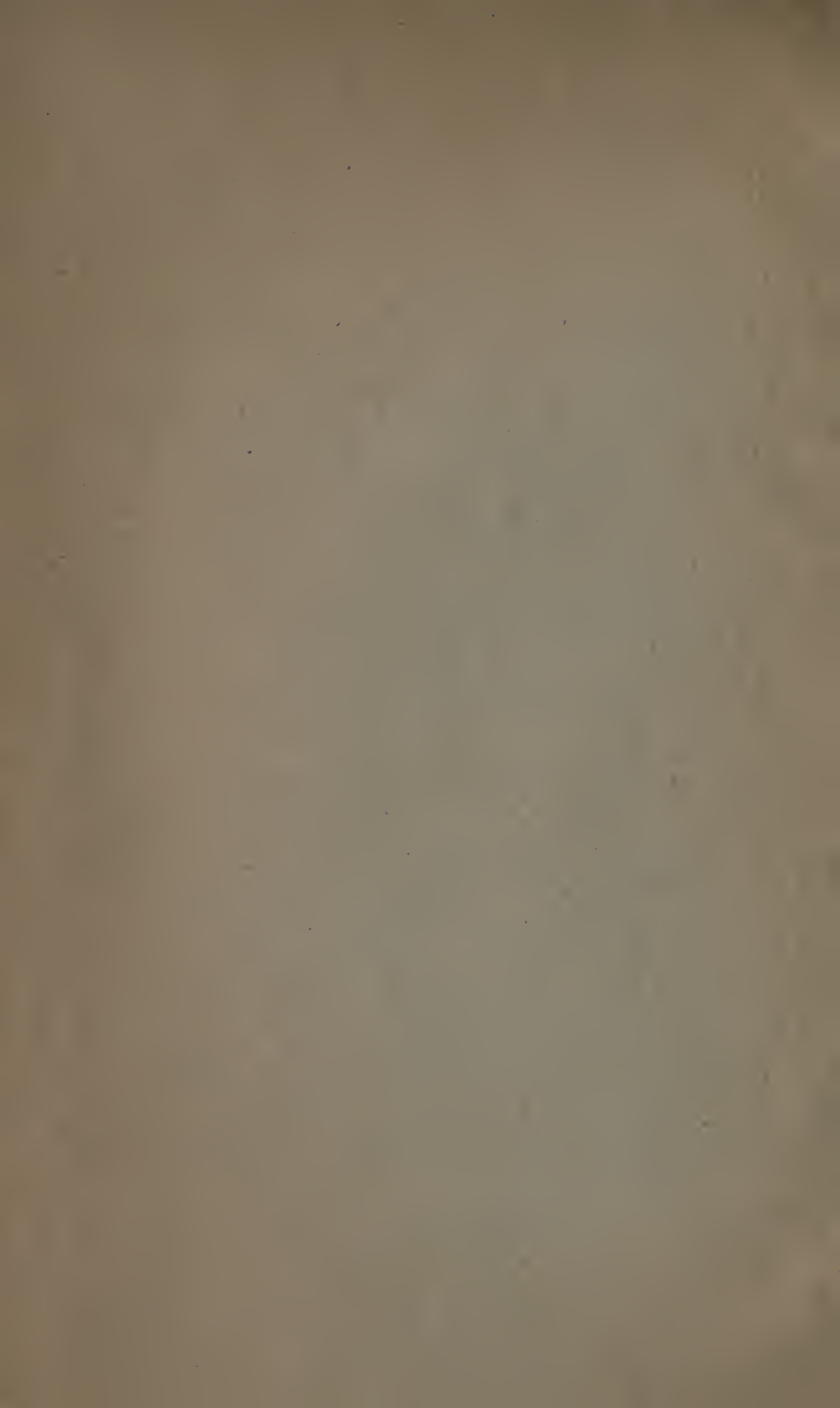
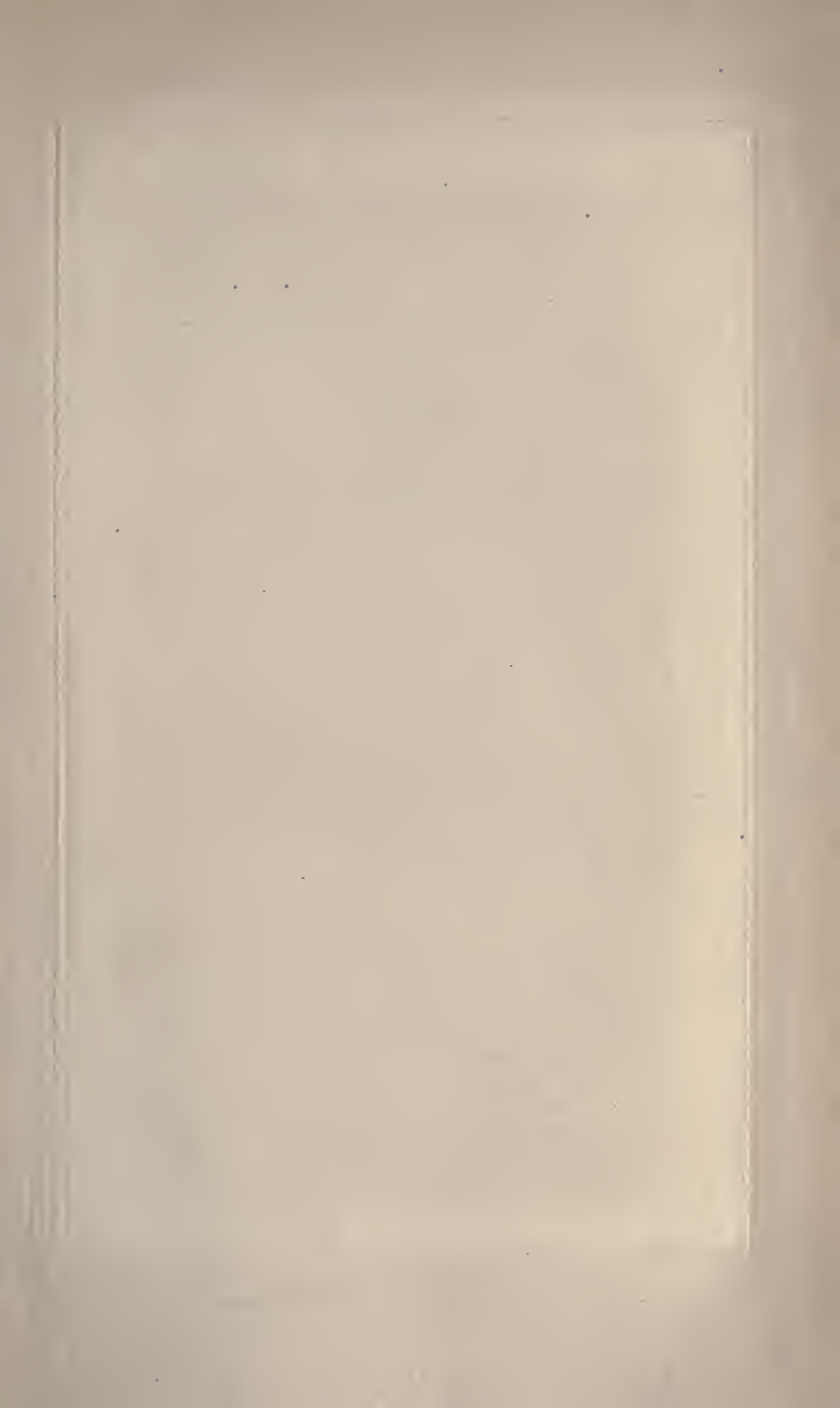










1891.

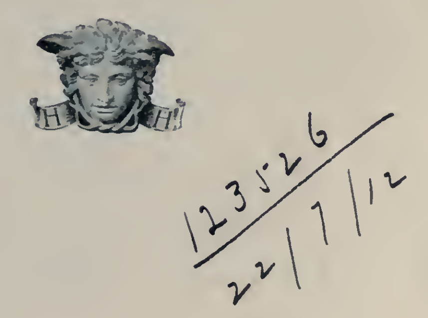
M612b

Briefe Conrad Ferdinand Meyers

Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey

Mit vier Bildern und acht Handschriftproben

Zweiter Band



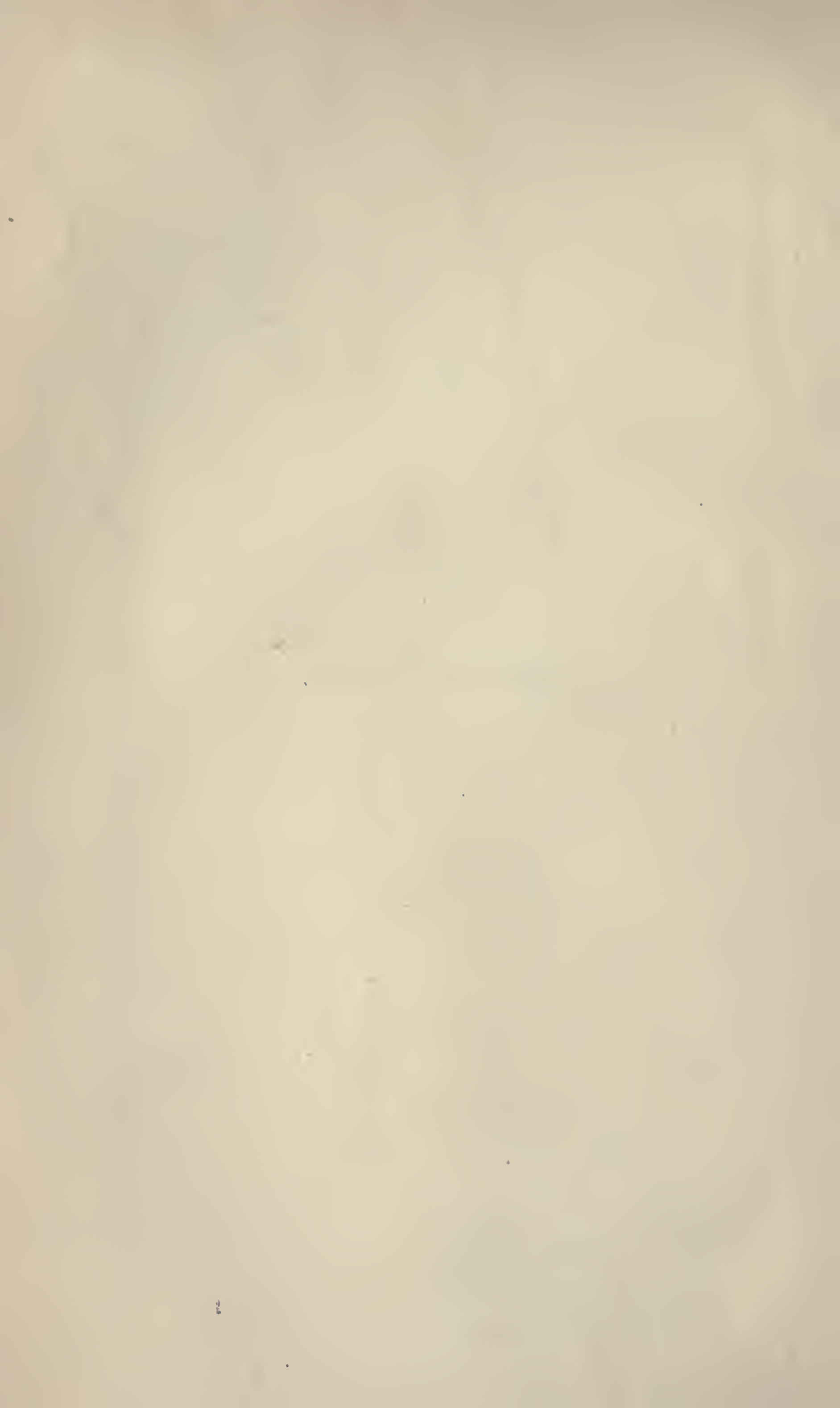
H. Haessel Verlag in Leipzig · 1908

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

An

Hermann Haessel.



Hermann Haessel

Verlagsbuchhändler, geb. 26. März 1819 in Leipzig, gest. 9. Februar 1901 ebenda.

17 Sept. 1865.
Zürich 187 Oberstraß

Mein Herr u. Freund,

Gestern erhielten wir durch Schmid[1]) die Freiexemplare[2]), deren Anzahl aber die durch Vertrag festgestellte so stark überschritt (20 statt 10) daß ich fast glauben muß, die für Hn. Naville bestimmten seien mitinbegriffen u. mich danach erkundigen werde. Die gebundenen Exemplare machen der Leipziger Buchbinderei alle Ehre: sie sind von untadeligem Geschmack.

Das jetzige schöne Wetter wird dem Ende Ihres Ausfluges hoffentlich noch zu gut gekommen sein. Es wundert mich ob Ihr Weg Sie zu Naville führte, was ich bald erfahren werde, da wir nächstens für eine Woche oder zwei nach Genf reisen.

Ich kann Ihnen, verehrter Herr, nur wiederholen, wie es mich gefreut hat, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, u. welche freundliche Erinnerung Ihr kurzer Besuch mir zurückließ.

Hochachtungsvoll ergeben
C F Meyer.

---

[1]) Buchhändler C. Schmidt in Zürich.

[2]) Ernest Naville, „Der himmlische Vater". (Von Betsy Meyer unter Beihilfe C. F. Meyers übersetzt.)

26 März 1866.

Verehrter Freund,

Es war mir keineswegs unerwartet, bei Ihnen gegen das projektirte Unternehmen die Bedenken aufsteigen zu sehen, die ich im voraus theilen mußte.

Das Willkürliche einer nicht zu einem bestimmten Zweck, z. B. zum Schulgebrauch oder aus literarhistorischen Standpunkten, sondern gleichsam als ein Handbuch aller Stimmungen angelegten Sammlung bringt, wenn sie nicht zum Liederlexikon hinabsinken soll, den individuellen Geschmack u. die literarischen Überzeugungen des Sammlers zu übergroßer Geltung, zu einer Geltung, die sich kaum mit der Unbestimmtheit des allgemeinen Geschmacks vertragen möchte. Ich rede nicht davon wie gering der Kritik der Arbeitsantheil des Sammlers, wenn derselbe bloß in der Gruppirung bestünde, erscheinen müßte, um so mehr als ja täglich Klage geführt wird, wie gerade solche Sammlungen, als parasitische Pflanzen, den Ausgaben der einzelnen Dichter Boden u. Nahrung entziehen.

Damit will ich nun gar nicht sagen daß eine derartige Publication eine Unmöglichkeit wäre, sie könnte, aus dem von Ihnen bezeichneten allgemeinen Standpunkt von einer geschickten Hand auf eine gefällige Weise zu Stande gebracht, vielleicht für den Buchhändler sehr einträglich werden u. sich den Dank u. den Beifall der Lesewelt erwerben; nur muß ich zweifeln ob i ch geeignet wäre, derselben vorzustehen. Deßhalb, mein l. Freund, entbinden Sie mich einer Aufgabe deren Anerbietung mir, als ein neuer Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung, immer in werther Erinnerung bleiben wird.

Wenn ich meine eigene Sammlung, in hoffentlich nicht zu langer Frist, werde geschlossen haben, oder eine sonstige Arbeit zur Reife gedeiht, werde ich nicht ermangeln, sie Ihrem Urtheil zu unterbreiten. Unterdessen behalten Sie mich in gutem Andenken!

Den deutschen Krieg[1]) habe ich mit Antheil gelesen, u. ich hoffe, der Erfolg dieses glänzenden Produktes werde Sie für die geringere Produktivität anderer Ihrer Verlagsartikel entschädigen. Böhmers F. Ortiz[2]), den ich mit Muße gelesen, ist ein merkwürdiges Buch, für dessen Veröffentlichung Ihnen die Wissenschaft Dank schuldig ist.

Gottbefohlen Ihr C. F. Meyer.

Silvaplana 5 August 1866

Mein Herr u. Freund,

Ihren freundlichen Brief empfing ich wenige Tage vor meiner Abreise u. versprach mir denselben in der Stille meines Landaufenthaltes zu beantworten. In den letzten in Zürich verlebten Tagen hatte ich einen lieben deutschen Gast in meinem Hause, eine Süddeutsche, Frau Gustav Pfizer, die mir aber durch ihre leidenschaftliche, preußenfreundliche Gesinnung einen wunderlichen Eindruck machte. Niemals sind die Gemüther so aufgeregt u. der Rechtssinn so getrübt gewesen, wie in diesen verhängnißvollen Tagen. Ich mag Ihnen meine Auffassung der Dinge nicht mittheilen, auch wenn sie mit der Ihrigen nahe zusammentreffen sollte, da ich um nichts einen Punkt berühren möchte, der Sie schmerzte; was bei der gegenwärtigen Zerklüftung der Meinungen zu vermeiden schwer ist. Nur zweierlei erlaube ich mir zu bemerken.

Ihre persönliche Lage scheint mir durch die Ihrem engeren Vaterland wahrscheinlich zugewiesene Stellung nicht verschlimmert. Sie bewahren eine gewisse Unabhängigkeit u. nehmen zugleich an einem größeren Staatsverbande Theil, was Ihnen bei mancher Einbuße materiellen u. ideellen Vortheil bringen wird. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mir vorstelle, einmal die schwere Gegenwart überwunden, werde

---

[1]) Von Heinrich Laube.

[2]) Ed. Böhmer, Franzisca Hernandez und Frai Franzisco Ortiz; Anfänge reformat. Bewegungen in Spanien unter Karl V., Leipzig 1865.

Sachsen u. Leipzig vielleicht einen Aufschwung nehmen, der Sie mit den Gewaltthaten der Politik u. des Krieges wo nicht versöhnen, doch Sie dieselben weniger unleidlich finden lassen wird.*) Gegenwärtig sind wir es, an denen die Reihe ist, Sorge zu haben. Das noch schwankende Loos der deutschen Südstaaten ist für uns von höchster Bedeutung. Wir hoffen, wenigstens noch einen Ländergürtel zwischen uns u. der neuen nordischen Großmacht zu haben: es wäre für uns höchst bedrohlich, wenn die süddeutsche gebildete Klasse (denn das Volk ist wohl anders gesinnt) den Anschluß an Preußen durchsetzen würde, und die Weigerung Bismarks nicht ernstlich gemeint wäre. Sie sehen, das ist sehr egoistisch: aber ist es nicht alle Politik?

Noch ein Wort in Beantwortung Ihrer Zeilen über ein persönliches Unglück. Man muß mit H. Mitleid haben u. sich jedes richtenden Urtheils enthalten. Aber vorauszusehen (wie man in Zürich den Mann kannte) war eine solche oder eine ähnliche Catastrophe. Er hatte den langsamen Weg des Gelingens längst verlassen u. sich auf die halsbrechenden Pfade der Speculation gewagt. Sonst ein herzguter Mann.

Doch zu Froherem. Sie denken sich nicht, wie schön u. still es hier (im Oberengadin) ist. Obgleich ich mühevolle Expeditionen nicht scheue u. nicht meide, freut mich doch (nach meiner Art) ein einfaches Bild, der Sommerlärm einer Alpenwiese oder ein Gletscher über Arvenwildnis mehr als eine Rundschau mit hundert Bergnamen. Am schönsten aber dünken mir die Abhänge gegen Italien, wo ein Thal von wenig Stunden alle Übergänge von Nord u. Süd vereinigt. Auch das Historische u. das Costüm, Bauart u. Sitte lasse ich mir nicht entgehen; u. wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, wie leicht mein Eifer erkaltet u. wie ich mich wohl hüten muß vor voreiligen Versprechen, würde ich Ihnen [erzählen?][1]) daß so etwas wie eine historische Novelle aus der wundersamen Graubündn. Geschichte des 17. Jahrh., als dieselbe mit der ganzen europ. Geschichte in Berührung stund, mich

[1]) Ausgerissen.

hier auf Weg u. Steg begleitet. Doch darauf komme ich wol zurück. Auch über diese unschuldige Andeutung bewahren Sie mir völliges Stillschweigen. Es war ein großes Glück, daß wir den Gedanken mit der Gedichtsammlung aufgegeben haben, der zu meiner Individualität gar nicht paßte. Wenn ich etwas vollende (wozu mich die herrliche Inspiration der Hochlandschaft u. der Alpenluft vielleicht gelangen läßt), so geben Sie mir Ihren guten Rath; nicht wahr?

Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen aufs freundlichste, ich bin eilig, Verzeihung für Feder u. Schrift.

Ihr C. Ferd. Meyer.

*) Sie mißverstehen mich nicht: ich theile Ihre im letzten Brief ausgesprochenen Gefühle, aber ich glaube, daß, besonders im Staatsleben, oft Heil aus Unheil hervorgehen kann.

(Auf den Rand geschrieben): Inliegend ein Alpenblümchen für Ihr schönes englisches Gedicht[1]), das im Thal geblieben ist, das ich Ihnen aber gelegentlich übersetzen will. Ein Schelm, wer mehr gibt als er hat.

If Fortune with a smiling face
Strew roses on our way,
When shall we stoop and pick them up?
To-day, my love, to-day!
But should she frown with face of care
And talk of coming sorrow,
When shall we grieve, if grieve we must?
To-morrow, love, to-morrow!

If those who've wronged us own their faults,
And kindly pity pray,
When shall we listen and forgive?
To-day, my love, to-day.
But if stern justice urge rebuke,
And warmth from mem'ry borrow,
When shall we chide, if chide we must?
To-morrow, love, to-morrow!

---

[1]) Siehe das hier folgende Gedicht.

(Übersetzung von unbekannter Hand.)

Wenn das Glück dir mit lächelnder Miene
Den Pfad mit Rosen bestreut,
Wann sollst du dich ihrer erfreuen?
Noch heut, mein Lieb, noch heut!
Doch siehst du das Unglück sich nahen,
Umwölkt dein Himmel sich trüb —
Wann sollst du dich grämen und sorgen?
Ach morgen, erst morgen, mein Lieb!

Kommt der Freund, der dich bitter gekränket
Und sagt, wie tief er bereut,
Wann sollst du vergeben, vergessen?
Noch heut, mein Lieb, noch heut!
Doch wenn Bosheit und Arglist der Schlechten
Zu edlem Zorne dich trieb,
Wann sollst du zürnen und strafen?
Ach morgen, erst morgen, mein Lieb!

Wenn uns das Glück in leichtem Lauf[1])
Und lächelnd Blüten streut,
Wann heben wir die Rosen auf?
Schon heute, Lieb, schon heut!
Doch blickt das Leben kummervoll
Und redet es von Sorgen,
So denn getrauert werden soll —
Erst morgen, Lieb, erst morgen!

Wenn Einer, der uns Unrecht thut,
Die Hand versöhnend beut,
Wann werden wir ihm wieder gut?
Schon heute, Lieb, schon heut!
Muß Einem streng vergolten sein,
Heut sei er noch geborgen,
Und muß einmal gescholten sein —
Erst morgen, Lieb, erst morgen!

Zürich 20 Dez. 1866 C. F. M.

---

[1]) Zuerst gedruckt in „Romanzen und Bilder" S. 43 mit der Überschrift: Schon heut! erst morgen! und der Bemerkung: (Aus dem Englischen). Die drittletzte Zeile lautet: Sei heut er noch geborgen.

Silvaplana 5 Sept. 1866.

Mein verehrter Freund,

Ihre freundschaftlichen Zeilen finden mich noch in den Alpen, an der Gränze deutscher u. italien. Zunge, nach allen Seiten streifend. Engadin u. Bergell habe ich zu wiederholten Malen durchreist u. gründlich kennen lernen,*) das alterthümliche Zuz, Zernez, mit seinen bewaldeten Schluchten u. Bärenwäldern, u. das Stück Tyrol mitten in der Schweiz: Schloß u. Dorf Tarasp (österreichisch nach Sprache u. Menschenschlag, u. erst spät schweizerisch geworden); jenseits der Alpen Vicosoprano u. schon mit ganz südlichen Lüften u. Farben das Bergdorf Soglio mit dem verfallenden „Palaz" der Salis.**) Noch bleibt mir viel zu sehen, u. a. Das Veltlin, der Luganersee, Misox etz., bis der Kreis durchlaufen ist den ich mir vorgezeichnet habe. Bis heute bin ich gottlob gesund u. frisch geblieben u. darf hoffen, mit meiner reichen Beute Anfang Octobers nach Zürich zurückzukehren. Die ganze Scala der Temperatur, von Schnee u. Hagel bis zum glühendsten Sonnenbrand, aber mit höchst ungeregelten Übergängen, habe ich dabei zu kosten bekommen.

Dies Graubünden ist ein unendlich interessantes Land u. das Stück Geschichte, personifizirt in den wunderlichen Schicksalen des Helden, den ich gern in den Mittelpunkt eines Romans (ich vermied das Wort nur aus Nebenrücksichten u. Ihre Andeutungen haben meine Intentionen wörtlich errathen) stellen u. durch eine Reihe von Nebenfiguren hervorheben würde, das Stück graubündischer Geschichte (Anfang des 17. Jahrh.) ist mit der***) damaligen europ. Politik

*) Kastanienbäume, mit Kraft aus der üppigen Erde emporgedreht und hundertfach gegabelt und verschlungen auf 1/4 Stunde Distanz von dunkeln nordischen Arvenwäldern!

**) Ich habe die baulich originellsten Häuser scharf ins Aug gefaßt.

***) Der liebenswürdige Herzog Rohan ist auch eine anziehende Figur, die nicht fehlen darf. Er kommandirte die Franzosen in Bünden.

so eng verflochten, daß die Composition, wenigstens durch ihren Hintergrund, aus den Schranken eines Genrebildes weit heraustreten würde. Es handelt sich um den berühmten (ich hätte fast gesagt berüchtigten) Oberst Jenatsch. Sohn eines evang. Geistlichen, selbst Geistlicher, Soldat geworden, rettete er mit französ. Hülfe sein Vaterland von den Österreichern u. mit österreichischer von den Franzosen. Ein Mensch vom reichsten Temperament, wild u. schlau. Weltmann u. Naturmensch, um die Mittel nie verlegen, aber von großartiger Vaterlandsliebe, der „anerkannte" Retter Graubündtens, aber so verfehmt durch den Privat-Haß, den er erregt, daß seine Ermordung an einem Gastmal in Chur gänzlich unbestraft blieb. Zürich, damals schon weit civilisirter, aber schon mit einem leichten Anflug von Zopf, ist in diese Geschichte stark verflochten u. würde die ungesuchten Gegensätze der polit. u. militär. Ehre zu dem Abentheurer u. der Philisterei zu der genialen Kraft bieten. Das der Poesie so überaus günstige Verlaufen einer großartigen, rohen Zeit in eine gebildetere u. flachere, die Verwandlung der religiösen Bewegung im 16. Jahrh. in die polit. des 17, kurz die Anfänge des modernen Menschen wären interessant zu behandeln. Der eigentliche Roman*), von denselben Lichtern beleuchtet, wäre mit der Hauptfigur verbunden u. würde stets auf sie zurückführen, aber sie doch in gewissem Sinn frei in der Mitte lassen**). Die einschlagende Geschichte ist so reich an romantischen Incidents daß man sich eher gegen die Fülle zu vertheidigen als über Armut des Stofflichen zu klagen hat.

Ich hoffe bis Neujahr das „erste Buch" (das Ganze zerfiele in 5, 6 Bücher) zu Einsicht u. gütiger Beurtheilung, wenn uns Gott Leben u. Gesundheit schenkt, übersenden zu

---

*) Dieser läßt sich natürlich nicht mit wenig Worten skizziren, da er individuell u. sein Reiz in der Darstellung ist.

**) Jenatsch fiel durch Sohn und Tochter eines Planta, den er im Bürgerkrieg ermordet hatte. Diese Tochter ist nicht zu vergessen.

können. Lesen Sie einmal in einer beliebigen Schweizergeschichte, z. B. in Zschokkes Geschichten des Schweizervolkes, die überall zu finden sind, den Abschnitt über Jenatsch (es ist die Sache einer Viertelstunde) u. hauptsächlich halten Sie völlig reinen Mund über das Projekt. Ich sehe Sie lächeln, aber wiederhole meine Bitte.

Und nun, verehrter Herr, habe ich Sie drei Seiten lang von meinen Plänen unterhalten, u. springe auf die vierte, um Ihnen zu sagen wie traurig mich Ihr letztes Schreiben gemacht hat. So elend also sind die Leipziger Zustände! Freilich, warum soll ein Sachse seine heimatliche Unabhängigkeit nicht so sehr lieben, wie wir Schweizer die unsrige? — Daß es gerade die gemeinsten Naturen sind, die sich am geschwindesten in den neuen Verhältnissen akklimatisiren, liegt in der Natur der Sache.

Wahr ist es ferner, die jetzige europ. Politik trägt einen Zug der Rücksichtlosigkeit, des rohesten Positivismus, der einen schneidenden Gegensatz bildet zu den schönen Theorien von 30 u. 48. Es ist hier eine Art Rückschlag nicht zu verkennen, der aber nicht dauernd sein wird.

Mehr noch als das politische Mißwesen, thut mir für Sie leid, was Sie von der damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Verstimmung schreiben, die eigentlich dazu gemacht scheint, einem das tägliche Brod zu verbittern. Doch, verehrter Herr, ich weiß, Sie werden sich nicht entmuthigen lassen: Ihre neuen Unternehmungen u. Erfolge legen davon Zeugniß ab.

Von den zwei Titeln stimme ich für:

Vorträge über Gott u. Unsterblichkeit.

Gehalten von E. U.

Mit den besten Wünschen

C. F. M.

Jetzt ist die Gemsenjagd eröffnet u. die Jäger überall auf den Wegen.

San Bernardino 26 Sept. 1866.

Mein verehrter Freund,

Soeben habe ich nach langer Zeit wieder zum ersten Mal ein deutsches Journal in die Hand bekommen, u. sehe zu meinem Bedauern daß die sanitarischen Zustände von Leipzig sich nur langsam bessern: Sie würden mich recht verbinden wenn Sie mich bei meiner Ankunft in Zürich, die, höhere Macht vorbehalten, auf den 3 Okt. fallen wird, einige beruhigende Zeilen finden ließen; Ihr letztes Schreiben war so düster, u. ich wußte Ihnen im Grund so wenig Tröstliches zu antworten, da sich die traurigen Dinge, über die Sie Klage führen, eben nicht wegläugnen lassen, daß ich das Bessere nur von der Zeit hoffe u. mit Ungeduld die Nachricht erwarte: daß Sie gesund u. ungebrochen geblieben sind. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es mag wol ein Quentlein Egoismus darin sein daß ich Sie gern aufrecht u. mir zugethan u. wohlwollend weiß, aber es ist unbedeutend neben der achtungsvollen Theilname, welche mir Ihre Bedrängnisse in der letzten Zeit eingeflößt haben. Meine Reise ist, mit einer gesunden Mischung von Vergnügen u. Unlust, Sonne u. Regen, bis heute ganz programmgemäß vor sich gegangen u. mein „Roman" hat mich überall begleitet. Von Silvaplana aus bereiste ich erst das ganze Engadin bis Tarasp, dann ging ich über Pontresina u. die herrliche Bernina ins Puschlav, wo ich in le Prese haltmachte. Von dort nach Tiráno, das Veltlin hinauf nach Bormio u. bis über die Höhe des interessanten Stilfserjoches mit dem Blicke auf Monte Cristallino u. die feingeschärfte Spitze des Orteles (sic), hierauf das ganze Veltlin hinab über Sondrio u. Morbegno nach Colico, von Colico nach Bellaggio zwischen den beiden Armen des Comersees, von Bellaggio nach Lugano, wo ich den Monte Salvatore bestieg, von Lugano über Bellinzona durch das prächtige Misoccothal nach Bernardin (dem Dorf) wo ich, noch auf der Südseite der Alpen, am lodernden Kamin eine Brissago (inländisches Gewächs) rauche, während sich der Himmel aufhellt u. mir die noch südlichen Formen der Bergspitzen zeigt. Ohne Mühe ist

es nicht abgelaufen, u. der beständige Wechsel der Temperatur vom südlichen Sonnenbrand zur Schneenähe möchte nicht zu Erholungsreisen zu empfehlen sein, doch habe ich meinen Zweck erreicht u. eine Last schönster Landschaften u. lebensvoller Genrebilder geerndtet, die meiner neuen Composition hoffentlich Puls u. Leben geben werden. Es ist überdieß merkwürdig daß jene Zeit (Anfang des 17 Jahrh.) zur Besprechung derselben Fragen Anlaß gibt, ja nötigt, die jetzt die Welt bewegen: ich meine den Conflikt von Recht u. Macht, Politik u. Sittlichkeit. Auch die Frage der Religion u. Confession muß (dem Stoff zu Folge) von allen Seiten beleuchtet werden. Das erste Buch spielt im Veltlin, wo Jenatsch Pfarrer war u. der von dem heiligen Carlo Borromäo wo nicht angestifteten, doch begünstigten heiligen Schlächterei (il sacro macello), der dortigen Bartholomäusnacht, mit Not entgieng. Viel Humor wird der Gegensatz deutschen u. italienischen Lebens zürcherischer Steifheit u. südlicher Leidenschaftlichkeit in das sonst ernste Buch bringen. Denn ein junger Zürcher (der spätere General Werdmüller) wird gleich im Anfang auftreten u. in die Abentheuer der Bündnerischen Geschichte verflochten werden (was sehr historisch ist). Das Gute an der Sache ist daß mir in Zürich alle möglichen Hülfsquellen zu Gebote stehen werden; nur möchte ich, aus tausend Gründen, mein Süjet, so lang als möglich, geheim halten.

Doch genug geplaudert. Lassen Sie mich, verehrter Herr, ein Wort von Ihnen in Zürich (Haus Schabelitz, Oberstraß) vorfinden und sein Sie herzlich gegrüßt von

Ihrem hochachtungsvoll-ergebenen

C. F. Meyer.

Zürich 10 Okt. 1866.

Mein verehrter Freund,

Soeben erhalte ich Ihren zweitletzten Brief, der mir poste restante nach Lugano geschickt wurde wo ich schon weg war und den ich habe zurückkommen lassen. Ihr letzter empfing

mich bei meiner Heimkehr (3 Oct.) Ich beantworte sie nun beide.

Meine Reise, die drei Monate dauerte, ist nun glücklich beendigt. Thusis, mein letzter Standort, hielt mich vier Tage. Ich bestieg den Heinzenberg, den der Herzog von Rohan (der eine gar noble Figur ist) „den schönsten Berg der Welt" nannte, und besuchte Schloß Riedberg, wo der junge Jenatsch den Pompejus Planta ermordete. Der aus dem Schlaf Geschreckte war in ein Kamin geklettert u. wurde durch sein Hündchen verrathen, das ihm gefolgt war und in die Höhe schnoberte. Ein Kreuz ist in die Mauer geritzt. Das Mörderbeil, von der Tochter des Erschlagenen aufbewahrt, diente, 20 Jahre später, zur Ermordung des Georg Jenatsch. Mahnt das nicht an die Atriden?

Ich habe die Quellen zu lesen begonnen, u. es schickt sich chronologisch alles recht ordentlich, d. h. ich kann den Geschöpfen meiner Phantasie so ziemlich das Alter u. die Erlebnisse geben, die sie in der Geschichte hatten. Nur ist dieser Teufelskerl von Jenatsch ein noch viel wilderer und verschlagenerer Bursche als ich nicht dachte, und der Züricher Werdmüller (der spätere Feldmarschall) nicht viel besser. Nur der Duc de Rohan der über seine Bündner Feldzüge mémoires geschrieben hat die höchst interessant sind, ist ein nobler Mensch. Ich werde die Zeichnung noch kräftiger u. die Färbung dunkler halten müssen, als ich mir vorstellte. Alle Typen der damaligen Zeiten müssen vertreten sein, schon der historischen Gerechtigkeit wegen. So z. B. der protestantische Fanatiker neben dem katholischen. Die Hauptsache wird nun sein gleich zu beginnen u. durch Dick u. Dünn das Ganze zu entwerfen. Die Feile komme hernach!

Doch, verehrter Herr, ich spreche Ihnen von meinem Jenatsch, u. hätte damit anfangen sollen, Ihnen für Ihre l. Briefe u. die relativ guten Nachrichten zu danken, die Sie mir von Ihrem Befinden u. Ihren sächsischen Zuständen geben. Es soll mich wundern was Sie zu der jetzigen Lage sagen. Warum schließt Ihr König nicht Frieden? Macht es ihm Bismark unmöglich u. wird es am Ende doch auf eine Annexion

hinauslaufen? Mein Vetter, der junge Wyß, der von Berlin zurückkommt wo er studirte, ist ganz bismarkisch geworden, u. ich würde mich darüber ärgern, wenn nicht noch eine Atmosphäre von Bergluft, die mir an den Kleidern hangen blieb, mich gelassen machte. Merkwürdig höchst merkwürdig ist, was Sie vielleicht auch bei Ihnen sehen, daß die religiös streng Gesinnten die Gewaltthat, wo nicht rechtfertigen, doch so gemütlich in den Kauf nehmen.

Die Rezension oder richtiger das Referat über den H. V.[1]) in dem theologischen Jahresbericht ist doch recht trocken u. spitzig gehalten. Ein Wörtchen Lob wäre am Platz gewesen u. hätte den Herrn nichts gekostet. Ich bin auch nicht klug geworden, weder aus der Rec. über Nav. noch aus den andern, welcher Richtung das Blatt, das mir zu überschicken Sie die Güte hatten, eigentlich angehört.

Doch ich will nur abbrechen. Ich habe aus den Bergen eine Derbheit mitgebracht, die ich Niemandem als meinem Jenatsch will zu gut kommen lassen.

Mein l. u. verehrter Herr. So will ich nun in Gottes Namen Troja jeden Morgen zerstören, u. sobald das erste Buch das den Veltlinermord erzählen u. dabei alle Hauptfiguren versammeln wird, entworfen ist, es Ihnen zur Beurtheilung überschicken. Ihre Räthe, als die eines erfahrenen Buchhändlers u. für das Schöne u. Gute empfänglichen Gemüthes werden mir willkommen sein.

Hochachtungsvoll ergeben

C. F. Meyer.

Doch ist es immer schön und brav von Ihnen, daß Sie mir die Rezensionen so gewissenhaft überschicken.

Zürich 30 Jan. 1867.

Mein verehrter Freund,

Es ist mir bitter Ihnen zu sagen daß meine Arbeit nicht von statten geht u. daß ich mich am Ende doch werde ent-

[1]) „Der Himmlische Vater" von E. Naville.

schließen müssen, einfach eine historisch biographische Skizze zu schreiben, wie es wohl mein erster Gedanke war. Die historische Wahrheit hat den Vorsprung gewonnen u. ich getraue mich nicht, ihr eine vollere Gestalt zu geben als mir die Quellen bieten. Das ist ein demüthigendes Geständniß, u. ich versichere Sie daß ich alle meine Kräfte anstrengen muß um mich nicht niederschlagen zu lassen.

Ihr Gedanke eine Sammlung von historischen Bildern in der Art der Bücher von Freitag anzulegen, scheint mir vortrefflich; nur muß ich gegenwärtig, wenn ich nicht den Muth verlieren soll, mich ganz concentriren, um wenigstens das zu Stande zu bringen, was meine nächste Aufgabe ist.

Sie würden mir einen Gefallen thun wenn Sie mir zwei Exemplare von Naville (Ewiges Leben[1]) — der himmlische Vater) durch den Buchhandel (Schabelitz) zukommen ließen.

Hochachtungsvoll ergeben
C. F. Meyer.

Zürich 4 Febr. 1867.

Mein verehrter Freund,

Es ist mir zu wiederholten Malen, besonders von Genf aus, geklagt worden daß die „20 Balladen von einem Schweizer"[2]) vergebens im Buchhandel verlangt wurden. Ein Wort das ich darüber gegen den jungen Buchhändler Schultheß in Zürich fallen ließ, hat mir die Mittheilung beiliegenden Briefes zugezogen. So streng ich jetzt die „Balladen" beurtheile, so dürftig sie mir erscheinen mögen, möchte ich doch die noch vorhandenen Exemplare nicht umkommen lassen u. es will mir scheinen daß dieselben bei Metzler wie begraben liegen. Wäre es Ihnen nicht unangenehm, die noch unverkauften Exemplare in Ihre Hand zu nehmen, so trete ich Ihnen dieselben mit dem größten Vergnügen ab: sie sind mein

[1]) Ernst Naville. „Das ewige Leben, Sieben Reden". Leipzig 1863.

[2]) „Zwanzig Balladen von einem Schweizer". Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. Haessel übernahm den Rest und gab ihr einen neuen Titel: „Balladen von Conrad Ferdinand Meyer", Leipzig, H. Haessel.

Eigenthum. Die gegenüberstehenden Zeilen berechtigen Sie vollgültig. Würde der geschmacklose Titel beseitigt u. dafür der andere: „Balladen von C. F. Meyer“ gesetzt, möchte sich das Büchlein wol verkaufen, da ihm fortwährend nachgefragt wird, besonders seit Manches mit meinem Namen erschienen ist. Sie wissen, verehrter Freund, wie gering ich von diesen Produkten denke. Es versteht sich daß die Kleinigkeit die die Balladen etwa abwerfen, von Rechtswegen Ihnen gehören würde: ich schäme mich fast dieß zu bemerken; bin ich doch sonst noch mannigfach in Ihrer Schuld.

Hochachtungsvoll ergeben
C. F. Meyer.

Der Unterzeichnete tritt hiermit sein Eigenthumsrecht auf die 1864 im Verlag der J. B. Metzlerischen Buchhandlung in Stuttgart erschienenen „20 Balladen von einem Schweizer“ an Herrn Buchhändler H. Hässel in Leipzig ab u. bevollmächtigt denselben, die noch vorräthigen Exemplare sofort von den Herren Metzler in Empfang zu nehmen.

Zürich 4 Febr. 1867. C. F. Meyer.

Die Tit. Buchhandlung J. B. Metzler in Stuttgart ist gebeten, auf Vorweisung obiger Zeilen dem Herrn Buchhändler H. Hässel die dem Unterzeichneten gehörigen noch bei ihr vorräthigen Exemplare der „20 Balladen von einem Schweizer“ aushinzugeben.

Zürich 4 Febr. 1867. C. F. Meyer.

Zürich 14 Febr. 1867.

Mein verehrter Freund,

Es thut mir herzlich leid, Sie bekümmert zu wissen: möge die Vorsehung Sie beschützen u. Ihre Prüfung abgekürzt werden. Ich hoffe das Beste.

Ihr Gedanke mit den Gedichten ist mir ganz angenehm; nur werden Sie zuerst sehen müssen ob es praktikabel ist, dem Bändchen Neues u. wie viel etwa beizufügen. Druckbereit sind etwa 20 neue Balladen oder Balladenartiges, dazu einiges Kleinere lyrischer Gattung. Ich setze Ihnen einige Stücke zur Probe bei von neuerem u. neuestem Ursprung, ohne hist. Noten, die für Sie nicht nothwendig sind. Möge es Ihnen zur Zerstreuung dienen, vielleicht ist Ihnen gerade jetzt eine solche nicht unwillkommen.

Ihr treuergebener

C. F. Meyer.

Ich eröffne meinen Brief noch einmal, um Ihnen für die Übersendung der Navilles herzlich zu danken, die soeben angelangt sind.

Frühlingslied.

Durch die Tannen, durch die Föhren
Nieder streicht der laue Föhn,
In der Ferne kann ich hören
Der Lawinen dumpf Getön;
Und von ungestümen Bächen
Wird es unter'm Eise laut,
Heute muß die Mauer brechen
Die der Frost um mich gebaut.
Von November bis zu Märzen
Lag das Herz in strenger Haft,
Aber zehren an dem Herzen
Fühl' ich eine junge Kraft,
Mit Erbleichen, mit Erröthen
Spür' ich eines Lenzes Weh'n,
Sage, Lenz, willst Du mich tödten?
Lässest Du mich aufersteh'n?

Der Dichter:

Epheu, mein alter Hausgesell,
Du bist von neuen Blättern hell

In diesen kräft'gen Tagen:
Dein Wintergrün so still u. streng
Wie kann es mit dem Lustgedräng
Der Kinder sich vertragen? (d. h. der jungen Blätter.)

Das Epheu:

Mein Freund, ein jedes Leben hat
Zum alten auch ein junges Blatt,
Die grünen dicht beisammen,
Eins dunkel, eines hell von Lust,
Die beide doch aus einer Brust,
Aus Einer Wurzel stammen.

Die friedliche Ruine.

In Trümmern liegt das feste Haus,
Es schwankt das helle Grün hinaus
Durch das verfall'ne Fenster;
Tief unter das besonnte Moos
Versunken in der Erde Schoß
Sind dieser Burg Gespenster.

Dort wo durch das gewölbte Thor
Die zorn'ge Fehde schritt hervor
Und ließ die Hörner schmettern,
Da hat sich duftig eingeengt,
Ein Zicklein ins Gesträuch gedrängt
Und nascht an jungen Blättern.

Wo hoch die Minne träumend stund,
Zerronnen ist im blauen Grund
Der luft'ge Bau des Erkers;
Wo tief der dunkle Haß gegrollt,
Ist in das weiche Gras gerollt
Der letzte Stein des Kerkers.

Und wo die Burg vom Hügelhang
Herab des Seeleins Fläche zwang
Ihr trotzig Bild zu spiegeln,
Zieh'n Schwäne nun ihr friedlich Gleis
Und walten auf dem Wasserkreis
Mit silberhellen Flügeln.

Die gegeißelte Psyche.

Die Statue ist auf dem Capitol

Von der Griechenkunst Geschenken
Steht mir Eines im Gedenken:
Blaß u. lieblich seh' ich eine
Psyche athmen in dem Steine.

Unsichtbarem Geißelhiebe
Beugt sie sich in Schmerz u. Liebe,
Auf den zarten Knieen liegend,
Enge sich zusammenschmiegend.

Amor geißelte Psyche, die ihr Wort gebrochen, dann aber, nach vielfacher Prüfung, in den Olymp aufgenommen wurde.

Flehend halb u. halb geduldig
Trägt sie Schmach u. weiß sich schuldig,
Jammernd scheint ihr Blick zu fragen:
Liebst Du mich? u. kannst mich schlagen?

Soll der Himmel dich begrüßen,
Arme Psyche, mußt du büßen!
Der dich sucht u. der dich peinigt,
Will Dich selig u. gereinigt.

Pabst Julius ersteht vom Scheintod.

Die bestürzten Diener hangen
An den Zügen streng u. groß,
Die des Todes Schein befangen,
Alle lauschen athemlos:

Ist es nicht ein leises Schüttern
Das die starren Glieder hebt?
Und sie seh'n mit Lust u. Zittern,
Daß er athmet, daß er lebt.

Von dem Eis der Todtesnächte
Noch die Stirne blaß bedeckt,
Hebt er sich empor, die Rechte
Nach dem greisen Bart gestreckt,
Unter den bebuschten Brauen
Sind die Flammen wieder reg,
Und er schilt den Tod mit rauhen
Worten von dem Lager weg:

„Fort mir aus dem Angesichte,
Larven, die mir bleich gedroht!
Aus dem warmen Sonnenlichte
Charon, fort mit Deinem Boot!
Keine Macht ist Dir gegeben,
Bis ich selbst Dich rufen mag,
Heute hab ich noch zu leben
Einen vollgedrängten Tag!

„Arzt, statt Deiner schwachen Tropfen
Gieb mir des Falerners Glut!
Lasse meine Pulse klopfen,
Wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Thüren! Weg die Kissen!
Meine Feldherr'n, tretet ein!
Meine Meister, laßt sie wissen
Daß sie doppelt eifrig sei'n.

„Sprich, Bramante, Deine schnellen,
Klugen Hände feiern nicht?
Wirst Du bald die Kuppel stellen
In den Himmel, in das Licht?

Angelo, sei mir willkommen!
Warum blickst Du wieder scheel?
Und dort seh' ich meinen frommen,
Meinen süßen Raphael!

„Als den Hirten nicht des Lammes,
Schildert mich als Mosen ab,
Der den Läst'rer seines Stammes,
Niederwarf mit raschem Stab;
Der der feigen Volksgemeine
Gottbefohlne Wege wies,
Der aus dem zerbroch'nen Steine
Lebensfluten sprudeln ließ.

„Ist's ein göttliches Versprechen
Daß ich löse jedes Band,
Will ich auch das Joch zerbrechen
Über meinem Vaterland.
Gott erbaute sich die Höhe,
Sich und seinem heil'gen Heer.
Doch die Erde, doch die Nähe
Gab der Erde Söhnen er.

„Einmal noch den Harnisch tragen
Muß ich, einmal noch zu Roß
Meiner Schaar vorüberjagen,
Stürmen muß ich Stadt u. Schloß!
Kämmrer, eilet mich zu letzen,
Führt mir in den Hof mein Thier,
Laßt es springen, laßt es setzen
Vor den alten Augen mir!

„Krieg! kein Markten u. kein Hadern,
Wo die List die List bekriegt!
Mit dem letzten Schlag der Adern
Krieg u. Schlacht bis einer siegt!

Mein Italien will ich retten!
Ruft zum Kampf, Drommeten, ruft!
In der Hand zerriss'ne Ketten,
Steig' ich herrschend in die Gruft!"

Der Garten. (Das todte Kind)

Im Garten lag noch Schnee genug
Als man das Kind von hinnen trug,
Er lag in starren Schlaf gebannt
Als man das schwarze Tuch gespannt.

Nun weh'n die Lüfte wieder lau,
Nun quillt der Himmel wieder blau,
Der Springbrunn plätschert hin u. her,
„Wo bleibst Du, Liebchen?" murmelt er.

Die blaue Winde klettert schwank
U. neigt sich in das Fenster schlank,
Blickt ins verlass'ne Kämmerlein:
„Wo kannst du noch verborgen sein?"

Im Garten summt es weit u. breit:
„Was hast du für ein Sommerkleid?
O komm u. laß uns nicht allein!
O sieh den süßen Sonnenschein!"

Atalanta. (noch der Revision bedürftig)

In eines Erndtemondes Tagen
Hat sich in wechselndem Gefecht
Nach langem Bruderzwist erschlagen
Perugias herrschendes Geschlecht.

Vor seinen eigenen Palästen
Ermordet sich Bagliones Stamm
U. mitten an den Hochzeitfesten
Erblassen Braut u. Bräutigam.

Es ist ein unvertilglich Hassen
In alter Frevel Zauberkreis,
Sie kämpfen rasend in den Gassen
Und ringen um der Herrschaft Preis.

Zu Roß, den wunderlichen Ritter,
Den Falken auf dem Helme, seht!
Astorre heißt der rege Schnitter,
Nun sinkt er selber hingemäht!

Es ist die Zeit der reifen Ähren,
Wem wird der Erntekranz zum Lohn?
Ein Jüngling, glühend im Begehren,
Faßt des Gefallnen Szepter schon.

Grifone. Thörichtes Verlangen!
Schon bist du Räuber selbst beraubt!
Ein Speer ist Dir ins Herz gegangen.
Du taumelst mit dem Lockenhaupt!

Die Mörder treten aus der Mitte,
Es flieht das Volk in scheuem Lauf —
Wer naht? Ein Weib mit eil'gem Schritte
Und fängt den Sohn im Sinken auf.

Sie löst des Panzers Eisenspangen,
Sie kniet, den wunden Leib im Schooß.
Das Auge Glut u. fahl die Wangen
Versteint, versteinend, regungslos.

Es zagen, die von fern es schauen,
Sie starrt die Wunde zornig an,
Es fühlen alle voller Grauen
Der Mutter Fluch im Sturme nah'n.

Sie hebt den Arm: der Klage Tönen
Spürt schon die bangerregte Luft,
Es wird wie die Posaune dröhnen,
Die schaurig zum Gerichte ruft.

Wie starrt sie auf die Seitenwunde,
Den Leib den todtesblassen schon!
Da plötzlich stirbt auf ihrem Munde
Der Fluch — u. sinkt des Armes Droh'n.

Es mahnt der Seitenstich des Bleichen,
Den sie in ihren Armen hält,
Sie an den Sohn der Schmerzenreichen,
Der sich geopfert für die Welt.

Sie ruft: „Der Hand die Dich erstochen,
Vergieb ihr, sieh mich auf den Knie'n!"
Schon ist sein Auge halb gebrochen;
Sie fleht: „Noch hast Du nicht verzieh'n?"

Da leuchtet auf das letzte Leben,
Dem Mutterwort gehorsam bloß,
Die Lippe haucht: „Ihm ist vergeben!"
Dann stirbt er in der Mutter Schooß.

Ein Glied genommen aus der Kette
Des Zorn's u. Segensgeister weih'n
U. reinigen des Fluches Stätte —
Nun darf es endlich Friede sein!

Zürich 23 Febr. 1867.

Mein verehrter Freund,

Soeben erhalte ich die Traueranzeige von dem Abscheiden Ihrer Schwester u. will keinen Augenblick zögern, Ihnen mein herzliches Beileid zu bezeugen. Ich weiß zu gut, ein wie enges wohlthätiges Band die Schwesterliebe ist, um nicht,

auch ohne Ihre Schwester gekannt zu haben, die Größe Ihres Verlustes zu begreifen u. an demselben herzlichen Antheil zu nehmen. Die letzten Zeiten haben Ihnen doch viel Schweres gebracht; die öffentlichen Ereignisse, der häusliche Verlust — möge es nun endlich genug sein! Meine Schwester die schon an der Krankheit der nun Seligen großen Antheil nahm, bittet mich, Sie ihrer herzlichen Theilnahme an Ihrer Trauer zu versichern.

Die letzten Wochen haben mir viel Anregendes gebracht. Mehrere Besuche, mein liebster Jugendfreund[1]), ein österr. Hauptmann, auf Urlaub in Zürich, seiner Heimat, ein anderer Freund, Dr. Brocher,[2]) ein hochbegabter junger Nationalökonom, einige Tage hier weilend, u. anderes. Sie werden den Brief mit den Proben der neuen Sachen erhalten haben u. ich bin gewärtig, ob u. wie Sie dieselben der alten Sammlung anzuhängen gedenken. Meine Stimmung ist gegenwärtig so gut, daß ich bereit bin, wenn Sie es wünschen, in ganz kurzer Frist die neuen Sachen (etwa 20 Balladen u. wohl ebensoviel kleinere Gedichte) zu Ihrer Disposition zu halten. Eins habe ich gelernt, die Stimmung zu nutzen, wohlwissend daß sie intermittirend ist.

Die Bibliothèque universelle (übrigens in letzter Zeit gesunken) hat mich auffordern lassen, was ich schreibe, gleichzeitig in ihren Spalten französisch erscheinen zu lassen u. will die Übersetzung besorgen: ein Vorschlag, der mir einen fast lächerlichen Eindruck gemacht hat, u. sich daraus erklärt, daß ich eben lang in Genf u. Lausanne gelebt habe u. sich die guten Leute dort vorstellen, es sei mehr mit mir, als ich selbst annehmen darf. Es hängt ferner mit den Träumen von einer spezifisch schweizerischen Literatur zusammen, die ein baarer Unsinn sind.

Treu-ergeben

C. F. Meyer.

---

[1]) Conrad Nüscheler.

[2]) Henri Brocher de la Flégère.

Zürich 8 März 1867.

Mein verehrter Freund,

Ich habe einige Tage für eine gemeinnützige Arbeit opfern müssen, der ich mich nicht wohl entziehen konnte. Nun bin ich in bester Stimmung den Jenatsch u. die zweite Sammlg gleichzeitig zu fördern. Es freut mich daß Ihnen die neuen lyrischen Sachen nicht mißfallen haben: ich will diese Seite (wenn die Stunde günstig ist) nicht vernachlässigen.

Mit dem vorliegenden Titel der „Balladen" bin ich einverstanden. Preis u. Jahrzahl nach Belieben. Nur streichen Sie das: in Zürich, ich bitte sehr. Es hat einen lokalen Geschmack, der sicher mehr schaden als nützen würde. Ich rede aus Erfahrung.

Treu-ergeben

C. F. Meyer.

Seehof, Küsnach bei Zürich 28 Oct. 1869.

Geehrter Herr u. Freund,

Ihre letzten Zeilen geben mir die Gewißheit daß Sie sich meiner in Freundschaft erinnern u. ich Ihnen durch mein langes Schweigen nicht fremd geworden bin. Meinerseits vernahm ich mit Teilnahme daß Ihr Halsleiden gebessert ist, u. wünsche völlige Heilg, mit dem Hintergedanken, eine Nachcur führe Sie nächstes Jahr wieder in die Schweiz u. diesmal über Zürich. Die Photographie Ihrer neuen Einrichtung würde mich interessiren u. ich erlaube mir Sie daran zu erinnern.

Über Navilles problême du mal habe ich mich in einem früheren Schreiben[1]) offen geäußert. Naville wird nun freilich gerade in den Kreis gedrängt werden, den er zu vermeiden wünschte, wenn sich überhaupt für ihn in Deutschl. ein größerer Leserkreis findet.

Die unter uns vor Jahren besprochenen hist. Novellen sind nicht aufgegeben; ich werde mich aber hüten Ihnen davon zu reden, bis etwas Vollendetes vorliegt.

[1]) Scheint zu fehlen.

„Romanzen u. Bilder" lege ich hier in Ihre Hände; zu einem auffallenderen Titel kann ich mich unmöglich entschließen. Format Laubes Deutscher Krieg oder das kleine von Navilles Pflicht,[1]) die Auflage klein (300?), alles nach Ihrem als des Sachverständigen Ermessen. Erwünscht wäre mir die Sendg für Zürich vor Weihnachten zu haben; in Deutschland erschiene das Büchlein zur Ostermesse; ist das aber möglich, da ich die Correctur natürlich selbst besorgen will? Wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, die Sachen zu durchlesen, machen Sie mich ja wohl aufmerksam, wo Sie sich an einem undeutschen Ausdruck od. an einer undeutlichen Wendg stoßen sollten? Auf eine kurze Empfangsanzeige u. ein Wort über die Kosten lassen Sie mich nicht allzulange warten?

Es empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen

Treu ergeben

C. Fd. Meyer.

Nicht zu vergessen: auf gelblichem Papier.

Küsnach Seehof 27 Dez. 1869.

Ihre Sendung[2]) ist am Vorabend von Weihnachten glücklich hier angelangt u. hat mir, ich gestehe es, eine ganz kindliche Freude gemacht. Einige Makel, an denen ich selbstverständlich allein Schuld trage u. die ich auch niemand entdecke, der sie nicht selbst findet, verschwinden vor der Correctheit des Ganzen. Wie nun auch der Erfolg sei, es ist etwas geleistet, das für mich wenigstens Werth hat, eine Stufe ist eingehauen, in die sich der Fuß setzen läßt. Nun wird die Poesie für einmal ruhen, u. eine prosaische Arbeit an die Reihe kommen, die ich Ihnen, so bald sie beendigt ist, vorlegen werde.

---

[1]) Ernest Naville. „Die Pflicht. Zwei Reden an die Frauen." Autorisierte Übersetzung. Leipzig, H. Haessel 1869. (Die Übersetzung rührt von Betsy Meyer her.)

[2]) „Romanzen und Bilder."

Ich war einen Augenblick ungewiß, ob von der Sendg ein Theil für Schultheß u. C. Schmidt (Schabelitz) bestimmt sei; da ich Ihnen aber ausdrücklich alles überlassen habe u. die definitive Vereinigung der öconomisch-buchhändlerischen Seite Ihnen durchaus anheimgestellt ist, enthielt ich mich jeder Einmischg. Schultheß hat die Erscheinung angezeigt u. Schmid wird sich tüchtig erweisen wie immer. Auf die Gefahr hin von Ihnen ausgelacht zu werden, gestehe ich, daß mir die literarische Seite näher liegt u. der Gedanke, einen bescheidenen Platz in der Literatur zu erobern, mich le quart d'heure de Rabelais d. h. die Stunde der Abrechnung für einmal vergessen läßt.

Die geschmackvollen Einbände u. besonders die Sorgfalt der Einwickelung haben meiner Schwester einen Ausruf der Bewunderung entlockt.

Ein junger Dramatiker, Dr. Calmberg, der diesen u. den verflossenen Winter einige hübsche Lustspiele in Zürich aufführen ließ, hat mir eine Recension für das hiesige Hauptblatt, die N. Zürichzeitg versprochen. Wann u. in welchem Geiste er Wort hält, steht dahin, da ich ihn nicht bedrängen mag. Vielen Antheil an dem Büchlein hat Dr. Wille, der ein Landhaus in dem nahen Meilen bewohnt. Der merkwürdige, höchst bedeutende Mann (er figurirt in Heines „Wintermärchen") hat mich ausgezeichnet berathen. Ein schönstes Exemplar habe ich der Frau Mathilde Wesendonk, der Dichterin des Drama: Gudrun überreicht. Sie ist eine Art Königin des hiesigen lit. Kreises u. man muß den Majestäten alle Ehrfurcht beweisen.

Meine besten Wünsche für 1870.

Leben Sie wohl, mein schweigsamer Herr u. Freund.

C. Fd. M.

Sprechen Sie niemandem von meiner Ende pag. 2 ausgesprochenen Ambition. Die Äußerung ist confidentiell u. bleibt ganz unter uns!

Küsnach Seehof 29 Dez. 1869.

Lieber Freund,

Ihre Zeilen 26. haben mir, als seit langem die erste schriftliche Berührg Freude gemacht u. ich beantworte sie Zeile um Zeile.

Ihr Eifer meine Wünsche in dieser für den Buchhändler so stürmischen Zeit zu erfüllen verdienen meinen freundlichsten Dank. Möge die Zeit für Sie kommen, wo Sie, ohne Beschränkung Ihrer Geschäfte, sich doch eine verdiente Rast gönnen dürfen.

Die verausgabte Summe steht zu Ihrer Disposition: nur bitte ich um deren billige Umsetzung in das Decimalsystem (fr. u. cent.) u. auf (sic) deren Beziehung auf einem Wege, der den Ursprung der Ausgabe nicht verräth.

Es freut mich daß Ihnen die bezeichneten Stücke, die auch meine Lieblinge sind, gefallen haben. Meine Übersetzertalente werden ja wohl noch einmal ihre Anwendung finden. Vorerst bin ich mit einer Novelle (Bartholomäusnacht)[1]) beschäftigt, die zu Ostern fertig sein dürfte.

Die Züricher Handlungen haben gestern annoncirt. C. Schmid 1,35, Orell Füßli 2 Fr., Schultheß ohne Preisangabe. Fast täglich in der Stadt, bleibe ich gerade jetzt auf meinem stillen Sitz u. in meinem alterthümlichen Zimmer.

Beiliegend Zuschriften die Sie mir, lieber Freund, mit Ihrer bekannten Gefälligkeit, jede von einem Exemplare begleitet (Sie legen die Zuschrift in das Büchlein) gütigst besorgen wollen.

Gottschall } Leipzig
Laube }

Geibel wo? (Sie werden das schon wissen.)

Vischer } Stuttgardt
Menzel }

Weiter für einmal nur wenn u. an wen Sie es für gut finden.

---

[1]) „Das Amulet".

Sie haben überhaupt selbstverständlich carte blanche: sobald Sie ermessen daß eines oder mehrere Exemplare gut angewendet seien, verfügen Sie darüber.

In der Schweiz dürfen Genf u. Lausanne (in Genf Müller-Darier oder Georg), St. Gallen und namentlich Basel nicht vergessen werden.

Wir bleiben ja wohl in Verbindg u. ist etwas vergessen, hole ich es das nächste Mal nach.

Meine aufrichtigen Wünsche für 1870.

Treu ergeben
C. Fd. Meyer.

Seehof Küsnacht 15 Febr. 1870.

ich wünsche Ihnen Glück daß der geschäftreiche Januar zurückgelegt ist u. Sie, mein verehrter Freund, nun wieder aufathmen können. Wir waren hier fast insgemein von der Grippe geplagt u. sehen dem Frühling mit Verlangen entgegen.

Alle Ihre Arrangements unterschreibe ich, Sie wissen es, im voraus. Schenken Sie ja die Romanzen, wo empfänglicher Boden ist. Es möchte gut sein, in der Schweiz in jeder Hauptstadt (Basel, Bern, St. Gallen, Lausanne, Genf) einige Exemplare der ersten Buchhandlg, in den franz. Städten der deutschen Buchhandlg en dépôt zu geben. Solche Sachen haben gewöhnlich stille Anhänger, die oft ihre Bekannten, erst Jahre nach der Veröffentlichg, zum Kauf verleiten: Dann ist das Büchlein nirgends vorhanden. Doch, wie gesagt, Sie verstehen das besser. Auch eine kleine Annonce ist rathsam. Ich schlage folgende vor, die, ich bitte Sie, es zu glauben, nicht von mir herrührt.

„Tiefe der Empfindung, künstlerische Gestaltungsgabe, Reinheit der Form sichern diesem kleinen Band gewählter Gedichte einen sympathischen Leserkreis."

Was Sie mir über „Gottschall" sagen, hat mich betrübt. Soeben erhalte ich einen Brief von Kinkel, der mich wirklich

in Erstaunen setzt durch die Sicherheit u. Gerechtigkeit seines Urtheils. Dieser Kinkel ist doch ein guter Junge, er schreibt mir daß er „vor mehr als 100 Personen" zwei meiner Gedichte vorgelesen.[1])

Glauben Sie nicht daß ich eitel sei. Ich kenne meine Schwächen vollkommen u. weiß wie wenig Chancen ich habe, durchzudringen. Doch beschäftige ich mich gegenwärtig mit heiterem Gemüth mit meiner Novelle u. denke: Morgen ist auch noch ein Tag. Wenn Sie im Juni in die Schweiz kommen, ist vielleicht Gelegenheit sich zu sehen u. ich könnte Ihnen meine Arbeit vorlesen.

Tragen Sie Ihrer Gesundheit Sorge, ich bin immer besorgt, Sie vergessen diesen Punkt zu sehr.

Ihr ergebener
C. Fd Meyer.

Dr. Calmberg, mit dem ich gestern auf dem Spätschiff (11 Uhr) von Zürich nach Küsnach reiste, scheint seine Recension vergessen zu haben, ich mochte ihn nicht mahnen. Wir werden ja unsern Weg sonst finden.

Küsnach 3 Juli 1870.

Ihre Zeilen vom 2. Juli, lieber Freund, beantworte ich mit fliegender Feder umgehend. Es thut mir leid, daß Ihre Gesundheit der Erholung so sehr bedürftig ist, hoffe aber daß Sie dieselbe im Engadin wiederfinden werden.

---

[1]) Angeklebter gedruckter Zettel, darauf von C. F. Meyers Hand:

Noch nie habe ich mich in besserer Gesellschaft gefunden.

Vorlesestücke
von Gottfried Kinkel.

Die Hirschjagd. — Aus Immermann's Tristan.
Weinsegen. / Das Heimchen. — Aus „Romanzen und Bilder" von C. Ferdinand Meyer.
Der Spaziergang. / Die Beschwörung. — Aus Göthe's Faust.

Die bezügliche Summe steht zu Ihrer Disposition, geben Sie mir gefälligst Ihre genaue Adresse, so schicke ich Ihnen sofort ein Postmandat. Die Bücher über das Engadin, namentl. Tarasp, vielleicht auch etwas Geschichtliches über Graubünden will ich nach bestem Wissen besorgen.

Es thut mir Leid daß die „Pflicht" nicht geht, obwol ich es voraussah u., wie Sie mir zugeben werden, daran unschuldig bin. Es war eben eine Gefälligkeit für Naville. Die Übersetzg ist makellos.

Sie müssen zugeben, l. Freund, daß ich Sie noch nie in Verlust gebracht habe. Ja ich würde mir sogar getrauen, jetzt sehr spannend zu schreiben u. die Lebensadern zu treffen.

Über die „Romanzen" ist eine hübsche Notiz in „Über Land u. Meer" erschienen, ferner eine ziemlich weitläufige Kritik in der Bibliothèque universelle; Mehreres steht in Aussicht. Dennoch denke ich nicht daß das Bändchen, das etwas verschiedenartig zusammengewürfelt ist, durchdringen werde. Ich habe Besseres in Vorbereitg.

Schreiben Sie mir l. Freund, rechtzeitig ob Sie uns besuchen, in welchem Fall ich Ihnen leicht ein ruhiges Zimmer geben kann, oder ob Sie einen anderen Weg wählen. In letzterem Falle bin ich, wenn Sie es sich nicht verbitten, im Stand, Ihnen in Tarasp einen kurzen Besuch zu machen. Ich möchte Manches mit Ihnen besprechen.

Treu ergeben

Ferd. Meyer.

---

8 Juli 1870 Seehof, Küsnacht.

Vor allem, verehrter Freund, empfangen Sie hier die schuldige Summe von 278.50: ich ziehe es vor, Ihnen dieselbe verpackt zu schicken u. bitte um gefällige Quittirung.

Es geht unsere kleine Graubündner Reisebibliothek mit, die das Wesentliche enthält. Wenn Sie Meyer v. Knonaus

„Schweiz"[1]) wünschen, das Beste was ich über die heimischen Dinge weiß, wenigstens Tome II mit Graubünden, haben Sie nur zu reden.

Gern, l. Freund, würde ich zu Ihnen eilen. Aber mich halten Verpflichtungen, gesellige u. andere. Sollten wir uns sehen, so sind drei Möglichkeiten.

Entweder Sie kommen über Zürich zurück. Rapperswyl: Dampfschiff statt Eisenbahn. Nachtquartier in Küsnacht Seehof. Das Einfachste.

Oder, Sie geben mir, heimkehrend, ein Rendez-vous in Bregenz oder sonst am Bodensee.

Oder, wenn Sie, was ich wünsche, länger bei Tarasp verweilen, gehe ich, der Kühle zu genießen, nach Davos auf einige Tage, wo dann der scheidende Berg bald überschritten ist.

Die gestrigen Depeschen von Paris haben hier sehr aufgeregt. Soeben erhalte ich die neueste Zeitung: ich denke, die Sache wird sich beilegen, wäre aber auch über ein kriegerisches Resultat nicht erstaunt.

Schreiben Sie mir, l. Freund, wie Sie sich befinden u. wie lange Sie muthmaßlich in Schuls bleiben: dann wird sich das Weitere entscheiden lassen.

Treu ergeben

C. Ferdinand Meyer.

Davoskulm 24 Juli 1871.

Verehrter Freund,

ich bin im Fall, Sie um einen Dienst zu bitten, an dessen Erfüllung mir viel gelegen ist. Pfr. Ettmüller[2]) hat mit meinem „Hutten" kein Glück gehabt, u., da die Zeit drängt,

---

[1]) Ger. Ludw. Meyer v. Knonau, Erdkunde der Schw. Eidgenossenschaft. 2 Bände, 2. Auflage. Zürich 1838—39.

[2]) Der Germanist E. M. L. Ettmüller (1802—1877) hatte das Ms. des Hutten, das Haessel schon zugesagt war, an Brockhaus gesandt, der es aber ablehnte.

ersuche ich Sie, bei meinem Gedicht Pathenstelle vertreten, d. h. es auf meine Kosten drucken u. in Ihrem Verlage erscheinen lassen zu wollen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mir das Schicksal meiner Arbeit, die ich für reifer halte als die früheren, am Herzen liegt: erscheint sie nicht jetzt, so kommt sie zu spät. Format, Druck, Auflage wünsche ich, wie bei den Romanzen, nur das Papier von weißer Farbe. Das Manuskript liegt bei Brockhaus, wo ich Sie bitte, dasselbe so schnell als möglich zurückziehn zu lassen. Beruhigen Sie mich, l. Freund, ich bitte Sie dringend mit ein paar Worten darüber, woran mir alles liegt, daß mein Gedicht auf die Herbstmesse bei Ihnen erscheinen kann. Die letzte Correktur würde ich hier Davos (Culm) Graubünden Schweiz besorgen, wo ich mich bis Mitte Sept. aufzuhalten gedenke.

Nicht wahr, l. Freund, ich darf auf Sie zählen? ich werde es Ihnen hoch anrechnen.

Meine Schwester grüßt bestens u. dankt für den noch in Küsnacht erhaltenen Brief.

Treuergeben
C. Fd. Meyer.

Das bei Brockhaus liegende Manuscript ist betitelt:
Huttens letzte Tage
eine Dichtung von C. Fd. Meyer.

Davos (Culm) 1 Aug. 1871.

Herrn Buchhändler H. Haessel,

in der prompten Erfüllg meines Wunsches erkenne ich Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, für welche ich Ihnen herzlich dankbar bin. Wir wollen es bei einer Auflage von 750 Ex. bewenden lassen. Vergessen Sie nicht, mir Ihr Urtheil über meinen „Hutten" zu sagen, das zu vernehmen ich begierig bin. Auf Seite 2 sind zwei nothwendige

Aenderungen verzeichnet, die ich Sie dem Drucker rechtzeitig mitzutheilen bitte. Hernach wird sozusagen nichts mehr zu ändern sein.

Ihr Cd. Fd. Meyer.

Davoskulm 29 Aug. 1871.

Lieber Freund,

heute, zum ersten Mal, ist der erwartete Correcturbogen länger als eine Woche ausgeblieben, u. wenn ich den Hutten nicht in so guten Händen wüßte, würden mir Besorgnisse aufsteigen, ob er auch gewiß auf die Messe fertig wird. Halten Sie mir das zu gute, das Gedicht liegt mir eben am Herzen. Zwei nothwendige Correcturen, die allerletzten, die Sie vielleicht noch im Manuscript vornehmen können, verzeichne ich auf dem zweiten Blatte.

Sagen Sie mir nicht bald ein Wort, welchen Eindruck der Hutten auf Sie macht?

Treu ergeben
C. Fd. Meyer.

36.

Statt: Seefahrt muß die Ueberschrift lauten:
Der kleine Gefährte.

48.

Das Gewitter.

Vers 11 muß lauten statt

Herr, hauch mich an aus der Gewitterluft
Und sprich zu mir an meiner frühen Gruft!

Ich kniee hier auf meiner frühen Gruft,
Sprich, Herr, zu mir aus der Gewitterluft!

Davos-Kulm 13 Sept. 1871.

Eben erhalte ich, l. Freund, einen Brief von Dr. Wille, der mir den ungefähren Inhalt der an Sie gesandten Anzeige

des „Hutten" für die öffentl. Blätter mittheilt. Lassen Sie, ich verlange es, den Namen „Gottschall" weg u. schreiben Sie einfach „die Urtheile competenter Kritik". So viel mir erinnerlich, war jene Beurtheilung der Romanzen u. Bilder in den Blättern für lit. Unterhaltg die Sie mir s. Z. zuschickten, von Gottschall nicht unterzeichnet.

Dr. Wille, mit dem ich, seit ich hier bin, d. h. seit 10 Wochen, nicht verkehrte, erfuhr durch meine Bitte um ein Wort der Empfehlg bloß, daß Hutten in Ihrem Verlage erscheint, unter welchen Bedinggen weiß er noch nicht u. scheint darüber im Irrthum. Er räth, die Dichtg namentl. in der A. Augsbgr Z. reichlich anzuzeigen u. meint, das dürfte auch für die Schweiz genügen. Mein Wunsch ist: 4malige Anzeige mit Intervallen in der A. A. Zeitg, 2malige (mit einer Woche Distanz) in der Neuen Zürcher Zeitg. Allfällige Annoncen in andere deutsche Blätter nach Ihrem Gutdünken! im Tagblatt den Züricher Buchhändlern zu überlassen.

Was sagen Sie, werther Freund, zum Hutten?

In herzl. Ergebenheit

C. Fd. Meyer.

Davoskulm 19 Sept. 1871.

Es hat mich herzlich gefreut, liebster Freund, daß Sie der „Hutten" stellenweise gepackt hat, ich hoffe, die vollständige Lektüre wird Sie auch mit Geist u. Form des Ganzen zufrieden stellen. Sie haben sich in dieser Angelegenheit als ein treuer Freund erwiesen, was ich Ihnen nicht vergessen werde.

Was die Annonce betrifft, so bin ich in einiger Verlegenheit. Von Haus aus ein Feind jeder Reklame, wäre es mir das Liebste, meinem Wesen Angemessenste, auf alle öffentliche Empfehlung des Hutten zu verzichten. Aber was soll ich an Wille schreiben, der überzeugt ist, mir durch seine Anzeige einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben? Kürzen

läßt sich dieselbe nicht wohl u. es widersteht mir, selbst eine zu schreiben. Gar nichts ist aber zu wenig in dieser bösen Welt. Oder glauben Sie wirklich, mein l. Freund, wenn ein Gedicht nur von Solchen gekauft wird, die sich persönlich für den Dichter oder unaufgefordert für eine Erscheinung im Gebiete der Poesie interessiren, glauben Sie, es verlohne sich dann überhaupt, Verse drucken zu lassen? Glauben Sie das wirklich, so ist es mir ein Trost! Ich betrachte es schon längst als eine schöne Täuschg. Mißverstehen Sie mich nicht! Persönlich halte ich es für das Beste nicht nur, sondern auch weit für das Angenehmste, weniger zu scheinen als zu sein, im öffentlichen Leben aber denke ich anders. Der Hutten ist mir wichtig als Stufe, als Anmeldg anderer z. Th. schon halb vollendeter Arbeiten. Ermuthigung von außen aber, Interesse von Andern an meinen Schöpfungen ist für das Gelingen derselben ein Moment, das ich keineswegs unterschätze. Wüßten Sie, wie ich, verehrter Freund, welchen hemmenden Einfluß ein gewisses theilnahmloses Wohlwollen, achselzuckendes Gewährenlassen jahrelang auf mich ausübte, so verstünden Sie, wie sehr ich Wille verpflichtet bin für das warme Interesse u. die dauernde Anregung, die ich in seinem Kreise finde. Dr. Wille ist ein höchst geistvoller Mann, eine rastlose Feuernatur, kein Enthusiast, sondern ein Pessimist, der allerdings von seiner früheren journalistischen u. polit. Laufbahn her gewöhnt sein mag, die Menschen zu sehr zu bearbeiten u. vorwärts zu stoßen u. sich damit Feinde macht. Ich bin ihm trotz mancher Schärfen u. größter Verschiedenheit unserer Charaktere herzlich zugethan u. kann ihn unmöglich zum Dank für den erwiesenen Freundesdienst beleidigen. Ich werde ihm einfach sagen, die Annonce scheine Ihnen zu lang.

Ich schlage Ihnen zur Auswahl zwei andere von nahebefreundeter Hand vor.

Die letzten Kämpfe des sterbenden Hutten; wenige aber bedeutsame Figuren erscheinen, meistens Vertreter der Mächte, deren Befehdung seines Lebens Inhalt u. Ehre war. Das Werk eines wahren Dichters.

oder noch besser:

Der kranke Hutten auf der Insel Ufenau; das Nachtönen u. Ausklingen seines vielbewegten Lebens. Eine männliche Lyrik mit einem Anflug von Humor, der erst dem Ernst der Todesstunde weicht.

Ich bin selbst erstaunt, l. Freund über die Länge meines Briefes, den ich nicht mehr überlesen kann. Ich höre schon die Schellen der Postpferde.

Die Sendg an Wille besorgen Sie? Doch wem sage ich das? Sie sind ja die Pünktlichkeit in Person.

Treuergeben
C. Fd. Meyer.

Davoskulm 28 Sept. 1871.

Verehrter Freund,

Der Tag meiner Abreise nähert sich, am 4 Oct. kehre ich nach Küsnacht zurück aber nur, um dort Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien zu treffen. Die brochirten Exemplare, die ich mir hierher erbat, sind mir willkommen, wenn sie bis zum 2 Oct. anlangen, könnten mir übrigens leicht von hier nach Küsnacht nachgeschickt werden. Dort, in Küsnacht, wo ich etwa 10 Tage verweilen werde, wünsche ich 30 Exemplare zu erhalten.

Sie, mein lieber Freund, bitte ich die Recensionsexemplare nach Gutbefinden besorgen zu wollen, eines natürlich an die Brockhausischen Blätter für lit. Unterhaltung.

Ferner ein Exemplar an Geibel, eines an Prof. Dr. Theodor Vischer, den Ästhetiker in Stuttgart, zwei an Prof. D. Gustav Pfizer, Kronenstraße in Stuttgart, eines an Pfarrer Dr. Friedrich Haupt[1]), Gronau über Bensheim, hessische Bergstraße.

Mich wundert, ob Sie eine Annonce u. welche Sie wählen. Ich bin gewiß, daß Sie mir den Erguß in meinem letzten Brief nicht übelgenommen haben.

Treuergeben
Cd. Fd. Meyer.

---

[1]) War C. F. Meyers Lehrer am Zürcher Gymnasium.

Davoskulm 2 Okt. 1871.

Ihre Sendung (6 Ex.) ist glücklich hier angelangt u. die zwei so geschmackvoll gebundenen Exemplare waren, voraus bei meiner l. Schwester herzlich willkommen. Die Annonce ganz in Ordng. Laubes Artikel ist ein kleines Meisterstück, danken Sie ihm dafür in meinem Namen ausdrücklich. Wenn nur ein ähnlicher in der Augsb. Allg. erschiene! Es wäre mir ein Leichtes, bei Kinkel oder Lang,[1]) mit denen ich gut stehe, einen Artikel zu sollizitiren, aber es ist gegen meine Natur.

Herzlich hat es mich gefreut, daß Sie den Eindruck, den Sie von meinem Hutten empfiengen, einen wohlthuenden nennen, ich werde weiterhin meine Kräfte so gut u. gewissenhaft als möglich anwenden u. Ihren Wink in keiner Weise vernachlässigen.

Die Schenkexemplare habe ich in meinen letzten Zeilen verzeichnet. Rezensionsexemplare versenden Sie ganz nach Belieben, eher zu reichlich als zu spärlich! Ich nenne:

Blätter für lit. Unterhaltg.
Schwäbische (sic) Merkur.
Über Land u. Meer.
Preuß. Nationalzeitg
Norddeutsche Allgemeine
Allgem. Augsburger
Im neuen Reich

Übermorgen kehre ich nach Küsnach zurück, von wo ich Ihnen jedenfalls zwei Worte schreibe.

Nun einmal meinen Dank für alles Gute!

Ihr
C. F. Meyer.

---

[1]) Der Reformtheologe Heinrich Lang (4. XI. 1826 bis 13. I. 1876).

Seehof Küsnacht 5 Oct. 1871.

Seit gestern abend bin ich wieder hier u. fand, mein lieber Freund, die gewünschten 30 Exemplare, 20 davon sind meiner l. Schwester zu billiger Belohnung ihrer treuen Sekretärdienste bestimmt, diese werden nur sehr allmälig in fremde Hände kommen; die übrigen 10 sind unerläßliche lit. Gegengeschenke oder gehen nach Genf. Also, l. Freund, hoffe ich Ihnen den hiesigen Markt nicht zu verderben.

Meine Nachbarin die Gräfin Plater schreibt: Diesen Vormittag (gestern) traf ein Brief aus Berlin ein, worin zu lesen: Huttens letzte Tage gefallen sehr. —

Ob es wahr ist?

Die Winterreise ist durch den möglichen Verkauf unserer Wohnung u. die vorübergehende Dienstunfähigkeit eines unserer Dienstboten (einer Vertrauensperson) fast geboten. Ich brächte den Winter weit lieber in einer deutschen Stadt zu, wenn die geselligen Kreise in Deutschland so zugänglich wären, wie in Italien. Nach italienischen Demokraten (wie nach Demokraten überhaupt) gelüstet mich so wenig wie Sie, ja ich habe mit einem russischen (sogenannten Nihilisten), der mich mit seinen Phrasen langweilte, in Davos kurz abgebrochen.

Lassen wir den Hutten seinen Weg suchen u. dann soll im Frühjahr etwas „Prosaisches" nachfolgen. Luft u. Landschaft werden mich stimmen. Es hat mir denn doch ein großes Vergnügen gemacht, als ich gestern in Rapperswyl im Gasthof Ihre Annonce fand, wie wacker Sie mit Ihrem Namen zum Hutten stehen.

Wir schreiben uns doch von Zeit zu Zeit, verehrter Freund

Treu ergeben

C. Fd. Meyer.

---

13 Nov. 1871.

Hôtel Bellevue, München.

Haben Sie die Güte, verehrter Freund, ein Exemplar von „Huttens l. Tage" unter folgender Adresse zu besorgen:

Herrn von Doß, Blumenstraße 8 III München. H. von Doß hat mir näml. zugeredet, durch seine Vermittlg mein Büchlein Strauß, den er persönlich kennt, zukommen zu lassen u. ich mochte nicht nein sagen. Auf das Innere der Decke bitte ich zu schreiben: Dem Biographen Huttens.

Professor Benndorf las mir eben eine ausgezeichnete Rezension Huttens vor, die er dem „neuen Reich" bestimmt. Ich weiß aber nicht, ob sie wird aufgenommen werden, da sie ziemlich lang ist.

Über meine Wünsche, diese Auflage betreffend, hat Ihnen meine l. Schwester berichtet.

Kinkel scheint den Hutten nicht zu goûtiren u. ich kann es ihm nicht verübeln.

ich sollte mich eilen, über die Berge zu kommen u. kann mich von dem l. München nicht losmachen.

Sobald ich in Verona bin, theile ich Ihnen meine dortige Adresse mit. Der Ihrige

C. F. Meyer.

Verona 27 Nov. 1871.

Mein l. Freund,

Ihre Zeilen erwarteten uns heute beim Frühstück u. haben uns Freude gemacht. Herzlichen Dank für die Empfehlung an Hn. Nußbaum.

Sie haben doch meinen Brief von München erhalten, worin ich Sie bat, ein Exemplar des Hutten an Herrn v. Doß, Blumenstraße, München zu schicken u. Ihnen von der Rezension erzählte, die Benndorf für das „neue Reich" bestimmt hat? Ich bin hier von Deutschland so vollständig abgeschnitten daß ich ganz auf die Correspondenz meiner Freunde angewiesen bin. Eine Rezension des Hutten von Vulliemin in der Bibliothèque universelle (Lausanne) ist mir gleichfalls angekündigt, aber ich weiß nicht, wie ich mir dieselbe verschaffen soll.

Ihren Vorschlag, den Hutten betreffend, nehme ich an. Die erste Auflage (möchte der Hutten eine zweite erleben!) gehört Ihnen u. Sie haben die Güte, die von Ihnen bezeichnete Summe dem deutschen Invalidenfond zu übermitteln.

Alles Gute!

Ihr C. F. Meyer.

Verehrter Freund,

Da mein l. Bruder noch ein halbes Blatt weiß läßt, so möcht' ich Ihnen noch schnell unsern herzlichen Dank für Ihr Empfehlungsschreiben an Herrn Nußbaum und für Ihre Winke bezüglich des Gardasee's darauf setzen.*) Ihre Reisegedanken wurden von uns immer sehr gut u. praktisch erfunden und wir werden nicht versäumen, sie zu benützen. — Der Gardasee mag allerdings im Sommer noch reizvoller sein, als jetzt. Da wir aber für Brescia mehr als einen Tag brauchen, in Desenzano jedenfalls einige Stunden Aufenthalt beabsichtigen und Conrads bestem Freunde, einem in österr. Diensten stehenden Zürcher, der 5 Jahre in Verona zubrachte, versprechen mußten, eine kleine Wallfahrt nach Pastrengo u. dem dortigen Telegraphenberg zu machen, dessen Aussicht herrlich sein soll, so wird sich die Dampfschifffahrt in diesen Plan trefflich einfügen lassen. Heut' ist nach ein paar grauen Tagen wieder ganz prächtiges Reisewetter. Die Sonne scheint so warm, daß mir ist, sogar in Leipzig kann's heute nicht neblig sein, ich sitze hier in einem natürlich ungeheizten Zimmer, und draußen singen die Vögel aus voller Kehle, wie am Zürchersee an einem sonnigen Apriltage. — Die Colomba besitzt noch heute die Vorzüge, die Sie von ihr rühmen, sie ist relativ sauber und hat geräumige Zimmer. Die unsrigen wählten wir auf der Mittagseite und wie Sie, aber nicht der Kühle, sondern der Möglichkeit des Heizens wegen, im obern Stockwerk. Es sind zwei Eckzimmer, die letzten Nummern rechts u. links im

*) Ihre Empfehlung werden wir abzugeben nicht versäumen. Sie thaten mir damit einen Freundesdienst. —

Corridor. — Verona gefällt uns täglich besser. Wie herrlich sind seine Paläste, wie merkwürdig die alten Kirchen, wie schön die Aussicht von den Höhen. Erinnern Sie sich wohl der Kirche S. Zeno? des herrlichen Hochaltarbildes, (Tod des h. Georg) in S. Giorgio? Im Palast Pompei an der Etsch ist jetzt eine sehr sehenswerthe Gemäldesammlung, die Schenkung des Grafen Bernascone, mit ein paar herrlichen Bildern von Coreggio u. Francia. — Einen sehr seltsamen Eindruck macht dem Reisenden, der Italien früher kannte, die Aufhebung der Klöster. In San . . . dino[1]), wo wir Ihre schöne Kapelle der Pellegrini besuchten, war Alles öde u. leer. Wie frei gingen wir in der Sakristei mit ihrem schönen Schnitzwerk und ihren Wandgemälden betrachtend herum, wie frei durch die früher streng verschlossenen Thüren! Jüngst um die Zeit des Ave Maria schlenderten wir längs einer langen Klostermauer in der Nähe des Giardino Giusti. Eine einsame Lampe brannte vor einer grün bekränzten Nische der Madonna u. über die Mauer ragte hoch im Abendlicht ein imposanter Glockenthurm. „Das muß Santa Maria in Organo sein," sagten wir, „könnten wir doch die Kirche noch ansehn"! — Wir fanden in der Klostermauer eine offne Thür, traten ein, fanden uns in langen, dunkeln Gängen, drangen etwas schüchtern weiter, durch eine wieder bloß angelehnte Thür u. befanden uns plötzlich im Chore der Klosterkirche. Ein kleiner Junge war zufällig da u. zeigte uns im Chor wahrhaft schöne von einem frate des 15ten Jahrhunderts in Holzmosaik ausgeführte Chorstühle. — „Ist Santa Maria in Organo ein Kloster?" fragte ich. „Es war eins", sagt der Kleine mit italiänischem Aplomb. Unterdessen läutete die Abendglocke; aber niemand kam, in der öden Kirche das Ave Maria zu singen. — Es ist diese Aufhebung der Orden eine ungeheure Revolution, die erst in Italien selbst recht ermessen werden kann.

Dankbar ergeben
Ihre
Betsy Meyer.

---

[1]) Ausgerissen.

Venedig 27 Febr. 1872.

Lieber Freund.

Im Begriff die Inselstadt zu verlassen, melde ich Ihnen noch mit einigen Zeilen daß mein hiesiger Aufenthalt ein fruchtbringender gewesen ist.

Vorgestern habe ich mein neues Gedicht beendigt u. es gestern meinen eben angelangten Freunden Wille u. Gemalin (von letzterer gibt Brockhaus in diesen Tagen einen dreibändigen Roman[1]) heraus) vorgelesen. Nach ihrem Urtheil darf ich Ihnen sagen, daß es, so verschieden es in Motiv u. Form von „Hutten" ist, diesem an Werth nicht nachgiebt. Es führt den Titel: „Der Engelberg, eine Legende." und behandelt, in durchsichtiger Symbolik an den Namen Engelberg sich anschließend, ein typisches Frauenschicksal, eine Art mittelalterliche Psyche. So lustig Anfang u. Ende (und wer kennt das Woher u. Wohin des Menschen?) sind, so realistisch ist das wirkliche Erdenleben behandelt. Es ist die Bildg eines einfach-schönen weiblichen Charakters durch das Erdenleben. Etwas größer als Hutten (1800 Verszeilen), ist es im Metrum des Kinkelschen Otto der Schütz geschrieben in wenigen Wochen, was dem Fluß der Verse zu gut gekommen ist. Ende März hoffe ich, mit Gottes Schutz, zurück zu sein u. dann mit frischem Auge die letzte Durchsicht vorzunehmen. Ende April steht das Gedicht zu Ihrer Verfügung. Der Jenatsch (in Romanform) ist im Geiste völlig schreibreif u. ich hoffe ihn (wenn nichts dazwischenfällt, bis Ende November zu vollenden.

Noch einmal meinen freundlichen Dank für Ihre Empfehlg an Herrn Nußbaum, u. alle Ihre Bemühungen für den Hutten, den ich, so scheint mir, als eine gute Stufe betrachten darf.

---

[1]) „Johannes Olaf", 3 Bände. Leipzig.

Sie wissen daß wir in Zürich Wohng wechseln. Vom 26 März an lautet die Adresse: Seehof Meilen am Zürichsee.

Seehof bleibt sich also gleich,
nur statt Küsnacht Meilen.

Ihr treuer
C. F. Meyer.

Meine Schwester grüßt Sie aufs freundlichste u. läßt Ihen sagen, daß die C. Assassini bei Tage nicht so gefährlich aussieht, wie zu Nacht, u. die Insel auf Ihrem Bild S. Servilio ist (über S. Giorgio hinaus.)

---

31 März 1872.
Seehof Meilen am Zürichsee.

Verehrter Freund,

glücklich von meiner it. Reise zurückgekehrt u. nach Meilen umgezogen, verlangt mich nach einigen Worten von Ihnen die ich mir mit diesen Zeilen erbitte.

Zuerst möchte ich wissen wie Sie sich befinden u. Sie ersuchen, wenn Sie nach Verona schreiben, ein Wort des Dankes an Hn. Nußbaum für seine mir bewiesene Gastfreundschaft anzufügen.

Dann bin ich begierig, etwas über die Aufnahme des Hutten in Deutschl. zu vernehmen, soweit sie sich jetzt übersehen läßt. Eine durch mehrere Märznummern laufende Rezension steht in den Baslernachrichten.

Sind Sie willig, lieber Freund, den: „Engelberg" zu verlegen? Doch wünsche ich vor allem, daß Sie mir den Gefallen thun, das Gedicht dessen Lektüre ungefähr 1½ Stunden verlangt, durchlesen u. beurtheilen zu wollen in einem reinlichen Manuscript, das ich Ihnen Ende April übersenden würde. Bis zu dieser Frist will ich es noch meiner eigenen Kritik u. derjenigen meiner Freunde unterziehen.

ich fühle mich Gottlob recht gesund u. muthig, u. bin im Begriff, den Jenatsch zu beginnen.

Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen aufs freundlichste.

Ihr
Cd. Fd. Meyer.

Meilen Seehof 30 Mai 1872.

Lieber Freund,

die Reinschrift meines neuen Gedichtes wurde gestern vollendet u. wird binnen Wochenfrist abgehen. Es soll hier noch zweimal mit Freunden gelesen u. zur Verstärkg des Zusammenhanges den Bändern noch einige Aufmerksamkeit zugewendet werden. Auch die sonst sehr leichte Form bedarf noch hie u. da etwas Touche.

Ich bin nun neugierig, welchen Eindruck das Gedicht, das, Ihre Zustimmung vorbehalten, den Titel: Engelberg. Eine Idylle. führt auf Sie machen wird u. ersuche Sie, mir denselben, mit zwei Zeilen, ganz unbefangen zu melden.

Ließe sich vor dem Druck das Urtheil von Frau Iduna[1]) einholen u. wäre namentlich Heinrich Laube, dessen geistige Frische ich bewundere, zu einem Blick in das Manuscript zu bewegen, das wäre mir lieb. Engelberg hat zwölf Capitel von ungefähr gleicher Größe, u. wird die Seitenzahl des Hutten wenig oder nicht übersteigen.

Die eben angelangte Anzeige im Protestantenblatt ist erfreulich Ihr M.

[undatiert auf einzelnem Blatt.]

Engelberg. Eine Dichtg. von C. Ferdinand Meyer.

Meyer's neue Dichtung zeigt uns das firnbeglänzte Klosterthal im XIII Jahrhundert. Sie erzählt das seltsame Schicksal einer reizvollen Frau, um welche sich farbenfrische Gestalten des Mittelalters lebendig gruppiren.

Wird Engelberg rasch gedruckt, besorge ich die Correctur

---

[1]) Iduna Laube.

umgehend von hier aus. Es wäre nett, wenn das Büchlein noch vor Ende der Cursaison erschiene.

Suchen Sie, lieber Freund, einen Aufenthalt, mittlerer Höhe u. zahlreiche Gesellschaft, so ist Engelberg zu empfehlen. Engstlenalp ist einsamer u. luftiger aber 6000 Fuß über Meer.

Treu ergeben
M.

Lieber Freund,

Damit die Probebogen noch heute abgehen, nur zwei Worte.

Haben Sie freundlichst ein Auge auf die Correcturen, deren wichtigste ich Ihnen auf der zweiten Seite zur Vergleichg beisetze, damit die Bogen fehlerlos aus der Presse hervorgehen.

Mit Ihren Propositionen bin ich einverstanden. — Die nötigen Berichtigungen für den Hutten, aber wirklich nur die durchaus nötigen, werde ich nächster Tage überschicken.

Der Gedanke, Engel musikalisches Talent zu geben, ist gar nicht übel; wir wollen uns das bis zur 2. Auflage überlegen.

Treu ergeben
Ed. Fd. Meyer.

Seehof Meilen am
Zürichsee 18 Juni 1872.

(Von Betsys Hand):

Seite 5.

Leis s c h w e b t ihn an ein Rosenglimmer,

Seite 7.

M a r t h e statt Martha

Seite 8.

Gesegneter des Herrn, e r z ä h l t!

Seite 9.

Des Engelberges steilen Hang.

Ein Wölklein schwebt' am Firmament,
Als hätt' es, eine weiße Locke,
Vom Titlishaupt sich losgetrennt;
Doch immer schneller wuchs die Flocke,

Sie flog im Morgenwind heran
Und dehnte sich zum Wolkenkahn.
Beweglich schienen seine hellen
Durchsicht'gen Segel sich zu schwellen,
Es ließen ihn die dienstbereiten
Frühwinde rasch thalüber gleiten,
Und wenn ihm eine von den scharfen
Berglüften kühl vorüberstrich,
Erschauert' es wie Geisterharfen,
Wie süße Saiten regt' es sich.

Es war die Barke oder Wolke . . . . .

Seite 11.

Sanct Jürg . . . .

Seite 11.

Sie winkt'. Ein heller Chor erscholl,
Ein Kinderjubel himmlisch klar,
Der Heil'gen mächt'ge Stimme quoll
Aus Herzenstiefen wunderbar.

Seite 13.

spielt statt stielt

Seite 19.

Sah lustig man ein Englein gucken.

Seite 24.

Auch sie der Abbatissin harrend,
Versunken in den Regen starrend.
Da schreckt die Träumerin das Wort
Der Mutter: „Friede sei mit Dir!

Seite 36.

Sieh', Engel, schimmern thaubenetzt

Seite 46.

Von frischem Wuchs und jung wir Beide.
Erst thaten wir uns nichts zu Leide,
Dann fing das Herz uns an zu grollen,

Seehof Meilen am Zürichsee
23 Juni 1872.

Lieber Freund,

Gleichzeitig die Correkturbogen 4. 5. 6. Auf der Rückseite verzeichne ich die wichtigsten Verbesserungen zu gütiger Vergleichung. Sorgen Sie ja, daß keine sinnentstellenden Druckfehler zurückbleiben.

Die, wenig zahlreichen, Correkturen zum Hutten stehen zu Ihrer Verfügung. Wann denken Sie mit dem Druck beginnen zu lassen?

Meine früheren Sachen werden doch auf dem Umschlag oder dem letzten Blatt angezeigt?

Treu ergeben
Ed. Fd. Meyer.

und mit freundlicher Empfehlung

Betsy Meyer.

Seite 49. V. 4. v. o.[1])

Die Beiden jetzt des Thales Breiten.

Seite 51. V. 6. v. o.

Sieht er sich fragend um und spricht:

Seite 51. V. 4. v. unten

Wie eines Wogensturzes Kraft

Seite 52. V. 4. v. o.

Sie fort auf knirschender Eisesdecke,

Seite 52. V. 13 v. o.

Hell jauchzt er, daß die Oede schallt,
Daß Antwort kommt von allen Enden,
Lang dröhnend Antwort wiederhallt
Aus beider Thale Felsenwänden.

Seite 53. V. 9. v. o.

Ich wollt', auf meinen neuen Wegen

---

[1]) Die Korrekturen S. 50—52 von der Hand Betsy Meyers.

Seite 61. V. 4. v. o.

Er weist auf ihn mit blankem Beil:

Seite 65. V. 8. v. unten

Sie ist des Rhätiers Weib — so hieß
Es — den am Berg der Tod ereilt,

Seite 68. V. 9. v. o.

Was Andre speichern und erraffen

Seite 70. V. 2. v. unten.

— Nicht öffn' ich gern das düstre Buch,
Ein schwaches Herz würd' es beladen!

Die erste Zeile von S. 69 u. die erste Zeile von S. 70 sind sorgfältig zu streichen.

Seite 73. V. 1 v. o.

Sie drückt der Menschheit dunkles Erbe,
Der Loose lastende Verkettung,

Seite 73. V. 11 v. o.

Kühlein (kleine Kuh, nicht Küchlein)

Seite 74 und 75 zurecht zu setzen.

Seite 81. V. 9 v. o.

Bleib' ich bewahrt vor allem Bösen!"

Seite 83. V. 1 v. o.

Gieb Antwort, Blondkopf, wem gehört

Seite 86. V. 12 v. o.

Berichtet, daß Ihr es empfangen!"

Seite 87. V. 13 v. o.

Als seine Romfahrt er gemacht.

Seite 87. V. 15 v. o.

Des Abtes Sinn, von Meisterhand

Seite 88. V. 6. v. u.

Er hemmt den raschen Schritt und schweigt,

Seite 89. V. 5. v. o.
Gebt mir's, Herr Abt, als Gastgeschenk.
Seite 91. Der 2te Absatz beginnt mit:
„Dort überströmt so voll das Leben
u. schließt: Umschlingen unsre Sarkophage
Seite 93. V. 13. v. o.
Du selber, Fremdling, sprachst es aus:
Seite 93. letzte Zeile v. unten
An seinem Schmerzensbilde fort.

Seehof Meilen am Zürichsee 29 Juni 1872.

Lieber Freund,

So hübsch der Druck des Engelberg sich ausnimmt, so besorgt bin ich der Druckfehler halben, die sich, wohl wegen der Undeutlichkeit meiner Handschrift, auch nach der zweiten Revision vorfanden, u. ich bitte recht angelegentlich, sich wenigstens mit einem Blick zu überzeugen, ob in Bogen VII folgendes in Richtigkeit ist;

ob p. 100 l. 6 v. u. Ampel gestrichen ist,
101 l. 8. v. u. hat, statt ha,t steht,
d. h. ob das Komma aus dem Worte heraus hinter dasselbe gesetzt ist.

ob p. 103 l. 7. in setzt das t gestrichen ist, statt setzt setz'.

ob p. 107 l. 3 v. u. statt des ungeheuerlichen zweiten Wortes richtig gedruckt ist: klösterlichen
(das Adjectivum von Kloster),

ob p. 108 l. 5 v. u. das dritte Wort dir u. das sechste ja gestrichen ist.

ob endlich p. 110 l. 7 Sie mit einem kleinen s geschrieben ist u. p. 110 l. 9. Es drängt
in die Linie gerückt ist.

Wenn nur in den drei ersten Bogen nichts Sinnstörendes geblieben ist.

Treu ergeben

Ihr M.

Seehof Meilen bei Zürich 26 April 1873.

Mein lieber Freund,

Nur zwei Zeilen. Heute morgen werden Sie das Amulet erhalten haben, über das Sie nach Belieben verfügen mögen. Es ist eine feine Arbeit. Sagen Sie mir Ihren ersten Eindruck, auf den ich begierig bin. Meine Schwester möchte es auf die Herbstmesse als drittes wie Engelberg u. Hutten gedruckt sehen. Doch nach Ihrem Belieben.

Jenatsch wird, wenn mein Schicksal so freundlich u. mein Muth so frisch bleibt wie jetzt, bis Spätherbst vollendet. Kommen Sie im Hochsommer für einige Tage nach Meilen, so giebt es etwas vorzulesen. Nach dem ersten Gedanken als großer sogenannter historischer Roman in der Ausdehnung des Ekkehart. Den Dezember hoffe ich in Wien zu verleben, um die deutsche Bühne zu studieren, ohne deren Kenntniß ein Drama zu schreiben unmöglich ist.

Von Engelb. u. Hutten habe ich je drei Exemplare bei C. Schmidt an mich genommen, die ich deutschen Freunden schenkte. Ich bitte Sie ferner, lieber Hässel, ein Exemplar von Hutten u. eines von Engelberg in meinem Namen dem Redaktor der Deutschen Dichterhalle Herrn Dr. Oskar Blumenthal Querstraße 33 II Leipzig zustellen lassen zu wollen. Den Herren Lehrer Heinike u. Schauspieler Schlieman bin ich für ihre gütigen Zuschriften herzlich verbunden. Ein Urtheil des Prager Archäologen Otto Bendorf in einem Schreiben an Wille über den „Huttenmeyer" hat mich über Manches getröstet. Gesund u. muthig bleiben, lieber Hässel, das andere gibt sich.

Meine Schwester grüßt freundlich.

Ihr

M.

Seehof Meilen 26 Mai 1873.

Lieber Freund,

Die Antwort des Daheim[1]) hat mich nicht sehr verwundert. K. hat recht, das Amulet ließe sich nicht leicht zerschneiden u. brockenweise auftischen. Mit meiner tendenzlos historischen Auffassg u. meinen ästhetischen Begriffen wird es mir, fürchte ich, niemals gelingen, mich in illustrirten Blättern hervorzuthun.

Am besten verzichte ich für einmal auf weitere Versuche dieser Art. Hingegen hätte ich Lust, auf meinen ersten Gedanken zurückkommend, das Amulet für die schweizerischen Kreise, in denen es erwartet wird, u., wenn ich mich nicht sehr täusche, gerade in diesem Augenblick Beifall fände, in einer kleinen Ausgabe, höchstens 500 Exemplare, wenn es sein muß, auf meine Kosten drucken zu lassen. Format u. Einband müßte zu Huttens zweiter Auflage u. Engelberg als drittes Bändchen passen; doch dürfte der Titel einfacher sein u. würde ich Papier von leicht gelblicher Farbe vorziehn. Ich lege indessen die weiteren kleinen Novellen, bis ich weiß, wie das Amulet gefällt, bei Seite u. nehme den Jenatsch wieder vor. Es liegt mir vor allem daran, über den Erfolg meiner ersten prosaischen Arbeit ins Klare zu kommen.

Waren Sie so freundlich, Hutten u. Engelberg an Blumenthal zu übergeben? Und wie steht es denn, ehrlich herausgesagt, mit dem Verkauf derselben? Wenn ich rüstig weiter arbeiten soll, muß ich vor allem wissen, wo ich stehe.

Zwei Zeilen Antwort, nicht wahr? Ihr M.

Seehof, Meilen am Zürichsee 21 Juni 1873.

Mein lieber Freund,

ich danke Ihnen für Ihr Schreiben vom 19 u. bitte den Druck des Amulets zu beginnen. Mit Ihrer Einrichtung

[1]) Dem C. F. Meyer durch H. Haessel das „Amulet" hatte anbieten lassen. Redaktor König lehnte die Novelle ab.

bin ich einverstanden u. erinnere nur an ein Papier von kaum merklich gelbem Anflug, Titel in gothischen Lettern u. Anzeige auf dem letzten Blatt (nicht auf dem Umschlag) von Balladen, Romanzen u. Bilder, Hutten u. Engelberg. Einliegend ein Prospekt zu beliebiger Verwendg.

In Erwartung des ersten Correcturbogens

Ihr M.

Meilen Seehof 7 Juli 1873.

Lieber Freund,

Meinen freundlichen Dank für die Ausstattg des Amulet; daß meine Handschrift vorn wegfällt, ist in meinem Sinne. Nicht wahr, lieber Haessel, Sie haben die Güte, bei den vielen Correcturen, an denen übrigens meistens meine Verbesserungssucht u. der Ehrgeiz, eine gute Prosa zu schreiben, Schuld sind, mir auch die übrigen Bogen von (inkl. mit) 5 an zu einer letzten Durchsicht zuzusenden. Ich könnte sonst in Wahrheit nicht ruhig schlafen. Die Adresse meines Sommeraufenthaltes erhalten Sie so bald als möglich. Uebrigens erreicht mich auch das nach Meilen Adressirte.

Vernachlässigen Sie ja Ihre Gesundheit nicht, zumal bei den ungünstigen Influenzen dieses Sommers. Ich hätte Lust, Ihre Nichte in einem besonderen Schreiben zu bitten, Ihnen Sorge zu tragen.

Ihr M.

Meilen 16 Aug. 1873.

Lieber Haessel,

morgen (Sonntag) abend werden wir in Flims (Weghälfte von Ilanz-Cur) sein u. dort einige Tage verweilen. Es ist eine kühle Waldgegend u. im Dorf sind einige merkwürdige Gebäude.

Ihr treuer M.

Meine Grüße an Prof. Hänel.[1])

---

[1]) Albert Hänel, Rechtslehrer.

8 Sept. 1873. Post Sedrun Vorderrheinthal,
Graubünden.

Lieber Freund,

ich denke, diese Zeilen werden Sie wieder in Leipzig finden, gesund u. glücklich von Wien zurückgekehrt. Meinen herzlichen Dank für die 25 Exemplare, die in Meilen liegen, von denen ich mir aber zwei hierher schicken ließ. Eines wurde mir freilich gleich von meinem hier durchreisenden Freunde Rahn entführt. Die Ausstattung macht Ihrem Geschmack Ehre u. Ihre schöne Meduse[1]) kann als Bildniß der Steinfrau im 8. Kapitel[2]) gelten. Es freut mich herzlich, Sie in Meilen u. in Flims gesehen zu haben — Schade daß es so kurz war — u. ich hoffe, diese Zusammenkünfte werden zu jährlichen werden, wo wir uns jedesmal viel Gutes werden zu berichten haben.

Die Bergluft hieroben erfrischt mich, trotz des wechselnden Wetters, gründlich u. ich hoffe diesen Winter Besseres zu leisten als mir bis jetzt gelungen ist. Vom Amulet bin ich bis heute ohne Nachricht u. wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir ein erstes günstiges Urtheil mittheilen könnten. Ihre Zeilen dürfen Sie ruhig hierher richten, wo ich jedenfalls noch einige Zeit verweile.

Ich notire hier noch einmal die Schenkexemplare, von denen die drei ersten besonders wichtig sind, weiteres werden Sie nach Ermessen verfügen.

Professor Dr. Felix Dahn Königsberg.
Professor Dr. Otto Bendorf, Prag.
Dichterhalle Dr. O. Blumenthal.
Geibel, Gutzkow, Heise,
Allg. Augsb.
Nationalz. Berlin
Gegenwart
Im neuen Reich

[1]) Der Haesselschen Firma.
[2]) Des Amulet.

Brockh. Blätter für lit. Unterh.
Literatur v. Riotte u. Wislicenus

Von Hutten hat ein englisches Blatt Notiz genommen ich glaube Saturday Review. Erkundigen Sie sich doch, welches die ersten engl. belletristisch-kritischen Blätter seien u. wagen Sie einige Exemplare.

Noch einmal meine herzlichen Grüße u. alles Gute u. Beste. Meine Schwester grüßt freundlich u. läßt Ihnen sagen, daß wir die Lucmanierstraße besucht u. schön gefunden haben.

Ihr M.

Chiamut 22 Sept. 1873.

Lieber Freund,

Ihre freundlichen Zeilen waren uns in unserer Bergeinsamkeit um so willkommener als wir denn doch nicht ohne Sorge um Sie waren, es könnte Ihnen in Wien etwas zustoßen, u. wir sind recht beruhigt, Sie wieder an Ihrem lieben Schreibtisch zu wissen. — Ich hoffe, Frau Iduna wird das Amulet nun zu Ende gebracht u. Ihnen vielleicht noch ein wohlwollendes Wort darüber geschrieben haben. Lassen Sie mich nicht allzulange danach dürsten. Von Flims gingen wir nach Disentis, das sich allerdings von der Lucmanierstraße hübsch genug ausnimmt. Denken Sie sich „an", daß wir dort auf leerer Straße einen Regenschirm (leider nicht den Ihrigen) aufhoben, der uns hernach mit seinem aufgefundenen Eigenthümer in Berührung brachte, einem Westphalen H. Baedeker von Iserlohn, mit dem wir dann einige Tage im Gasthaus zu Sedrun verlebten, u. den ich im Verdacht habe, obzwar wir unsere Berufsarten uns nicht mittheilten, ein Buchhändler zu sein. H. Schwarz, der dritte Buchhändler, dem wir begegnet sind, hat mir einen recht angenehmen Eindruck gemacht, u. schlagen Sie sich ja aus dem Kopf, er hätte Böses von Ihnen geredet. Keine Spur davon. Nur sagte er allerdings ziemlich wehmüthig, er hätte Sie etwas lang nicht mehr gesehen; das war Alles. Aber,

l. Freund, wer wird so argwöhnisch sein! Wenn ich nun wissen wollte, was man Alles schon mit Ihnen über mich geredet hat — doch — seien Sie ruhig, ich will es nicht wissen.

Meinen Blumenthal aber lasse ich mir nicht schelten. Orient oder Occident — er hat meinen Spanischen Brüdern[1]) in der Halle einen guten Platz gegeben. Im Schweizerhaus (eine Art Almanach) bei Jent in Bern steht ebenfalls eine Ballade von mir.[2])

Jenatsch u. Comtur hoffe ich diesen Winter zu bewältigen — Sie werden sehen. Übermorgen packe ich — werde ich einige Zeilen von Ihnen zu Hause finden?

Meine l. Schwester grüßt aufs Beste.

Ihr M.

Meilen bei Zürich — Seehof 11 März 1874.

Liebster Freund,

Ich bin krank gewesen, eine Halsentzündung mit Rückfällen hat mich während des ganzen letzten Monats lahm gelegt. Jetzt aber bin ich so ziemlich hergestellt u. geistig frischer als vorher. Der Jenatsch wird fertig u. ehe ich in die Sommerferien verreise, sollen Sie ihn haben, wenn das Schicksal selbst nicht hindernd eintritt.

tournez la feuille!

Nun meine Bitte. Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, u. schicken Sie unverzüglich auf meine Rechnung franco alle meine in Ihrem Verlag befindlichen Sachen: Balladen, Romanzen u. Bilder, Hutten, Engelberg u. Amulet an Herrn Franz Brümmer[3]) Lehrer an der höheren Bürgerschule in Nauen bei Berlin. Es liegt

---

[1]) „Die spanischen Brüder" (Gedichte I S. 309). Deutsche Dichterhalle Septemberheft 1873 S. 194.

[2]) „Das Schweizerhaus" für 1874 enthält S. 37 „Der Rappe des Comturs".

[3]) Der damals mit der Herausgabe des Deutschen Dichterlexikons beschäftigt war.

mir recht viel daran, daß die Sendg ohne Verzug abgehe. Lassen Sie bald ein Wort von sich hören? Wir sind die alten u. Ihnen recht herzlich zugethan. Gelegentlich meine besten Empfehlungen an den Vicepraesidenten des Reichstages Dr. Hänel.

Ihr
C. F. Meyer.

Noch einmal alles Gute u. Beste!

Schreiben Sie die Adresse ja recht deutlich: Franz Brümmer in Nauen.

Meilen bei Zürich 12 Apr. 1874

Nur zwei Worte u. zwar geschäftliche, l. Freund, da ich im strengen Dienst der Musen stehe. Freundlichen Dank für Ihre Zeilen u. meine besten Wünsche voraus für das Stillleben in Grimma. Das Motiv der Lethe[1]) ist 20 Jahr alt, das Kostüm denken Sie sich griechisch. Der Jenatsch wird ein wundersames Ding. Ich habe ihn, auf langes Drängen, der Literatur auf Juli zugesagt, natürlich Ihnen den Druck in Buchform vorbehaltend. Der vorherige Abdruck in einer sich hebenden Zeitschrift kann Ihnen nicht unangenehm sein?

Beiliegender Brief zeigt daß das Amulet von H. Credner in Bremen für N. W. Deutschen Volksschriftenverlag gewünscht wird. Ich habe geantwortet daß die Entscheidg bei Ihnen stehe u. Sie sich entsprechenden Falles mit Credner in Beziehg setzen werden.

Ich wäre dafür. 1° wegen der großen Verbreitg 2° weil ein IV Theil der Schweizerischen Dichter[2]) bei Vogel in Glarus angekündigt ist u. dies Buch reichliche Auszüge aus dem Amulet bringen könnte. Dieß ist Muthmaßg. Wenn Sie mit Credner einen nicht unvortheilhaften Handel schließen

---

[1]) Geht zurück auf ein Bild Gleyres, das C. F. Meyer 1857 in Paris sah. (S. A. Frey, „C. F. Meyer", S. 98.)

[2]) „Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz" . . . Von Dr. J. J. Honegger. Vierter Band. Glarus. Verlagsbuchhandlung von J. Vogel. 1876.

könnten, wäre es mir lieb. Vorbehalten müßte sein: das Recht, das Amulet mit Jenatsch u. Diana Muralt[1]) (eine längst vorbereitete neue Novelle) zusammen unter dem Titel: Novellen v. CFM. herauszugeben.

Alles weitere überlasse ich Ihnen; nur sollen Sie mich gefälligst von jedem Schritt vorher avisiren. Auf den „Zweifler" bin ich begierig.

Eine Zeile Antwort, l. Fr, damit ich sehe, wie Sie das zurechtlegen.

Ihr
C.F.M.

(Von Betsys Hand.)

Besten Dank für die schönen Wienerrecensionen. In jüngster Zeit wurde C. F. von 3 Seiten um autobiographische Notizen ersucht, zuletzt von Vogel in Glarus, der auch um C.'s sämmtliche Schriften bittet. Um Sie, verehrter Freund, damit nicht zu bemühen, wird C. die Sachen durch Caesar Schmidt schicken lassen. (Die Balladen nicht.)

Seehof Meilen bei Zürich 3 Sept. 1874.

Lieber Freund,

eben heimgekehrt, finde ich Ihre Zeilen u. beantworte die Anfrage. Das letzte Kapitel des Buches 3 von G. Jenatsch ist auf die letzte Nummer des Jahrganges der Lit. berechnet. An die Veröffentlichung in Buchform wäre also vor Ostern 1875 jedenfalls nicht zu denken, um so weniger als ich weit entfernt bin, das schnellgeschriebene Buch als makellos zu betrachten.

Eigentlich hatte ich bis jetzt eine Veröffentlichung im Herbst 1875 in Aussicht genommen. Ein Hauptgrund, den Roman erst in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen, war ja für mich, ihn probeweise im Druck vor mir zu sehen, und

[1]) Die Figur gehört in den nie vollendeten „Comtur".

die Möglichkeit, für die Buchform von meinem eigenen Eindruck u. auch von der Kritik Nutzen zu ziehen. Daß die Ausgabe in Buchform für einen gewissenhaften Schriftsteller nicht ein bloßer Abdruck der Veröffentlichung in der Zeitschrift sein darf, versteht sich wohl von selbst. So liegen die Dinge. Wer mit Jenatsch schon jetzt Bekanntschaft machen will, muß ihn in Gottes Namen in der Literatur lesen. Das Weitere hat gute Weile.

Mit herzlichen Grüßen u. der Versicherung meiner unveränderlichen Freundschaft

Ihr

C. Ferd. Meyer.

München 16 Nov. 1874.

Liebster Freund,

Es hilft nichts. Sie müssen mir für Dr. Hermann Lingg (Nymphenburgerstraße 10 München) 1 Amulet, 1 Hutten u. 1 Engelberg spendiren. Der mir sonst nicht ungewöhnliche Weg des Ankaufs meiner Werklein in den Züricher Buchhandlungen ist mir dieses Mal in Wahrheit zu umständlich. Stellen Sie sich aber auch vor, daß der gute Lingg mit Vorliebe die Romanzen u. Bilder liest, die er bei Cotta entdeckt hat, ohne meine späteren Sachen zu kennen. Er hat sogar in der Gegenwart vor Jahren sich darüber lobend ausgesprochen.[1]) Also haben Sie die Güte, ihm die drei Büchlein baldigst mit genauer Adresse, wie oben bezeichnet, zuzusenden. Mein kurzer Aufenthalt in München hat mich erfreut u. erfrischt, übermorgen abends denke ich wieder zu Hause zu sein, wo ich dann Ihren „Zweifler", für den ich Ihnen herzlich danke, mir in Ruhe zu Gemüthe führen will.

Ihr treu ergebener

C. Ferd. Meyer.

---

[1]) Es läßt sich in der „Gegenwart" eine Rezension Linggs über „Romanzen und Bilder" nicht finden.

Küsnacht, Wangensbach, bei Zürich.
7 Apr. 1876.

Geehrter Freund,

Wenn Sie Willens sind, den Jenatsch zu den von Ihnen angedeuteten Bedingungen zu übernehmen, bitte ich mir mit einer Zeile den Termin zu bezeichnen, an welchem das Msc. in Ihren Händen sein müßte, um rechtzeitig ans Licht zu treten. Alle Urtheile stimmen überein, daß, wenn der Jenatsch zu seiner vollen Geltung kommen soll — so wenig oder nichts an den Hauptzügen u. Hauptstellen zu ändern ist — der Hintergrund, d. h. Land u. Leute, die für den deutschen u. selbst für den schweizerischen Leser etwas Fremdartiges haben, noch etwas ausführlicher behandelt, u. der zu compacte Styl, wenigstens in den Nebenpartien etwas gelockert werden muß.

Also Vorfrage: Bis wann müßte das Msc. bereit sein?

Ihr C. Ferd. Meyer.

Wangensbach-Küsnacht bei Zürich
10 Juli 1876.

Geehrter Freund,

Sagen Sie mir ob Sie bereit sind, den Druck des Jenatsch zu beginnen. Das erste Buch ist umgearbeitet, Sie werden mit mir zufrieden sein. Es wird heute fertig, meine Schwester hat nur noch das Nötige abzuschreiben. Format: des Deutschen Krieges.[1])

Ihr C. F. M.

Herrn Buchhändler H. Haessel in Leipzig

Indem ich, geehrter Freund, für die eben angelangten Mark 1000 als Honorar für G. Jenatsch dankend quittire,

[1]) H. Laube, „Der deutsche Krieg", Leipzig, 3. Aufl. 1867—68.

spreche ich Ihnen meine Anerkennung für den correcten Druck u. die gute Ausstattg aus.

Für Rezensionen werde ich — bei meinen jetzt ziemlich erweiterten Beziehungen — manches thun können, thuen Sie auch das Ihrige. Mit dem Preis bin ich einverstanden.

Vorzüge u. Schwächen meines Buches, die ich zu kennen glaube, gegen einander abgewogen, kann ich sagen, daß der Stoff ein glücklicher u. die Ausführung eine kunstgerechte ist, daß das Buch durch seine Umarbeitg an epischer Behaglichkeit u. deutlichem Umriß gewonnen hat. Glück zu!

Wangensbach-Küsnacht C. Ferd. Meyer.
13 Sept. 1876.

---

3 Oct. 1876.
Wangensbach-Küsnacht bei Zürich.

Geehrter Freund,

Wir sind in den letzten Tagen ohne Nachrichten von Ihnen u. Jenatsch. Ich hoffe, das Buch wird seinen Weg — wenn auch langsam — machen; hier wenigstens wird es viel gelesen.

Eine Rez. in der N. Zürcher Zeitg. von Calmberg u. von Honegger[1]) im „Bund" werden nächstens erscheinen. Kinkel wird d. Jenatsch vor Neujahr in der Allg. besprechen. Dahn, der ebenfalls einen Artikel in die Allg. schicken wollte, habe ich gebeten, die Schlesische oder die Königsberger (Hartung) zu wählen. Meißner versprach einen Artikel in die N. F. Presse, ist aber für einmal durch eigene Arbeit in Anspruch genommen. Etwas schreibt er sicherlich, früher oder später. Auch Dr. Stiefel,[2]) ist für einmal dienstunfähig, wird aber später gewiß sich bethätigen. Wille denkt an die Nationalzeitung. Lingg hat mir seinen Artikel für die Gegenwart zugesendet, den ich morgen zurückschicke. Er ist sehr hübsch.

[1]) Prof. J. J. Honegger in Zürich.
[2]) Prof. Dr. Julius Stiefel in Zürich.

Und Laube — schweigt? Senden Sie, wenn es nicht geschehen ist, ja Exemplare, u. das sogleich — an Gegenwart, Allg. Augsb. u. an den Hofrath Gottschall persönlich. Auch das für die Gegenwart adressiren Sie persönl. an Paul Lindau.

Ich fürchte immer, Sie haben mehr Ihr Haus im Kopf als unseren Jenatsch.

Ihr M.

19./10. 76.
(Datum von Haessels Hand.)

Geehrter Freund,

hier noch zwei kl. Recensionen, da ich weiß daß Sie auch das Unbedeutende in Sachen Jenatsch interessirt. Die Schlußpointe in der N. Fr. Presse (selbst wenn Laube sie geschrieben hätte) sagt entweder gar nichts oder etwas Unbilliges. Der hist. Rohstoff bot mir verworrene Linien, die Façon ist alles. Es klingt durch: „O was hätte aus diesem Stoff gemacht werden können!" Irrthum!

C. F. M.

---

12 Dez. 1876.

Lieber Freund,

ich mache Sie auf einen merkwürdigen Artikel in der Allg. 10 Dez. Außerordentl. Beilage[1]) aufmerksam. Von wem? Rez. kommen nächstens in Alpenpost, Bund u. Bibl. universelle. Und Laube schweigt? Beiliegende Karte besorgen Sie gefälligst (u. legen einen Jenatsch bei, trotz dem schon an die Rundschau spendirten) mit richtiger Adresse. In den Zeitungsannoncen u. Weihnachtskatalogen habe ich durch

---

[1]) (Ein moderner schweizerischer Dichter.) „Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer." (Leipzig, H. Haessel 1876.) (Außerordentliche Beilage zur Allg. Ztg. Sonntag, 10. Dez. 1876.)

meine Abwesenheit geglänzt. Meine Schwester ist, seit gestern, in Florenz.

In Freud u. Leid,

Ihr

C. F. M.

(Von Haessels Hand: 16. 12. 76 erhalten und beantwortet.)

Sie haben Recht, l. Freund, die Besprechg in der Allg. ist die einzige herzhafte bis jetzt. Offen gestanden, ich habe wirklich einen großen hist. Roman[1]) im Entwurf, aber als Sie so jammerten, als hätten Sie im Jenatsch einen Krebs erworben, glaubte ich, ich dürfe Ihnen nicht mit 2 bis 3 Bänden kommen u. begann den Stoff (einen herrlichen Stoff) wieder in die Enge zu ziehen.

Vielleicht ließe sich am Jenatsch — aber mit großer Vorsicht — noch manches thun u. ausbilden.

Ihr C. F. M.

Wissen Sie nichts von der Übers. ins Engl. des „Amulet".

Silvester 1876.

Geehrter Freund,

Sie kennen den Artikel von Gottfried Kinkel in der Allg. Beil. 28 Dec. Scherr[2]) hat einen Literaturbrief wo von Jenatsch die Rede ist, an die Neuen Monatshefte v. Blumenthal geschickt, Dahn einen Artikel in das Magazin für die Lit. des Auslandes. Ist die Nummer zu bekommen, bitte ich um Mittheilg. Der Art. im Bund v. Honegger kommt im Januar. Meißner will doch noch etwas schreiben, wahrsch. in die N. F. Presse. Vulliemin der 80jähr. im Febr. in der Bibl. Universelle.

Meine Wünsche! Ihr C. F. M.

---

[1]) „Der Comtur".

[2]) Johannes Scherr.

12 Jan. 1877.

Lieber Freund,

Der Brief von Betty Paoli hat mir Freude gemacht. Ich denke, wir können mit dem vorläufigen succès d'estime schon zufrieden sein. Das weitere wird sich ja geben. Die fragliche Zusammenstellg will ich gerne besorgen, nur übersenden Sie mir das etwa fehlende Material (ich habe die Rez. zum Theil nach Florenz der Schwester gesandt) u. schicke ihr auch den Brief von B. Paoli, mit Ihrer Erlaubniß. Ob diese ihren Artikel (nach den zwei vorangegangenen) noch in die Allg. bringt, ist sehr fraglich.

Die Hauptsache wäre nun, ohne solutio continuitatis fortzuschreiten. Kräfte u. Ideen überströmen mich, aber — tausenderlei Abhaltungen z. B. die Sorge um ein definitives Heim. Ich bin in Unterhandlung um ein Landhaus in allerschönster Lage, leider mit allerhand Anhängseln von Schwierigkeiten, doch ist mein Schwiegervater Oberst Ziegler ganz der Mann dazu, diese abzuwickeln. Andere als Zeitverluste sind durchaus nicht zu besorgen. Dazu gesellige Pflichten aller Art. Hier hat der Jenatsch sehr gewirkt u. fast alle größeren Zeitungen (N. Z. u. Bund etc.) ersuchen mich um Mitarbeit. Es wäre doch Schade, l. Freund, bei so vortrefflichen Karten nicht (u. zwar in Deutschl.) fortzuspielen.

Ich habe zwei Entwürfe. Der eine, eine Novelle: „der Heilige", versucht, in gefälliger Einkleidg, einen mittelalterlichen Heiligen, Thomas Beket, zu enträthseln u., in weiterer Auffassung den Unterschied zwischen der Legende, der conventionellen Auffassung eines Menschenlebens mit seiner grausamen Wirklichkeit herauszuheben. Der zweite, ein Roman, packt, in lebendigen Gestalten, das Wesen des 15—16 Jahrh: den Kampf u. Gegensatz des humanistisch-ästhetischen u. des reform. ethischen Princips. Renaissance u. Reformation, die Entstehg des modernen Menschen. Die Bühne ist die hier vor meinen Augen liegende Johanniterkomturei von Küsnach, der Held ihr letzter Comtur, der Freund Zwinglis. Ich hoffe das theol. Streitigkeiten anlangende für unsere Zeit Anti-

pathische völlig überwinden zu können u. überall nur das Menschliche, zu allen Zeiten Gültige herauszukriegen. Natürl. eine leidenschaftl. starke Handlg, wie bei Jenatsch. Aber dazu brauche ich Raum u. Zeit. Auf nächsten Herbst (ich berechne den Roman auf pag. 500 Jenatschformat) unmöglich, frühestens auf Ostern 1878. Die Novelle die schon manuscript vorliegt, dagegen sehr mögl. auf Herbst 1877. Aber ich weiß nicht: sie ist düster u. wunderl. wie gemalte Fensterscheiben — ein „Kabinetstück", während der Comtur einen großartigen, ganz modernen Zug bekommen wird. Wäre es nicht klüger den Heiligen gelegentl. auszuarbeiten u. in eine Zeitschrift zu geben, mit aller Kraft dagegen den der Gegenwart sympathischen Comtur zu fördern?

Von Scherr habe ich nichts anderes erwartet — es ist eben Scherr. Geben Sie Acht auf das Mag. für die Lit. des Ausl.

Ihr

C. F. M.

---

17 Febr. 1877. Küsnacht.

Geehrter Freund,

Die begehrten biog. Notizen werde ich an H. Edlinger direct nach Wien senden. Das ist ja ein vortrefflicher junger Mann. Der Lit. Brief von Johannes Scherr ist, wenn man den Mann kennt, sehr günstig, fast sympathisch gerathen. Dahn hat gut geschrieben. Am meisten freue ich mich auf die Rec. von Betty Paoli die mir persönlich sympathisch ist. Ich will ihr recht gern einmal einen Gegendienst leisten, da ich es mit Freude thun kann. Ich habe hier mit der immerhin weitverbreiteten N. Zürcher Zeitg eine Art Kartell geschlossen u. mir ist (bei mäßigem Gebrauch) Raum im Feuilleton zugesagt. Hier ist Jenatsch entschieden populär, aber es scheint: Zehn reiten auf einem Roß. Das geht mir nahe, da ich auf meine Züricher ganz sicher rechnete.

Eine kl. Novelle habe ich einem Züricher-Almanach zusagen müssen, da meine besten Freunde dabei betheiligt sind.

Den Thomas Becket werde ich ebenfalls dieses Jahr beendigen. Den Comtur von Küsnach den ich 1878 im Frühjahr zu beendigen hoffe, betrachte ich als mein Bestes. Er wird eine Fülle von Leben enthalten u. ein richtiger „Roman" sein. . . .

Der 80jährige Vulliemin hat $1^1/_2$ Bogen über Jenatsch in die Bibl. universelle geschrieben. Erscheint wohl im Märzheft. Eine närrische Recension des Jenatsch von Kurt Mook steht in den „Kreuzerblättern".

Mein Gut in Kilchberg giebt mir viel zu thun. Das Haus ist geräumig aber alt. Die Aussicht geradezu die schönste am Zürichersee. Ein großer Baumgarten, z. ersten Mal ein eigener, unbetretbarer Boden, möge meiner Muse günstig sein. Von Gütern nichts als einige, die wunderbare Aussicht sichernde Weinberge u. ein paar verpachtete Äcker. Dicht neben dem Gut der Gräfin Plater (Karoline Bauer). —

Von Jenatsch sollte später einmal eine „Volksausgabe" gemacht werden. Doch jetzt, lieber Freund, arbeiten Sie nur recht emsig am Absatz der ersten, ich werde meinerseits nicht feiern, Ihnen immer Besseres zu liefern. Im Grund ist das Buch (obgleich ich es für weit übertreffbar halte) in seiner Art ein tüchtiges. Das ist die Hauptsache.

Wie haben Sie sich diesen Winter befunden? Hier war es ganz mild, ohne Kälte, ohne Schnee, fast italienisch. Meine Schwester malt fleißig in Öl.

Ihr C. F. M.

---

1 Juni 1877.
Kilchberg bei Zürich.

Geehrter Freund,

Ihre Sendg (95. 80) quittire ich hiermit freundlich.

Meine letzten Monate waren sehr stürmisch u. ich bin noch jetzt nicht zur Ruhe gekommen. Da ich meine geräumige Wohnung in Wangensbach für den Sommer in Aftermiete vergeben hatte, zog ich schon Ostern hierher, wo ich gleichfalls mit Baumeistern, allen Gewerken, meinen zwei übrigen treuen Dienstboten, u. meinen Pächtern (ganz minime Pachten wohl=

verstanden: eine Wiese, drei Morgen Acker, zwei Morgen Weinberg, nur zur Sicherung der Aussicht u, wenn ich alt werde, zu Streu u. Haber für ein Rößlein beibehalten) — also: mit meinen Pächtern wettern muß. Der Unterschied ist nur, daß Ihnen das Wettern wahrscheinlich wohlthut, während ich mehr darunter leide, als der Sünder. Ich werde hier von Verbesserung zu Verbesserung geschleppt, besonders die Wasserversorgung giebt mir zu schaffen. Doch werde ich so wenigstens zu Badezimmer u. Dusche kommen. Das Beste ist hier Luft u. Aussicht. Ich schreibe Ihnen aus meinem kleinen Zimmer, das ich mir im Giebel eingerichtet habe, es schaut weit um: Seebreite, ein Dutzend Kirchthürme, die ganze Flucht der Alpen. Es ist geradezu die schönste Aussicht am See. Kommen Sie nur einmal, wenn auch erst im Spätsommer. Sie finden meine Schwester, die jetzt noch in Florenz weilt u. den Frühsommer oder wenigstens einige Wochen in Genf zubringen wird.

Es hat mich gefreut daß Engelberg relativ so gut geht. Bei einer zweiten Auflage wäre mit wenigen Strichen viel zu bessern. Von Jenatsch erscheint eine dürftige Nachahmung im Feuilleton der N. Zürcher Z.[1]) Ein Wust hist. Thatsachen ohne alle Bewältigung u. Composition. Dieselbe Zeit, zum Theil dieselben Figuren, auch Jenatsch tritt auf, aber mehr als Lump (was er freilich hist. auch war) als wie ein Heros. Der Verfasser ist ein Herr von Sprecher. Breitkopf u. Härtel haben wegen meines „neuen" Romans angefragt. Ich habe freundlich geantwortet, aber mein gutes Verhältniß zu Ihnen betont, ohne dessen Vorwissen und Vorhand ich überhaupt nicht verfüge. Damit ist es überhaupt in weitem Felde, ich meine mit dem neuen Roman (Comtur). Es liegt noch viel dazwischen. Eine kleine Novelle werde ich wie Sie wissen zuerst für den Zürcher-Almanach schreiben, dann, womöglich eine exquisite für die Rund-

---

[1]) Joh. Andr. v. Sprecher. „Donna Ottavia. Historischer Roman aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts". Basel 1878. Erschien zuerst (mit der Bezeichnung „Vaterländischer Roman") im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung vom 2. April bis 25. Juni 1877.

schau. Rodenberg hat mich dazu ermutigt. Auch will B. Auerbach den Jenatsch dort besprechen. Doch ich bin am Rand. Ein andermal mehr.

Ihr C. F. M.

Ich habe, mitten im Chaos, meine Plane vielfach durchdacht.

Meilen 16 Juni 1877.

Geehrter Freund,

ich nütze eine Stunde im Seehof in Meilen, wo die l. Schwester hoffentlich nächste Woche wieder zurück ist, um Ihnen auf Ihre Zeilen aus der sächsischen Schweiz zu antworten, die mir bis hierher Waldgeruch zugeweht haben.

Der Gedanke mit der Folge von 1 markigen Novellen ist so übel nicht, obgleich mir das kleine Format fast etwas beschämend erscheint. Ich hätte für 4—5 Stoff. Die, welche ich jetzt für den Züricheralmanach meiner Freunde entwerfe u. flott durchführe, hat den alten Werdmüller in seinem Landhaus, auf der Eichen-Halbinsel Au (mir gerade gegenüber, wie ich dies schreibe), zum Gegenstand, wie er sein Wesen à la Rübezahl treibt. Sie heißt: der Schuß von der Kanzel. Ungemein vertiefen läßt sich der Heilige Thomas Beket. Ein dramatischer Stoff. Novellenstoffe sind noch der für die Rundschau in Aussicht genommene: eine höchst ergreifende Knabengeschichte (Zeit Ludwig XIV.) u. eine corsische Novelle,[1]) völlig im Kopf ausgearbeitet.

Ihr C. F. M.

Ueber die Th. Beket zu gebende Form bin ich noch nicht schlüssig. — — A. Meißner schreibt mir heute, Frau Betty Paoli habe einen langen Artikel über Jenatsch veröffentlicht. Wo?[2]) Ich glaube im N. Wienertagblatt.

---

[1]) Ursprünglich sollte die Richterin auf korsischem Boden spielen.

[2]) „Ein schweizerischer Dichter“ (Beilage zur Wiener Abendpost 13. Juni 1877).

20 Juli 1877.

Brief u. Karte sind gleichzeitig angelangt. Die v. Sprechersche Arbeit ist ohne alle Composition, ohne jeden Kunstwerth, bringt aber allerdings manches unbekannte hist. Detail. Daß v. Sprecher meinen Jenatsch nicht vorher gelesen, ist nicht absolut unmöglich, aber im höchsten Grade unwahrscheinlich. Ich wünsche, lieber Freund, daß Sie das Buch nicht verlegen, mich aber in Ihrer Antwort an v. Sprecher gänzlich aus dem Spiele lassen, gänzlich, nicht wahr?

Ich bin fleißig u. fühle mich ungemein productiv. Werden Sie mich dies Jahr noch hier besuchen? Es gäbe viel zu reden.

Ihr

C. F. M.

Kilchberg 17 Sept. 1877.

Geehrter Freund,

es freut mich, daß Ihre Reise in jeder Weise gelungen ist. Wenige Tage nach Ihrem Besuche erhielt ich denjenigen von Rodenberg. Der Artikel in der Rundschau wird von B. Auerbach geschrieben werden, ich hoffe, in einem wohlwollenden Geiste. Es scheint daß auch Vischer, an dessen Urtheil mir viel liegt, etwas über den Jenatsch zu schreiben vorhatte. Ich weiß nun nicht ob er es anderweitig ausführt. Rodenberg sprach davon, den ganzen „Comtur" in der Rundschau zu geben. Fürs Erste muß dieser nun freilich geschrieben werden. Ein Großes ist, daß, wie ich davon überzeugt bin, der Plan durchaus stichhält. Aber je besser der Plan, desto mehr Kraft u. Feuer wird es bedürfen, denselben würdig auszuführen. Mögen mir gute Sterne leuchten! Sie wissen, wie ernst ich es nehme, sehr ernst, u. daß mir der Erfolg des Tages durchaus nicht in erster Linie steht. Am 1. Oct. werde ich beginnen.

„Der Schuß von der Kanzel" wird in dem Zürcher-Taschenbuch bei Orell, Füßli & C. erscheinen.

Ihr C. F. M.

Kilchberg bei Zürich

Lieber Freund,

ich erhalte eben eine Anfrage von Prof. Liebreich v. Berlin aus Bex (Waadt) ob ich eine Uebersetzg des Jenatsch ins Vlämische gestatten würde (Bibl. für Volksbelehrung). Ich habe ihn an Sie gewiesen u. bitte Sie, ihm die Sache leicht zu machen. Er frägt auch an, ob Jenatsch schon ins Englische übersetzt sei. Die Correctur von: „der Schuß von der Kanzel" habe ich besorgt, die Novelle ist soviel, als bei dem geringen Motiv möglich war. Ihr

C. F. M.

(Von Haessels Hand: erhalten 26. 12. 77.)

Geehrter Freund,

ich lasse das Jahr nicht enden, ohne Sie mit einer Zeile begrüßt zu haben. Der Winter, einer wie ich ihn liebe, macht mich sehr aufgelegt u. thätig. Nur weiß ich noch nicht, was zuerst fertig sein wird, wohl eine Novelle für Rodenberg, der mich wiederum, mit großer Freundlichkeit angesprochen hat, u. mir zugleich mittheilte, Auerbach habe, „so gut als fest" die Besprechg des Jenatsch zugesagt. Wetten Sie mit mir, daß er Wort hält?

Ich kann Ihnen fortan nicht wohl sagen: ich verspreche Ihnen dies oder jenes auf den oder den Tag, sondern es wird lauten: Dies oder Jenes ist fertig: wollen Sie es?

Orell, Füßly u. C. hat Ihnen auf Ihre Anfrage wegen des Taschenbuchs einen recht einfältigen Bescheid gegeben. Ich schicke Ihnen den ersten verfügbaren Separatabdruck

des „Schusses", auch das Taschenbuch steht zu Diensten. Aus dem Beiliegenden ersehen Sie dessen Inhalt.

Meine freundlichsten Wünsche zum Jahreswechsel.

Ihr
C. F. M.

Kilchberg bei Zürich 19 Febr. 1878.

Mein geehrter Freund,

Da ich gerade meine Korrespondenz besorge, lassen Sie mich zu Ihren an meine l. Schwester gerichteten Briefen eine Zeile anmerken.

Im Ganzen erscheinen mir Ihre Vorschläge recht vernünftig, sie sind der zwanglose Weg zu „Gesammelten Werken". Der große Druck gefällt mir, aber das Format d. h. das Weiße der Seite wünsche ich ein bischen größer —

Der Heilige wird etwas werden, so hoffe ich; doch werde ich denselben schwerlich vor Juni aus den Händen geben. Auch hat Rodenberg, der mich sehr ordentlich behandelt u. Auerbach antreibt, das Recht befragt zu werden ob ihm der Heilige für seine Rundschau tauge. Vielleicht — u. ich kann es ihm aus diesen oder jenen Gründen vorschlagen — wartet er, bis eine andere Novelle fertig ist, doch muß das alles ganz loyal u. untadelig zugehn.

Ich wollte Sie über den Stand der Dinge genau unterrichten. Alles Gedrängtwerden oder Versprochenhaben u. nicht Halten können ist mir gründlich verleidet u. ich will mich hinfort in diesen Puncten reinlich halten.

Ein Lokalblatt (Zofingerblatt) wurde von Orell, F. u. C. wegen Nachdruckes meiner Novelle „Schuß v. d. Kanzel" mit Beschlag belegt. Zwei andere haben Erlaubnis erhalten, den Schuß im Feuilleton zu bringen. Ich habe über diesen Schuß eine Reihe von Briefen erhalten, von der wunderlichsten Sorte, deren Sammlg komischer wäre als das Buch selbst. Der „Schuß" wird hier entschieden populär werden, ganze Bevölkerungen lesen denselben mit Andacht, natürlich ohne

ihn zu verstehen. Ist Mythikon = Horgen, etc? So wird gefragt u. überall Anspielung gesucht.

Wie geht es? Ich denke gut, die Zigeunerin wird schon recht behalten. Ihr

C. F. M.

Kilchberg 3 März 1878.

(In höchster Eile).

Eine Zeile, geehrter Freund, zu Ihrer Orientirung.

Ich bin im Begriffe, nach Meilen zu verreisen, um meiner Schwester eines der letzten Kapitel des Heiligen zu dictiren. Es wäre höchst wünschbar, diese schwere u. eigenthümliche Composition um Ostern vollendet zu haben. Dann muß das Werk noch abgeschrieben werden. Ob in die Rundschau oder nicht? ist für einmal noch eine offene Frage. Will es Rodenberg entschieden u. mit einer gewissen Begeisterung, dann ja; sonst nein.

Von Navilles „Christ"[1]) wird Ihnen B.(etsy) nächstens ein Kapitel zur Probe schicken. Natürlich ist es jetzt mir nicht möglich — bei meinen kurzen Besuchen in Meilen u. meiner angestrengten Beschäftigung mit dem „Heiligen" — der Durchsicht der Übersetzg viel Zeit zu widmen. Also muß die Übersetzg warten. Dieselbe ist überhaupt keine angenehme Arbeit, weil der Ton, im Verhältniß zum Werthe des Inhalt viel zu magistral u. autoritär ist.

Ihr

C. F. M.

Kilchberg 2 Mai 1878.

Geehrter Freund,

da das Jahr vorrückt, ist nun schon eher zu bestimmen, was sich allenfalls darin leisten läßt u. ich bin der Meinung,

---

[1]) Ernst Naville, „Christus. Sieben Reden". Leipzig, Verlag von H. Haessel 1880.

daß wir uns für einmal auf die Ausgabe von zwei Bänden Novellen in Jenatschform beschränken.

1. Amulet. Schuß.
2. Der Heilige.

Letztere Novelle gibt mir viel zu thun u. beschäftigt mich seit Monaten fast täglich. Sie geht in die Tiefe u. wird, wenn sie gelingt, ein wunderliches Stück Mittelalter werden, doch in ganz klarer Form u. ohne alle überflüssige Lokalfarbe.

Ihre Besorgnisse wegen der Schädigung unserer Interessen durch den Abdruck des „Schusses" kann ich nicht theilen, da diese Lokalblätter nicht über ein paar □ meilen reichen u. ein Nachdruck aus denselben nicht wird gewagt werden.

Da ich den „Heiligen" nicht einen Tag früher aus den Händen geben werde als ich vor meinem Gewissen verantworten kann, muß ich wohl — wenn ich dieses Jahr noch mit etwas Neuem in Buchform hervortreten will, was in meinen Wünschen liegt — auf einen vorherigen Druck des „Heiligen" in der „Rundschau" verzichten.*) Auch so werden Sie die Novelle kaum vor Sept. erhalten. Wie gesagt, sie ist sehr eigenthüml. Art u. jeder Strich will erwogen sein. Zudem werde ich im Juli 3—4 Wochen mit einem Bergaufenthalte verlieren.

Vergessen Sie nicht, l. Freund, daß meine gesellschaftliche Lage manche Ansprüche an mich macht, aber, wenn wir etwas langsamer vorrücken, wollen wir dafür desto dauerhaftere Arbeit liefern.

Ihr

C. F. M.

*) Ich habe noch nicht an Rodenberg darüber geschrieben.

Haben Sie: „Vulliemin"[1]) erhalten?

Ich lege die „Kleinigkeit"[2]) nicht bei. Es ist der Nekrolog eines alten wohlthätigen Fräuleins in der N. Z. Z. u. zu lokal.

---

[1]) „Ludwig Vulliemin". Von C. Ferdinand Meyer. Neue Zürcher Zeitung 16. und 18. März 1878.

[2]) Eine Notiz über Anna Bodmer (1801—1878) in der Neuen Zürcher Zeitung 30. April 1878.

Kilchberg 13 Mai 1878.

Mein geehrter Freund,

Das vorrückende Jahr u. Ihre letzten Zeilen,*) die ich vergangenen Montag erhielt, nachdem ich mich von früh bis spät mit dem „Heiligen" beschäftigt hatte, legen mir nahe, mir klar zu machen, ob oder nicht diese Novelle bis Sept. druckfertig vorliegen wird.

Es ist eine Möglichkeit, aber keine Gewißheit, da mir diesen Sommer Abhaltungen jeder Art bevorstehen, auch solche, die mir, als ich das letzte Mal schrieb, noch nicht bekannt waren, u. besonders weil diese Novelle, die heikler Natur ist u. sehr tief geht, eine langsame u. vorsichtige Behandlg verlangt.

Unter diesen Umständen verzichte ich auf den dießjährigen Druck des „Heiligen" in Buchform, seine erste Verwendg in einer Zeitschrift, etwa gegen Jahresende, mir vorbehaltend u. stelle es Ihrem Ermessen anheim, welchen Zeitpunkt Sie für die Veröffentlichung des ersten Bändchens Novellen (Amulet, Schuß) geeignet halten.

Mit dem Spiritismus-Artikel im „Deutschen Reich" würden Sie mir Freude machen.

Treuergeben

Ihr

C. F. Meyer.

Sie sagen kein Wort über den Artikel „Vulliemin" als daß Sie ihn erhalten hätten! Hat er Ihnen nicht gefallen?

*) auch meine eigenen, mit welchen ich „den Heiligen" für Sept. in Aussicht stellte

---

15 Juni 1878
Kilchberg bei Zürich.

Geehrter Freund,

Den Empfang Ihres Schreibens, einschließl. M. 100.— quittire ich umgehend.

Ich glaube es gerne, daß es jetzt draußen im Reich nicht sehr gemüthlich ist — wir hier haben Verweigerung per Volk der Gotthard-Subvention, (eine Gemeinheit ohne gleichen) Überschwemmung, Hagel u. ich persönl. completen Dienstbotenwechsel.

Rodenberg verspricht mir eine Besprechg von Jenatsch bis spätestens Sept. durch — nun wie heißt er? — richtig, den Shakespar-Kreißig — ich habe eine Vorliebe für Rodenberg; von dem ich glaube daß er es . . . gut mit mir meint.

Eine Frage? Sind Sie geneigt, die Edition in gleichmäßigem größerem Format diesen Herbst mit Jenatsch 2. Aufl. zu beginnen. In diesem Falle bin ich nicht ungeneigt, das Buch durchzusehen u. ein Kapitel einzufügen, das vielleicht große Wirkg thäte.

Antworten Sie

Ihr

C. F. M.

---

23 Juni 1878.

Geehrter Freund,

ich habe mich mit „Jenatsch" wieder beschäftigt u. hoffe — in der nicht langen Frist bis Ende August — wesentliche Vergrößerungen — ich meine in geistigem Sinne — zu Stande zu bringen. Sobald ich (Ende Juni) das neue Kapitel beendigt habe, schreibe ich wieder. Ihre „Wünsche" werde ich gewiß berücksichtigen. Also vorläufig angenommen. Schicken Sie mir vielleicht ein weiß-durchschossenes Exemplar?

Ich muß nur sehen, daß ich meiner l. Frau die ihrigen (sc. Wünsche) für einen Bergaufenthalt von vier Wochen erfülle.

Ich habe neuerdings — wenn auch nicht nach der Schnur — viel gearbeitet u. habe, wenn mich auch mein kleiner Besitz, was meine Zeit betrifft, schwer belastet, doch das Gefühl größerer Freiheit als früher.

Was die „Rundschau" betrifft, so muß man solche Dinge, die nicht die Hauptsache sind — die Hauptsache ist der Grad

der eigenen Schaffenskraft — läßlich nehmen. Wo käme man sonst hin? „Es macht halt Welt", sagt Jean Paul.

Was sagen Sie zu der Graf u. Gräfin Plater- und A. Wellmerschen Sache? Ich bin der nächste Nachbar des Grafen u. auf gutem Fuße mit ihm, habe auch die Gräfin sehr genau gekannt. Sagen Sie mir Ihre Ansicht! Sie würde mich interessiren u. von der Sache haben Sie doch gelesen oder reden hören? Besonders wüßte ich gerne den Stand der öffentl. Meing darüber.

Mit dem „Gotthard" ist noch alles im Unklaren[1]). Ich bin nicht stark betheiligt, immerhin höher, als meine sämtl. bisherigen u. wol auch künftigen Honorare, u. sprach nur vom nationalen Ehrenpunct aus.

Kommen Sie nicht in die Schweiz? Mitte Juli bis Mitte August, so weit sich eine von der Witterung abhangende Reise fixiren läßt, abgerechnet, bin ich hier in meinem l. kleinen Heim.

Wenn ich auch oft des Tages Last u. Mühe trage, habe ich doch guten Muth u. ganz herrliche Sachen im Auge, deren ich so viele u. diese so gut zu Stande bringen werde, als mir gegönnt ist.

Ihr

C. F. M.

Kilchberg bei Zürich 26 Juni 1878.

Eine umgehende Zeile, geehrter Freund.

Eben vollende ich das neue Kapitel u. die alte Liebe zu dem Buch ist wieder erwacht. Ich dictire es morgen m. l. Schwester in Meilen u. sende es Ihnen dann gleich zu.

Den Bogen 8. kann ich leicht entbehren. Ich werde sehr vorsichtig u. nicht zu viel ändern. In die Alpen mag ich den J. nicht schleppen, lieber beendige ich noch alles vorher.

---

[1]) Verhetzt gegen den damaligen Leiter der Gotthardbahn, Alfred Escher, verwarf das Zürcher Volk 19. V. 1878 die vorgeschlagene Nachsubvention von 800 000 Fr., nahm aber 27. X. 1878 eine neue Subvention mit Zweidrittelmehrheit an.

Der Comtur u. der Heilige, der ungefähr zur Hälfte vollendet ist, sind mir beide sehr lieb u. werden auch Ihnen gefallen; wenigstens glaube ich nicht zurück- sondern ganz entschieden vorwärts zu gehen.

Freilich mit Hindernissen. Manche schöne Stimmung u. Stunde geht einem „Gutsbesitzer" verloren.

Es ist mir nicht recht, daß Sie in Leipzig haften bleiben, ich gehe wol nach Silvaplana oder Sils-Maria.

Ihr

C. F. M.

Die Zweitheilung des Jenatsch ergiebt sich von selbst. I erstes u. zweites Buch. II drittes mit dem neuen Kapitel. Fast mathematisch die gleiche Seitenzahl. Was den zweiten Titel betrifft, so bin ich eher dagegen. Die Hauptsache ist, daß hinfort das Format für alle meine Sachen dasselbe bleibe.

Kilchberg 28 Juni 1878.
bei Zürich

Geehrter Freund,

ich habe wieder viel Freude am Jenatsch u. erstaune, mit wie einfachen Mitteln hier etwas geleistet ist. Gestern, Donnerstag, dictirte ich Betsy die erste Hälfte des neuen Kapitels das den Übertritt des Bündners zum Cath. vollständig motivirt. Montag werde ich die zweite Hälfte dictiren. Dann sollen Sie die Abschrift erhalten.

Das durchschossene Exemplar ist angelangt u. ich werde sehr gewissenhaft sehen, wo noch etwas abrupt ist oder hohl tönt.

Noch etwas. Eigentl. ist der „Schuß", weil er den Character des Wertmüller ausführt, eine Fortsetzg des J.(enatsch) Wäre die Zweitheilg nicht so selbstgegeben I, 1. 2. II. 3. Buch, so hätte ich gar nichts dagegen, den Schuß als 2 Hälfte des 2 Theiles anzuhängen. Oder als 3 kleineren Theil? Es würde der 2. Auflage einen neuen Reiz geben.

Was den zweiten Titel betrifft, so ließe sich: „Gesammelte Novellen" 1. u. 2. Theil vorschlagen, da J(enatsch), wenn man einmal theoretisiren will, ebensogut oder eher Novelle als Roman ist.

Bis Anfang Aug. sollten Sie, wenn nichts Unerwartetes dazwischenfällt, das ganze Mscr. in Händen haben. Schreiben Sie eine Zeile.

Ihr

C. F. M.

Kilchberg bei Zürich 12 Juli 1878.

Lieber Freund,

die Durchsicht des J(enatsch) ist beendigt. Das Veränderte u. Hinzugegebene verstärkt — meine ich — den Eindruck, ohne daß ein Unterschied des Colorites sichtbar würde. In einigen Fällen enthielt ich mich lieber, als das Kleinste zu verderben. Ich kann mit gutem Gewissen sagen: Das Buch hat gewonnen.

In gleicher Weise ist der „Schuß" retouchirt, einiges Ungehörige beseitigt, weniges beigegeben. Es wird mich herzlich freuen, wenn Sie mit mir zufrieden sind.

Auf das Jenatsch-Autograph im „Schuß" verzichten wir besser.

Am „Amulet", das sehr rein geschrieben ist u. dessen Composition niemand getadelt hat, ändern wir besser nichts, glauben Sie mir. Ich würde die Mühe nicht scheuen aber es wäre ein müßiges Spiel.

Die Veränderungen u. Zusätze erhalten Sie, sobald dieselben eingeschrieben sind, das neue Kap. des J(enatsch) wol noch früher.

Zur Correctur senden Sie mir nur die Bogen mit längeren neuen Zusätzen, vor allen das neue „Jenatsch"-Kapitel. Ich gebe Ihnen am Vorabend der Abreise meine Adresse.

Die 3 Bände Novellen 2. Aufl. erscheinen dann zu Winterbeginn.

Ich will doch, Ihnen u. der Sache zu Gefallen, das Amulet, da noch Zeit ist, sorgfältig durchgehen. Vielleicht ist eine Kleinigkeit zu berichtigen.

Da wir wieder beim „Lieber Freund" angelangt sind, wollen wir uns Beide dieses schönen Titels würdig erzeigen.

Ihr

C. F. M.

Meilen 22 Juli 1878.

Lieber Freund,

ich schreibe Ihnen hier unter der Kastanie[1]) nach Einsicht Ihres Briefes an die Schwester.

Es freut mich, daß Sie das neue Jenatsch-Kapitel goûtiren. Aus dem Character des Helden hervorgehend u. mit dem festgehaltenen Gegensatze des Spaniers u. des Italieners (Serbelloni-Grimani) paßt es u. beunruhigt mein lit. Gewissen nicht. Sie werden aus den Correcturen sehen, wie zögernd u. sorgfältig ich retouchirt habe.

In geschäftlicher Hinsicht ist zu sagen, daß ich, nicht besonders gerne, in die 1500 Ex. u. den ermäßigten Preis einwillige, obwol diese große 2. Auflage eine 3. in Frage stellen wird, aber ich halte meinerseits fest:

1. daß das Format (Jenatsch, 1 Aufl. jedenfalls nicht kleiner) sich gleich bleibe für alles weiter zu Publicirende.

2. daß, als Band III Novellen in diesem Jahre noch „Amulet" u. „Schuß" erscheinen. Letzteren habe ich Eckstein neuerdings abgeschlagen, auf die heurige Publication des Schusses in Ihrem Verlag hinweisend.

Im „Amulet" wäre jede Correctur Muthwille, die zum Schuß erhalten Sie. Vor 4 Tagen war ich drüben,[2]) im Werdmüller-Hause, zum ersten Mal seit einer Schulfahrt im 13. Jahre! Die Frau Major Hartmann, jetzige Eigen-

---

[1]) Im Seehof zu Meilen.

[2]) Auf der Halbinsel Au.

thümerin, fragte mich: Der Herr hat gewiß den „Schuß" gelesen? Ich bejahte, bewahrte aber mein Incognito. Daher noch einige Striche in der Zeichnung des Landhauses.

Ihr

C. F. M.

Überlegen Sie es sich doch noch einmal mit der 1500 Auflage.

Die Correctur der wichtigeren Änderungen muß ich mir jedenfalls vorbehalten.

(Poststempel 10. 8. 1878, Silvaplana.)

Lieber Freund,

ich bin mit den 4 Puncten Ihres Schreibens vom 3 Aug. einverstanden. Freiex. geben Sie mir fünf u. zwanzig. Wie sagen wir „zweite, durchgesehene"? Auflage. Ich denke. Auch bei dem Bande, Novellen sagen wir zweite Auflage, da ja der „Schuß" auch zum 2. Mal erscheint. Ich denke hier viel an den „Comtur". Der Heilige sollte mit Jahresende fertig sein. Wir wollen dem l. Gott danken, wenn diese zwei Compositionen gelingen.

Silvaplana hôtel de la Poste. C. F. M.

Pontresina 24 Aug. 1878.

Lieber Freund,

Ihre Zeilen 19 beantworte ich in Eile. Es freut mich daß auch Sie sich erfrischt haben. Ich denke wir betiteln einfach: Novellen 2. Auflage von C. F. M.: Amulet, Schuß und setzen unter letzteren: „Diese Novelle erschien zuerst in dem Zürch. Taschenbuch für 1878."

Kennen Sie Alp Grüm auf dem Berninapasse, von woher man zugleich den Palü-Gletscher u. den Poschiavino-See dominirt? Erstaunlich schön. Ich habe hier d. h. im Curhaus St. Moritz P. Heyse kennen lernen u. finde den Mann bedeu-

tend. Ich danke für Ihre freundl. Wünsche für „Heiligen" u. „C"(omtur).

Ihr C. F. M.

Ich bin zurück in Kilchberg 31 Aug.

---

4 Nov. 1878.

Lieber Freund,

Ihre eben anlangenden Zeilen beantworte ich umgehend, obwol ich in diesen Tagen von Morgen an beschäftigt bin. Man spürt schon das endende Jahr, es häuft sich alles.

Ihre Sendung habe ich richtig erhalten. Es thut mir leid, daß Sie schlecht auguriren von Jenatsch ed. 2 u. Denkwürdige Tage.[1]) Ich bin auch sonst mißmutig, bes. weil ich, bei der besten Stimmung, durch nichtige Abhaltungen nicht dazu komme, meinen Heiligen, der mir lieb ist zu vollenden. Ich benutze jede freie Stunde leidenschaftlich, aber vor Ostern werde ich kaum fertig.

Navilles „le Christ" habe ich gelesen. Er hat große Vorzüge, Noblesse u. Popularität zugleich. Ob er in Deutschland u. bei welchem Publikum — eine Capitalfrage bei religiösen Schriften — reüssiren wird — das ist schwer zu sagen. Mein Rath ist: Schieben Sie die Antwort hinaus u. wenden sich brieflich an meine l. Schwester — Meilen — sie ist auf einer kleinen Reise, aber die Briefe werden ihr von Meilen nachgesendet — Betsy kennt Naville sehr gut u. hat, wie ich, von ihm ein Exemplar erhalten. Ich sprach ihr davon, „le Christ" zu übersetzen, was Naville sicherlich das liebste wäre, sie aber sagte weder ja noch nein. Auf jeden Fall bereden Sie doch die Sache mit ihr.

Und, vor allem, lesen Sie oder durchblättern Sie wenigstens das franz. Buch. Soll ich es Ihnen schicken?

Behalten Sie für einmal die noch restirenden Freiexemplare, auch die gebundenen, in Leipzig zurück, da ich über dieselben vielleicht für deutsche Freunde verfügen werde.

In Eile,

Ihr C. F. M.

---

[1]) „Der Schuß von der Kanzel" und „Das Amulet" erschienen in zweiter Auflage unter diesem Gesamttitel

12 Apr 1879 Kilchberg bei Zürich.

Mein lieber Freund,

ein junger Mann, Dr. Adolf Frey, Aargauer, Philologe, den ich als einen tüchtigen Menschen kennen gelernt habe, begiebt sich für ein oder zwei Semester an Ihre Universität. Ich will Sie vorläufig mit ihm bekannt machen, daß er Sie, wenn er etwa Rath oder Auskunft nothwendig hätte aufsuchen könnte. Ich gebe ihm keine Zeile an Sie mit, er ist, zu geselligen u. literarischen Zwecken gut empfohlen (z. B. mit Victor Blütgen bekannt) u. Sie sind ein vielbeschäftigter Mann. Ich dachte eher an einen möglichen ernsten Fall (z. B. Krankheit,) da ich Ihre Dienstwilligkeit kenne.

Kommt er aber ohne Anliegen zu Ihnen, so werden Sie sicherlich — ich rede aus eigener Erfahrung — an dem begabten u. natürlichen Menschen Freude haben.

Es wäre auch möglich, daß er Sie über eine Gesammtausgabe der Werke seines Vaters, des Novellisten Jakob Frey, consultiren wollte, doch bin ich dessen nicht gewiß u. mische mich nicht darein. Sie sind der Mann, selbst zuzusehen.

„Der Heilige. Eine Geschichte, die Hans der Armbruster erzählte." ist fertig. Ich werde morgen an Rodenberg schreiben u. mich, wo möglich, weit mehr aus innern, die Composition selbst betreffenden, als aus äußern Gründen losmachen. Die Novelle wird Jenatsch ed. 2-Format 250 Seiten kaum übersteigen. Anfang Mai läge dann das Msc. bereit. Was sagen Sie dazu?

Ihr

C. F. Meyer.

(Von Haessels Hand) 14. 6. 79.

Lieber Freund,

aus den Zeilen meiner Schwester haben Sie erfahren daß der „Heilige" im Oct. oder Nov. Heft der „Rundschau" erscheint. Ihre letzte Zuschrift ist nicht ohne Einfluß auf diese

Entscheidung gewesen. Der grämliche, übrigens wol nur aus momentaner Stimmung hervorgegangene Empfang, den Sie meiner Nachricht von der Vollendung des „Heiligen" zu Theil werden ließen, und daneben die sehr ernstliche Besorgniß, Ihre Klagen über kleinen Verkauf dürften sich bei dem Heiligen in Buchform wiederhohlen und dieser kein Publicum finden, bewog mich, mit demselben lieber gleich vor dasjenige der „Rundschau" zu treten. Der Schritt ist nun geschehen und ich mache mir weiter keine Sorge darüber. Rodenberg gibt mir übrigens freie Verfügung über die Nov. „schon einige Monate" nach dem Druck in der R. Sch. Ist Ihnen dann der Heilige in Buchform anständig, so werde ich jedes anderweitige Anerbieten ablehnen.

Bedenken Sie, lieber Freund, daß es unter uns lange her eine ausgemachte Sache war, R. Anerbieten für meine nächste Arbeit zu benutzen, u. erst später wieder Scrupel auftauchten — wer weiß, am Ende wirkt die Publication in der R. Sch. auch noch günstig auf Ed. II von Jenatsch zurück?

In alter Freundschaft

Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich 16 Juni 1879.

Es ist mir eine wahre Erleichterung, daß Sie, lieber Freund, die Sache so gelassen nehmen. Wir kennen uns einander u. gehören einmal zusammen. Übrigens sind Sie im Irrthum. R(odenberg) hätte, wie er sagte, den „Schuß" gerne genommen, natürl. erster Hand, aber erinnern Sie sich: ich schrieb ihn expreß für das Züricher Taschenbuch.

Die Buch-Ausgabe zu Ostern wird sich ermöglichen lassen.

Ganz besonders freut es mich, daß Sie den Haller von Ad. Frey[1]) drucken. Grüßen Sie mir ihn u. sagen ihm, er solle mir schreiben.

[1]) „A. v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur". Leipzig 1879.

Gelacht habe ich, daß der Wyl[1]) schlüßlich bei Ihnen angelangt ist. Ja freilich kann Ihnen der etwas Hübsches schreiben! Nur zu!

Ich meditire eine Novelle, die ich — so Gott will u. wir leben, eine vernünftige u. bescheidene Redweise in unsern Jahren — diesen Winter schreibe u. die Ihnen Freude machen wird.

Alf. Meißner war bei mir u. hat mir Wunder erzählt, wie Spielhagen in Berlin seine Arbeit industriell ausbeute u. noch mehr ausbeuten werde. Wenn ich Ihnen durchsichtig wäre, so würde Sie erstaunen, wie ferne mir solches liegt. Großer Styl, große Kunst — all mein Denken u. Träumen liegt darin. Es ist auch allein diese Passion, die mich Dinge leisten läßt, die über meine Naturanlage gehen.

Tragen Sie sich Sorge! Gais ist recht langweilig, besonders kahl. Brixen unendlich vorzuziehen. Fragen Sie doch nach, ob H. Lingg, der mit seiner brustkranken liebensw. Tochter Malchen, die noch vergangenen Herbst als ein Bild der Gesundheit, hier vorüberkam, noch in Bozen oder Umgebg verweile. Er war vor ungefähr einem Monat dort u. es wäre schon der Mühe werth, ihn kennen zu lernen. Zu Verona gratulire ich!

Ihr alter

C. F. Meyer.

Ich habe viel Besuch, bin ganz leidlich wohl u. nehme nur für August vierzehn Tage im Engadin in Aussicht.

(Hand des Sekretärs.)

Kilchberg bei Zürich,
15 November 1879.

Lieber Freund,

Ihre letzten Zeilen an meine Schwester haben mich sehr erfreut durch den darin angeschlagenen lebendigen Ton der

---

[1]) Wilhelm von Wymenthal, der unter dem Namen W. Wyl u. a. veröffentlichte: „Spaziergänge in Neapel, Sorrent usw.", „Maitage in Oberammergau".

nicht der eines Kranken ist und durch Ihre Theilnahme an dem ersten Drittel des „Heiligen". Ich hoffe daß wir Beide wenn auch nur allmählig unsere Schäden wieder los werden, auch ich werde meine Heilung[1]) wahrscheinlich durch eine Cur in Baden oder Ragaz beschließen müssen. Wenn noch meine andere Sorge[2]) vor Jahresende sich in eine Freude verwandelt, so ist dann Alles gut.

Heute habe ich einen Brief von Rodenberg erhalten. „Es ließ sich zu meinem Bedauern nicht anders machen", schreibt er mir, „als den Heiligen durch drei Hefte zu führen" (das letzte Drittel wird demnach am 1. Januar erscheinen.) „Doch soll Ihnen selbstverständlich keinerlei Nachtheil draus erwachsen. Es ist Ihnen durchaus unbenommen die Novelle, wie Sie beabsichtigen, Ostern in Buchform herauszugeben; wir beanspruchen das Eigenthum nicht länger als etwa drei Monate nach vollendetem Erscheinen in der Rundschau." Demgemäß steht es Ihnen frei, den Druck der Novelle, an welcher einige Verstöße abgerechnet nichts Wesentliches zu ändern sein wird, mit dem neuen Jahre, oder wann Sie wollen, zu beginnen, ob Sie dieselbe Ostern oder erst in der Herbstmesse ausgeben wollen, auch dieses stelle ich völlig in Ihr Ermessen.

Das Buch von Naville[3]), d. h. die Uebersetzung desselben durch meine Schwester, habe ich in den Abendstunden meines Pontresiner Aufenthaltes gewissenhaft durchgegangen; ich habe mir alle Mühe gegeben, das Buch dem deutschen Bewußtsein zu nähern, das spezifisch Genferische zu verwischen und das Problematische oder Unpassende (und dessen gab es nicht wenig) zu beseitigen. Den Styl garantir ich, aber in Wahrheit die Richtigkeit und das Concludirende des Gedankengangs nicht in demselben Maße. Die Gelehrten werden Manches veraltet, manches Andere oberflächlich finden; aber für das Durchschnittspublikum behält das Buch nichtsdestoweniger seinen Werth vermöge des bedeutenden pädagogischen und rhetorischen Talentes das Naville besitzt. Er ist eigentlich durchaus Ratio=

[1]) Armbruch im Engadin.

[2]) Bevorstehende Niederkunft der Frau.

[3]) „Le Christ".

nalist und die rechtgläubigen Conclusionen des Schlusses stimmen gar nicht zu den rationalistischen Vordersätzen und Beweisführungen. Gerade darum ist es aber möglich daß das Buch Succeß hat bei einer gewissen mittleren Auffassung der religiösen Dinge, die der Natur der Sache nach weit mehr Anhänger zählt als eine entschiedene Parteinahme rechts oder links.

Den französischen Styl Navilles fand ich zu meinem Erstaunen sehr vernachlässigt. Er muß die stenographirten Vorlesungen gar nicht oder kaum revidirt haben. Hier ist viel geschehen und es darf ohne Unbescheidenheit behauptet werden, daß die Übersetzung correcter geschrieben ist als das Original. Bei alledem, ich wiederhole es, hat das Buch seinen Werth. Es ist vortrefflich wenn man es als den Versuch betrachtet die auf eine ungerechte Weise geschmälerte ja verläumdete Rolle des Christenthums in der Culturgeschichte nach Wahrheit zu bemessen. Ueberdies wendet es sich an jede Fassungskraft und wo es an das gesunde Gefühl oder an den Menschenverstand appellirt, verfehlt es seine Wirkung nie. Doch Sie sind der Mann das ebensogut als ich zu beurtheilen, sobald Sie das Buch gründlich lesen.

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen einen guten Winter. Hier sind wir, wenigstens auf meiner Anhöhe, schon eingeschneit. Grüßen Sie mir Dr Frey aufs freundlichste.

Treu ergeben Ihr

C. F. M.

Ich ersehe aus einer mir zugesendeten Quittung Eckfteins, daß Sie den Jahresbeitrag von 15 ℳ. für den A. D. Schriftsteller-Verband für mich zu entrichten die Güte gehabt haben. Ich hatte laut Bescheinigung noch 5 ℳ. zugute, da ich im Vorjahr 1878 irrthümlich 20 ℳ. statt 15 entrichtete. Haben Sie die für 1879 festgesetzten 15 ℳ. für mich eingezahlt, so lassen wir die Sache für diesmal ruhen und machen den Abzug von 5 ℳ. 1880 geltend, wo ich Ihnen dann die Beglaubigung der zuvielgezahlten 5 ℳ. einsenden werde.

(Hand des Sekretärs.)

Kilchberg bei Zürich den 16 Dezemb. 1879.

Lieber Freund,

Nur eine Zeile. Es freut mich von Herzen daß Ihnen das zweite Drittel des „Heiligen" gefallen hat. Was die Inpopularität desselben betrifft, so ist es wohl möglich, daß die Novelle für einen oberflächlich Gebildeten oder einen Parteimenschen einen clericalen Anstrich bekommt, obgleich ich nach Kräften dagegen gearbeitet habe. Im Uebrigen glaube ich daß die streng geübte Gerechtigkeit ein populärer Factor ist. Ich lege, um Zurücksendung bittend, eine Zeile von Rodenberg bei, die Sie interessieren wird.

Uebrigens ist das Nebensache. Die Hauptsache ist jetzt einen Stoff zu behandeln, der an Interesse nicht hinter „Jenatsch" und dem „Heiligen" zurückbleibe. Nach sehr sorgfältiger Abwägung werde ich zum Comthur greifen, obgleich ich mich auch dafür nicht verbindlich mache, da ich mir die Sache noch einmal beschlafen muß. Ihr freundliches Anerbieten von schönen neuen Ausgaben des „Hutten" und „Engelberg" hat viel Verlockendes, aber wo Zeit dazu nehmen? Im Ganzen scheint es mir doch klüger neue Entwürfe von denen so viele vorliegen in Angriff zu nehmen. Sagen Sie Dr Frey, daß ich ihm freundlich für seine hübschen Zeilen danke. Die Besprechung des „Haller" in der Rundschau werde ich sicherlich in diesem Jahre noch vollenden und abschicken. Ich denke sie wird in das Februarheft zu stehen kommen. Was die Druckzeit des „Heiligen" betrifft so stelle ich sie Ihnen anheim. Alfred Meißner, der diesesmal mit einem Artikel in die Neue freie Presse nicht zögern wird — er ist sehr freundlich für mich gesinnt — meint, es wäre das beste sofort zu drucken. Die Gebr. Pätel sind damit einverstanden daß ich schon auf Ostern über den „Heiligen" frei verfüge. Es scheinen mir recht artige und gebildete Leute zu sein. Ich hätte Ihnen noch unendlich viel zu sagen, z. B. auch über die Naville-Uebersetzung, die denn doch vom Originale wenigstens im Wesentlichen weniger verschieden ist, als Sie zu

glauben scheinen, aber meine Zeit ist auch durch meine häusliche Angelegenheit sehr in Anspruch genommen wie Sie sich denken können. Mein Kind befindet sich wohl und die liebe Frau recht leidlich. Meine besten Wünsche für das Fest und die Jahreswende.

Ihr

C.F.M.

---

19 Dec 1879

Lieber Freund,

da Sie meine Novelle so sehr beschäftigt, habe ich von den wenigen mir eben zugekommenen Sep. Abdrücken des letzten Drittels einen an Sie gesendet, in der Meinung, daß Sie das Heftchen gleichzeitig mit dem Erscheinen des Jan. Hefts der Rundschau an Dr Hermann Lingg 10 Nymphenburgerstr. München senden, der die dazu gehörigen zwei ersten Drittel besitzt.

Nach meinem Urtheil ist der Heilige, trotz manchem Fehler, durch die Neuheit der Charactere, den dramat. Stoß u. den zwar leise manirirten, aber nicht kleinen Styl kein schlechtes Werk: Lebe ich aber u. bleibe gesund, so läßt sich in jeder Hinsicht weit darüber hinausgehen. Ich inclinire noch immer für den Comtur. Gutes Fest!

Ihr

CFM

Frau u. Kind ganz leidl. wohl.

Lieber Freund,

Meinen u. meiner l. Frau herzl. Dank für den Stollen; auch die Schwester erhält ihr Stück. Ich habe mich entschieden: Der Comtur in breiter Romanform, zwei Theile, jeder von 2—300 Seiten. Eine ganze kleine Welt. Gott gebe seinen Segen dazu u. uns allen Leben u. Gesundheit.

Ihr

27 Dez. 1879

CFM

(Von Haessels Hand: 30. Dez. 1879.)

Lieber Freund,

es freut mich aufrichtig, daß der Heilige Ihren Beifall hat. Bei Rodenberg müssen Sie jedenfalls anfragen, natürl. mit Beisetzung der Briefstelle, damit er weiß woran er ist. Das Format gefällt mir. Corrigirt wird nur détail ich schicke Ihnen ein berichtigtes Ex. der Rundschau. Also auf Ostern.

Gutes Fest, gute Jahreswende!

Ihr

C.F.M.

Kilchberg bei Zürich 6 Jan. 1880.

Lieber Freund,

Eine Zeile. An dem Circular für den Heiligen habe ich nichts zu ändern u. wünsche selbst, daß es ohne Zögern verbreitet werde. Ich glaube auch, daß mit dem Druck des Heiligen sofort begonnen werden sollte, damit das Buch sobald als möglich in das Publicum geworfen werden kann. Es herrscht jetzt eine gewisse Gährung der Neugierde, die man nicht vorübergehen lassen sollte.

Betsy war hier für die Taufe meines Kindleins. Ich habe mit ihr alle nötigen Änderungen im Heiligen sorgfältig besorgt, sie kann Ihnen den berichtigten Separatabdruck auf Ihren Wunsch ohne weiteres zusenden u. wird auch, neben der Correctur des Naville, diejenige der Novelle in Meilen besorgen, was für Sie die Sendungen vereinfacht.

Was das Honorar betrifft bei einem Satz von Ex. 1000, so gewärtige ich Ihre Proposition. Von der Rundschau habe ich frs. 2000 (m. 1600.) erhalten. Geben Sie mir, was recht u. billig ist, wobei Sie bestehen können. Am meisten liegt mir an einer baldigen zweiten Auflage.

In Eile

Ihr C.F.M

(Ohne Datum.)

Lieber Freund,

Hier der Vertrag! Wäre es mögl., 3000 Ex. abzusetzen, ich würde es als einen wahren „Sieg" betrachten. Aber ich zweifle. Wenn über 1000 verlangt würden, so drucken Sie doch das zweite Tausend als 2. Aufl.? Das ist gewiß in der Ordnung. Doch, wie gesagt, das sind schöne Träume! Der Sep. Abd. liegt corrigirt in Meilen — lassen Sie ihn kommen, wann Sie wollen.

ich erwarte tägl. Briefe von Heyse u. Vischer, in welchen vielleicht noch etwas leicht zu Retouchirendes berührt wird, u. Morgen kommt der Kunsthistoriker Rahn zu mir, der mir einige Bemerkungen die „Decoration" betreffend zu machen hat. — Das liebe Kindlein wurde Luise (Mutter) Elisabeta (Schwester) u. ich habe mir den antiken oder romantischen Anklang erlaubt — drittens Camilla getauft. Grüßen Sie Frey, seine Gedichte in dem Heller-Album haben mir gefallen.

Ihr

C. F. M.

Kilchberg, 23 Jan. 1880

Lieber Freund,

also zuerst der Artikel: Die philosophische Facultät der Universität Zürich hat dem Herrn Conrad Ferdinand Meyer, Verfasser des Romans: „Georg Jenatsch" u. der eben in der Deutschen Rundschau erschienenen Novelle: „der Heilige", in Werthung seiner schriftstellerischen Thätigkeit die Doctorwürde honoris causa verliehen.

Ich telegraphire an Betsy, das Msc. noch nicht zu senden, da mir eben noch ein paar wichtige Bemerkungen in decorativer Hinsicht von Rahn u. Wyß gemacht wurden. Doch will ich die Sache so viel als mögl. beschleunigen.

In Eile

Ihr

CFM

Ich komme eben von einem Spaziergange zurück. Der See ist völlig zugefroren u. das rechte Ufer (Meilen) besitzt keine Bahn.

Sagen Sie H. Dr Frey, ich sei von so viel Geschäften auseinandergezogen, daneben von einem heftigen Katarrhal-Fieber heimgesucht gewesen — er solle sich mit der Rec. gedulden, ich werde dieselbe in der ersten freien Stunde revidiren u. absenden. Es ist nur zu wahr, daß ich zu nichts Zeit finde, bes. die Ökonomie, das ewige Bauen etc. macht mir Verdruß — und ich habe so herrliche Entwürfe.

Wie geht es Laube? Privatisirt er? Dürfte man ihn wohl mit einem dramatischen Anliegen belästigen? Wohlverstanden, mit etwas Fertigem? Ich habe zu ihm eine Fiducia wie zu keinem Andern. Ist er noch frisch u. hat er noch Autorität?

Kilchberg, 12 Febr. 1880.

Lieber Freund,

Zu Ihrem Vorschlage gebe ich meine Einwilligung. Frey's Bruder ist noch am Leben. Gestern waren die Nachrichten „beruhigender".

Umstehend die Anzeige.

Herzl. grüßt

Ihr

M.

Eben erhalte ich den Besuch von Dr. Ad. Frey, der wieder nach Leipzig zurückkehrt. Der Bruder ist in der Besserung.

Die vorliegenden, mit Sorgfalt aus dem Französischen übertragenen Reden haben den berühmten Genfer Ernest Naville (de l'institut de France) zum Verfasser u. wurden ursprünglich an große Versammlungen in Lausanne u. Genf gerichtet, an welchen sich alle Stände, der intelligente Arbeiter nicht weniger als der Gelehrte betheiligten. Sie stellen sich die Aufgabe, die erhabene Sendung Christi aus der Güte u. Dauer seines Werkes zu beweisen; mit andern Worten: sie bezeichnen die große Stelle, die dem Christenthum in der

Kulturgeschichte zukommt u. die ihm nie u. nimmer wird entrissen werden.

Ein besonderer Vorzug dieser Reden ist ihre Allgemeingültigkeit. Mit ihnen wird sich jeder an den christlichen Principien Festhaltende befreunden. Es ist eine anerkannte, viel gelobte u. viel gescholtene Eigenthümlichkeit Navilles, welche sich aus seinem Bildungsgange erklärt: daß er, hoch über den confessionellen Unterschieden stehend, von je her in Rede u. Buch den Katholiken nicht weniger als den Protestanten angezogen u. befriedigt hat.

---

22 Febr. 1880.

Lieber Freund,

Ich erhalte von Meilen die eine der zwei Correcturfahnen, u. entdecke in Bogen 3 noch ein Fehlerchen. Streichen Sie pag. 39 l. 8 von unten das Komma „wie behend der Böse in solchen Fällen sein Netz auswirft u. zuzieht, zwischen Fällen u. sein. Es wird schon noch Zeit sein. Ich höre eben daß Vischer den Heiligen sehr goutirt, für mich ein großes Geschenk. Rodenberg hat mich für einmal vom Drama dissuadirt. Gibt mir Gott Gesundheit, soll meine nächste Novelle wieder ein „Fortschritt“ sein. Sagen Sie Dr Frey, ich habe seinetwegen Rodenberg avisirt. Er antwortete sehr freundlich.

Ihr

C. F. M.

(Von Haessels Hand: erhalten 27. II. 80.)

Meine l. Frau macht mir die richtige Bemerkung, daß, wenn Bog. 4 das definitive Format ist, der Raum oben zu klein sei gegen den Raum unten. Der obere Raum, in Wirklichkeit kleiner, wird es noch mehr durch die Paginatur. Dem ist leicht zu helfen. Meißner hat mir eine Rec. versprochen, aber, da er gegenwärtig etwas melancholisch ist, dürfte dieselbe ebenfalls melancholisch ausfallen. Rodenberg

redet mir vorläufig das Drama aus. Ich habe herrl. Stoffe. Der Comtur zurückgeschoben, zuerst noch ein paar Novellen.
Julian Schmidt hat den Heiligen gelobt.

Lieber Freund,

eben erhalte ich einen Brief von Dr Rochat, einem vortrefflichen Reiter, der die richtige Kritik macht (vid. Tod Äschers, Bogen 6) von einem steigenden Pferde gleitend, gelange man sanft an die Erde. Das Thier müsse sich überschlagen. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie die verbesserte Lesart, welche ich, durch die Schwester, schleunigst schicken werde, für den definitiven Druck abwarten wollen oder nicht. Sie sehen, ich nehme die Dinge läßlich.

Die mitgetheilte Bemerkung über „Haß u. Liebe" in meinen Sachen ist einer Beherzigung werth. Ihr

Kilchberg, 1 März 1880. M.

---

3 März.

Lieber Freund,

Sie werden Bogen 6 erhalten haben. Sie sehen, die Änderung ist nicht bedeutend, immerhin aber für die Cavalleristen unter den Lesern des Heiligen wünschbar. Halten Sie ein Auge darauf, daß der Tod Äschers correct verlaufe und — es geht im Gleichen — setzen Sie, auf demselben Bogen 6. pag. 89 Abs. 2. statt Gratia habe lin. 6 habe Gratia, also: aus welchem Grunde der Kanzler sein unseliges Kind habe Gratia nennen müssen.

Ihr

M.

Ich denke, von nun an habe ich wenig mehr zu berichtigen.

Kilchberg bei Zürich 14 März 1880.

Lieber Freund,

in Eile vor dem Abgang der Posttasche eine Zeile.

Zuerst ersuche ich auf Bogen 9 um zwei kleine Veränderungen, beide nicht unwichtig.

pag. 137. l. 8.

Statt: Er fuhr mit der Hand an die Stirne, als ob sie ihn schmerze lies: Er fuhr mit der Hand an die Stirn, als brenne ihn dort eine Wunde. Sie werden zugeben, das lautet besser.

Zweitens.

pg. 141. lin 16. Ein bischen unklar. Es muß heißen: ihnen ihre entlaufenen sächsischen Knechte zurückzugeben, welche — so klagten die Herren — jetzt haufenweise den Klöstern zueilen (nicht zueilten), um sich das Haupt scheren zu lassen; (nicht Komma, sondern Semicolon) wozu etc.

Nicht wahr, lieber Freund, Sie bringen das in Ordnung?

Sagen Sie Frey, ich schreibe ihm nächstens.

Eben erhalte ich die Mittheilung daß eine Nordamerikanerin in den V. Staaten, unter der Aufsicht eines dortigen Schriftstellers Jenatsch ins Englische zu übersetzen wünscht. Ich schreibe, die Dame solle sich persönlich, in ausführlichem Briefe an mich wenden, ich avisire entzwischen meinen Verleger, der auch ein Wort mitzusprechen habe. Dem ersten Anscheine nach ist die Übersetzerin eine tüchtige Persönlichkeit (Schweizerin). Ist Vertrag mit den United States? Warum haben Sie eigentlich das „Alle Rechte vorbehalten" nicht vor den Jenatsch gesetzt? Vergessen Sie es ja bei dem Heiligen nicht. Es ist jetzt wahrlich an der Zeit.

Ihr

M.

Ich will nicht kleinlich sein. Lassen Sie die zweite Stelle ganz, wie die Schwester corrigirte aber als brenne ihn dort eine Wunde, das ist unerläßlich.

19 März 1880.

Lieber Freund,

eine Zeile vor Postabgang. Zuerst meinen u. der Frey'schen Dank für Ihren Beistand. Die Nachricht wurde dreifach in das Frey'sche Haus gebracht durch eine Zeile von mir, durch G(ottfried) Keller, den ich benachrichtigt hatte u. durch meine Frau persönlich. Die Freyischen sind Ihnen für jede Zeile Nachricht sehr dankbar. (Adr. Herrn A. Frey, 6 Blumenstraße Hottingen bei Zürich d. h. der jüngste Bruder. Mir ebenfalls ist jede Zeile erwünscht. . . .

Ihr M.

---

21 April 1880.

Eine flüchtige Zeile, lieber Freund. Von Mutlosigkeit ist nicht die Rede; nur habe ich so viel Abgeschmacktes über den Heiligen hören müssen, daß mir ganz elend davon ist. Wir haben hier einen schönen Frühling u. körperlich bin ich vollständig wohl. Ich bin jetzt mit einer Novelle (der geringsten von den vieren die ich auf dem Webstuhl habe) für das verdammte Züricher-Taschenbuch beschäftigt. . . .

Ihr

C. F. M.

---

2 Mai 1880.

Lieber Freund,

ich werde Ihnen einen ziemlich langen Brief schreiben, aber ohne viel u. ohne besonders erfreulichen Inhalt. Es handelt sich darum, meinem Heiligen einige Empfehlung auf seinen Leidensweg mitzugeben. Hier ist durchaus nichts für ihn zu thun. Das Feuilleton der N. Zürcher Zeitg. (Dr. X., der Intime Kellers, mit welchem (X.) ich auf gar keinem Fuß stehe) hat nach Beendigung des Rundsch.Druckes ein Artikelchen gebracht, das Ihnen die Schwester schicken kann.

Es ist wörtl. das Urteil von Keller, der den Heiligen in Gottes Namen nicht verstanden hat.*) Auch sonst hat mich das Artikelchen angeekelt, Sie werden, bei der Lesung, gleich sehen warum, neben anderm durch die patriotische Prahlerei: Zwei Züricher schreiben gegenwärtig das beste Deutsch, eine eben so einfältige als für Spielhagen, Heyse etc. beleidigende Großthuerei; doch diesen kommt das schweizerische Blatt nicht in die Hände. . . . Übrigens erzählte mir Stiefel, Julian Schmidt habe in den Preußischen Jahrbüchern (Ende 79 oder Anfang 80) schon die zwei ersten Drittel des Heiligen nach dem Rundschaudrucke günstig beurteilt. Seien Sie so gütig u. lassen mir die ohne Zweifel nur wenigen Zeilen v. J. Sch. copiren, lieber Freund. Hier in Zürich findet man, der Heilige sei das äußerste, was ein anständiges, weibliches Wesen noch lesen könne. Boshaft geredet, das sollte den Absatz vergrößern, aber ich fürchte, aus andern Symptomen, derselbe wird nicht bedeutend sein. Es wäre vielleicht klug, etwas Kurzes in die Gartenlaube zu bringen (via Frey u. Victor Blütgen), das kleine Entrefilet über Jenatsch hat hier, wie ich sicher weiß, bedeutend gewirkt. Doch genug von dieser Misère. Und Laube? Was sagen Sie zu der Katastrophe des Stadttheaters? Ich hoffe, die „andächtigen Schauer" der guten Betty Paoli werden sich in einem Wienerblatt zu einer Recension verdichten. Keine einzige steht mir gewiß in Aussicht! An meinem neuen Süjet habe ich Freude. Es ist zwar noch pessimistischer als der Heilige, aber dann, in der nächsten Nov. geht es mit vollen Segeln zur Liebe über.

Grüßen Sie mir Frey recht herzlich! Er soll sich von meinem Artikel in der Rundschau nicht zu viel versprechen.... Er ist Ihnen recht dankbar!

Adieu, lieber Freund!

Ihr M.

*) mit einigen Keller flattirenden und mich verkleinernden Zutaten des braven X.

(Ohne Datum.)

Die anliegende Novelle hat bei ihrem ersten Erscheinen in der „Deutschen Rundschau" bedeutendes Aufsehen gemacht.[1])

Nicht so fast den in Thomas von Canterbury u. Heinrich II von England verkörperten historischen Gegensatz von Staat und Kirche schildert sie, sondern der Dichter hat von dem orientalischen Ursprung des Thomas Becket Anlaß genommen, demselben einen ganz eigentümlichen modernen Character zu geben, der mit dem mittelalterlich gewaltthätigen des Königs notwendig in Kampf geraten muß. Dieser mit den ungleichartigsten Waffen bis zu gegenseitiger Vernichtung geführte Kampf in allen seinen Stadien ist der Gegenstand der Novelle.

Der idyllische Rahmen (ein alter Diener Heinrichs II. erzählt das Miterlebte einem Chorherrn seinem Gastfreunde) und der episch ruhige Styl mildern die Tragik dieses verzweifelten Ringens.

Wer das Buch in die Hand nimmt, wird es zu Ende lesen und nach beendigter Lectüre dieselbe von neuem beginnen.

---

14 Mai 1880 Kilchberg bei Zürich.

Lieber Freund,

eine umgehende Zeile: Es ist mir wieder ganz leicht, seit sich die Frage über den Erfolg des Heiligen etwas lichtet u. ich wenigstens weiß, woher das Interdict sich schreibt, das auf dem Büchlein zu lasten scheint. Hier wurde herumgesagt: Meyer hat ein Buch geschrieben, das kein weibliches Wesen in die Hand nehmen darf. Komischerweise hatte ich allerhand Skrupel über die Composition der Novelle, ohne auch nur mit dem leichtesten Gedanken diesen Vorwurf in Aussicht zu nehmen.

Die Briefe erhalten Sie durch Betsy zurück.

---

[1]) Gehört wahrscheinlich zum Brief vom 2. Mai 1880. Meyer wollte die Buchhändleranzeige — wie auch später — nicht dem Verleger überlassen.

Ich habe mich nicht entschließen können, einen meiner 4 Novellenstoffe dem Züricher Taschenbuch zu opfern; der, welchen ich zu behandeln angefangen: „Der Dynast“ (großartige Erbschleicherei um den letzten Grafen von Tockenburg) nahm solche Proportionen an u. ging auch so in die Tiefe, daß es mich — aufrichtig — gereut hätte, ihn dem Taschenbuch zu opfern. Dafür mache ich einen Essay*) über Benzel-Sternau, der hier, mir gegenüber bei Erlenbach hauste. Das belustigt mich, ohne mich anzustrengen.

Ich glaube auch, daß Sie die Registrirung füglich unterlassen können.

Scheffels Brief[1]) hat mich lachen gemacht. „Erfreulich, ansprechend!“ welcher Trivial-Styl!

Sehen Sie doch gelegentlich nach, was Julian Schmidt in den Preuß. Jahrbüchern über den Heiligen gesagt hat! u. ist es der Mühe wert, theilen Sie es mir mit.

Unterbrochen In Eile Ihr C.F.M.

Ihre Ansicht über die „Rundschau“ kann ich nicht unbedingt theilen.

*) Dies war auch mein erster Gedanke.[2])

---

18 Mai 1880.

Lieber Freund,

Schicken Sie ja ein Ex. des Heiligen an Jul. Schmidt u. dann gleich eines an den greisen verlassenen Gustav Pfitzer (Prof. Dr. Stuttgart, ich glaube Königsstraße?) Wir wollen dem alten Manne eine Freude machen. Das Urtheil von Julian Schmidt ist mir sehr wertvoll u. gar nicht unbedeutend, wie Sie meinen. Ich habe 4 Novellenstoffe, einer fruchtbarer als der andere darunter zwei ganz absonderliche Liebesgeschichten, aber ich denke mir alle mögliche Zeit zu lassen. „Oben auf“ oder „drunten“ sein, paßt nicht recht

[1]) Über den „Heiligen“ an Haessel.

[2]) Dieser Essay wurde nie geschrieben.

auf mich. Eben haben die Westermannschen Monatshefte angefragt. Höflich abgelehnt.

Frey hat sich über den Artikel in der Allg. durch die Historiker-Allüren irre führen lassen. Er ist von Dr. Wille, meinem alten Freunde.

Ihr M.

---

19 Juni 1880. Kilchberg bei Zürich.

Lieber Freund,

Ihre Zeilen beantworte ich am liebsten umgehend, da ich diese Woche jeden Tag, zweimal von Morgen früh an, Besuch erhalten u. jetzt eine freie Viertelstunde habe.

Sie thun wohl daran, gegen Ihre Schlaflosigkeit einzuschreiten, es ist ein ermüdendes Übel. Wir haben — Schönbrunn abgerechnet — zwei berühmte Wasserheilanstalten in der Schweiz, Mammern am Bodensee u. die berühmteste und vorzüglich eingerichtete: Albisbrunn, wenige Stunden von hier, jenseits des Albis.

Die Rec. von Meißner war unglaublich nichtig u. oberflächlich. Die im Frankf. Museum von dem guten Calmberg — nach Kräften.

Mir geht es wieder besser. Die erste Hitze ist mir immer etwas lästig. Ich sage Ihnen: ich habe 4 sage vier Nov. Plane, von denen jeder den Heiligen überbietet. Aber ich werde mir Zeit nehmen müssen.

Sie wissen, l. Freund, der gewöhnliche Literaten Ehrgeiz liegt mir ferne, lag mir nie ferner als jetzt. Es ist mir um die Sache zu thun.

Ihr C. F. M.

Kilchberg, 15 Sept. 1880.

Lieber Freund,

Meiner Frau haben Sie mit den zierlich gebundenen opera omnia eine große Freude, wovon sie Ihnen selbst

Zeugniß geben wird, gemacht, und mir mit Ihrem Glocken-Artikel in den Grenzboten[1]) eine ebenso große Überraschung. Er ist gelenkig u. mit viel Gemüt geschrieben, dazu hat er mir eine kleine boshafte Ergötzung verschafft, da der Pfarrer in Küsnacht mein Schwager ist. Sie wußten es schon, schelmisch wie Sie sind! Ohne Scherz, Sie haben Talent u. Sie dürfen es nicht vergraben. Ein dickes Buch zu schreiben, dazu möchte ich Sie nicht ermuntern, obwol ich glaube daß Sie mit Leichtigkeit einen Verleger finden würden; aber etwa noch eine Reise-Erinnerung! Was mir an Ihnen so gefällt, ist die jugendliche Frische Ihres Naturells u. dann gehören wir einmal zusammen „durch Schicksalsschluß".

Frey hat zwiefach recht, den Dahn-Art. dürfen Sie ja nicht in die Schweiz schicken! Ich habe ihm für sein Blatt eine Ballade geschickt, deren letzte Strophe mir nicht recht gefällt. Rodenberg mag er nun in Berlin persönl. um das Erscheinen meines Haller-Art.s angehen. Grüßen Sie mir ihn. Dr. Salomon hat mir sehr artig geschrieben. Meine l. Schwester ist in Genf.

Ihr

M.

noch einmal meinen Dank für die hübsche kleine Bibliothek Meyer-Haessel.

---

22 Sept. 1880.

Lieber Freund,

es ist gar hübsch, daß Sie sich an meinem nicht um einen Millimeter übertriebenen Lobe so herzlich gefreut haben. Ich meinerseits habe mich schon mehr als einmal zu meinen im Salon exponirten im „sog. Liebhaber-Band" gebundenen opera omnia geschlichen, nicht ohne ein Gefühl der Wehmut: kaum $^{1}/_{1000}$ meiner innern Gebilde u. in wie stümperhafter Form!

Machen Sie es in Prospect-Sachen ganz nach Ihrem Ermessen.

Ihr M.

---

[1]) Haessel korrigiert: „Neuen Reich".

Lieber Freund,

Die Rechnung habe ich eingesehen, zahlen Sie aus dem Vortrag die m. 10 für den Schriftstellerverein (erst im Oct.) oder welche Quote beschlossen wird. Einen Beginn von theilweisem Nachdrucke des Jenatsch (sub specie: Abkürzung) in einem Schweizerblatte habe ich gütlich verhindert od. wenigstens abgebrochen. Noch ein Ex. des „Heiligen“ senden wir gelegentlich an meine Übersetzerin in N. America, aber erst, wann die Übersetzg in meinen Händen ist. Meißner schreibt mir, daß Gottschall längst eine Rec. von ihm über den „Heiligen“ in Händen habe. Ich bin dieses Treibens herzlich müde, nur auf Frey's Rec. freue ich mich noch. Ich habe übrigens oft gute, fruchtbare Stunden die ich nütze.

Ihr M.

Carsamstag 1883[1])
abends.

Mein lieber Freund,

es geschieht mir zeither meistens beim Briefschreiben, daß ich von meiner kl. Camilla gestört werde — aber ein Zeilchen bringe ich doch — trotz des Schüttelns u. einer Grippe — zu Stande.

ich bin von Gelegenheitsgedichten heimgesucht, Hochzeits-Carmen für Schwager Ziegler, Festdichtg für die Schweiz. Landesausstellung, was ich am wenigsten ablehnen mochte etc. — Mein Schwager Burkhardt hat den Wangensbach in Küsnacht — mir über den See hinweg gerade gegenüber — ein Gut u. Landhaus mit schönen Weinbergen gekauft.

Gearbeitet habe ich zeither unablässig u. hoffe dieses Jahr mit einer größeren Arbeit zu bezeichnen. Allen Zeitschriften habe ich vorläufig abgeschrieben.

Den Art. Brahm's habe ich von 4 deutschen Freunden, also 4 mal erhalten. Er ist gut.

---

[1]) Die Briefe an Haessel aus den Jahren 1881 und 1882 fehlen bis auf einige unerhebliche Zeilen.

Von Tandem habe ich die nackte Annonce erhalten. Wer ist die Erwählte? Sie wissen, wie wohl ich ihm will. Möge es ihm gelingen! Nur liegt mein Naturell auf einer ganz anderen Seite, ich kann also nur wünschen u. gerecht sein, so weit ich es vermag. Lieber allerdings würde ich bei ihm mit Menschen von Fleisch u. Blut als mit mythol. Figuren zu tun haben. Doch das kann ja werden und das Talent ist bedeutend. Sie sprechen von G. Keller, mir gegenüber hat sich dieser — ich bin das festzustellen der Wahrheit schuldig — über Tandem sehr maß- u. gehaltvoll geäußert. Ich muß nur immer sehen, daß Keinem unrecht geschieht.

Haben Sie mein Biographiechen von Kinkel[1]) (Mag. der Lit. des In- u. Ausl.) erhalten? Es ist freilich ziemlich unbedeutend, eine Pietätspflicht.

Herzl. Ihr

C. F. M.

Kilchberg, 27 Apr. 1883.

Über meine Stimmg, lieber Freund, kann ich Sie noch besser berichten als Frau Luise, so nahe diese mir übrigens steht. Auch hätte ich wol längst eine Zeile geschickt, doch erinnerte ich mich von früherher, daß man die Messe muß vorbeigehen lassen, wenn man es mit einem Buchhändler zu tun hat. So wartete ich ruhig das Ende derselben ab. Ich schreibe Ihnen in später Stunde u. umgehend, um meine Morgen zur Arbeit frei zu haben u. rein sachlich.

Hier geht es gut oder wenigstens leidlich. Wir haben die Hochzeit meines Schwagers hinter uns. Das Carmen trug ich selbst — Sie erstaunen — an der Hochzeitstafel im Sammtrock u. Molièreperücke vor. — Ein Festgedicht für die den 1. Mai hier sich eröffnende Landesausstellg[2]) konnte

---

[1]) „Gottfr. Kinkel in der Schweiz". 3. März 1883.

[2]) „Fest-Gedicht zur Eröffnung der Schweizerischen Landes-Ausstellung" (1883). (Offizielle Zeitung der Schweizerischen Landesausstellung. Zürich 1883. Nr. 11 und 12. 1. Mai 1883. S. 109.)

ich nicht ablehnen, dagegen die Festtafel u. den Festzug. Wir leben — alle Drei — hier oben still mit hinreichendem Besuch u. meubliren unsere Räume. Meine Ziele verfolge ich mit stiller Leidenschaft. Eine Tragödie beschäftigt mich gründlich, doch schreibe ich dieselbe langsam. Der Stoff ist ein deutsch-mittelalterlicher, aber eigentümlich gewendet. Ich habe denselben fest gepackt. Schorer vom Familienblatt war bei mir u. bat mich — zum wievielten Mal — um eine Novelle. Ein feiner Mann, Holländer. Ich werde ihm willfahren.[1]) Zum Luterfest würde ich gerne etwas machen, da mir der Reformator — durch seine Tischreden — sozusagen persönlich lieb ist u. nahe steht. Wir werden ja sehen. Auch vom „Kriegerfest in Hamburg" bin ich aufgefordert, etwas der fragl. Festzeitg zu geben. Viel auf einmal, doch bin ich — Gott Lob u. Dank — wohl u. rüstig u. habe ja die Gelegenheit zu intermittiren, wenn ich mich übernehmen würde.

Betsy war hier. Von dem Briefe, welchen sie Ihnen schrieb, hatte ich keine Kenntniß. Wir haben uns lieb wie immer (und mehr noch) gehen aber jedes durchaus seinen eigenen Weg. Sie sollen mir diesen Sommer zu jeder Zeit willkommen sein, da ich nicht reise. Schreiben Sie mir eine Zeile über den Vertrieb meiner Sachen, ein Thema, das ich nicht gern berühre, weil es selten etwas Angenehmes zu hören giebt, worüber ich aber doch mich orientiren muß.

Ihr C. F. M.

Der „Hutten" wird zeither von einem Hn. Wilhelm Grimm recitirt, gar nicht schlecht.

---

23 Mai 1883.

In Erwartg eines Wagens, der mich in den Wildpark meines alten Freundes Forstmeister Orell bringen wird, benutze ich die Warte-Viertelstunde zu einer Zeile nach Leipzig. Wenn ich Ihnen wehe getan habe, während der Correcturzeit im letzten Sommer, so tut es mir herzlich leid, bedenken

[1]) In „Schorers Familienblatt" erschien „Die Leiden eines Knaben."

Sie aber, daß Sie mich — bei der Erkrankg meines Schwiegervaters — durch das Verschieben Ihres Besuches entsetzlich ungeduldig gemacht hatten. Dieses Jahr wollen wir Verdrüßlichkeiten zum voraus unmöglich machen oder dieselben sind es schon von selbst. Besuchen, wie gesagt, können Sie mich, wann u. solange Sie wollen und das Msc. der Gedichte ed. 2. soll ein unwiderrufliches sein. Ich werde übrigens wenig ändern. Die zwei Beseitigungen werde ich überlegen. Das Lutherlied kann unmöglich vor dem Lutertag erscheinen, aber vorher in der Sammlg gedruckt werden, was deren Versendung immerhin bis Nov. Hälfte verzögern würde? Das Ausstellungsgedicht würden die Landsleute wohl gern in der Sammlg sehen, was meinen Sie? Für eine eigene Rubrik: Gelegenheitsgedichte bin ich nicht eingenommen.

Hutten dagegen bedarf einiger Correctur, an 2 oder 3 Orten ein Zurückkommen auf ed. 1 u. 2. Das Wegbleiben des: Vergiß nicht, Deutschland, wer dem Hutten bot die letzte Freistatt u. das letzte Brot hat hier böses Blut gemacht.[1]) Vers 2 dagegen von unten pg. 34 fällt weg, wenn Sie ihn nicht absolut festhalten.

Der Wagen ist da. Also in Kürze.

Makart nehmen wir, wenn der Preis 12 m. für die Abonnenten noch gilt. Soviel ist das pikante aber unschuldige Bild[2]) — ich kenne es — jedenfalls wert. Aber keinen Pfennig darüber. —

Über das Drama[3]) v(ide) Giesebrecht u. Gregorovius (Rom). Der Stoff ist ersten Ranges, aber furchtbar schwer zu behandeln. Schweigen! Eine neueste Photogr. erhalten

---

[1]) Diese Strophe steht in der 1. und 2. Auflage in der Nummer „Segen" und fiel mit ihr in der 3. und 4. weg. In der 5. erscheint sie wieder unter „Vermächtnis".

[2]) „Die Patrizierin"; die Abonnenten von „Schorers Deutschem Familienblatt" erhielten die Reproduktion in Öldruck für 12 Mark.

[3]) Wohl Heinrich IV. und Heinrich V. Den Stoff studierte C. F. Meyer in Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" und Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter". S. S. 107.

Sie nächstens. Mit allen Bedingungen einverstanden. Novellen, (im Ganzen 6) je 3 zusammenbinden!

Ihr M.

Pfingsten 1883.

Lieber Freund,

Ihre Zeilen beantworte ich gleich noch in einer freien Stunde vor dem Mittagessen, an welchem meine l. Schwiegermutter teilnimmt.

Eine 2. Aufl. der Gedichte 1883 wäre deren beste Empfehlg. Ich nehme Sie beim Wort. Über Kostenfragen u. wolfeile Ausgaben sind wir immer einverstanden — das ist Ihr Fach. Die wenigen Änderungen — doch einige wesentliche — sind bald besorgt. Sie hatten noch einen Wunsch über das Wegbleiben eines Gedichtes — sagen Sie nur frank, welches Sie wegwünschen. Das Ausstellungs-Gedicht werde ich Ihnen besorgen.

Mit dem Pagen ist es eine eigene Sache. Sollte er mißgegriffen sein? Heyse u. Dahn haben ihn gelobt, letzterer in seinem neusten Lustspiel sich desselben erinnert, wie mir scheint — Sie wissen, wie objectiv u. belehrbar ich bin.

Zum Unglück wird dieses Jahr 2 neue kl. Novellen bringen. 1. die Leiden eines Knaben (für Schorer) 2. „die sanfte Klosteraufhebg"[1]) für Rodenberg. Wir werden sehen, was wir damit machen. Das Luter-Gedicht für die Rundschau Nov. Heft werde ich machen. Es ist abgeredet.

Die Drama-Sache nehme ich ungeheuer ernsthaft. Ich will nicht fehlgehen. Dazu bedarf ich der Zeit. Ganz unter uns. Es ist Heinrich V im Gegensatz zu seinem Vater dem „genialen Sünder" Heinrich IV sich entwickelnd u. den Vater endlich entthronend, eine Handlg, welche jedes Bauerhaus liefern kann.

„Der Sohn des Büßers von Canossa". Da es um die Kaiserstoffe von alten u. neuen Schiffbrüchen wimmelt, werde

---

[1]) Wurde nie vollendet. S. Langmesser S. 454 ff.

ich sehr ruhig arbeiten. Nur das Geniale kann auf diesem tückischen Boden Grund fassen.

Die Tanagra-Figur möchte ich wohl sehen.

Ihr

M.

Der Art. von Zolling[1]) ist sehr gut u. ganz aus freien Stücken, ganz unerbeten.

Wie stehts mit Hutten?

---

3 Juni 1883.

Zuerst, l. Freund, meinen Dank für den gestern mit Ihren Zeilen angelangten Makart. Das patrizische Fräulein ist pikant aber anständig und der Oeldruck für den bescheidenen Gartensaal u. das unsichere Parterre gerade gut genug.

Ich nehme Ihre Dienstwilligkeit zeither auf unerlaubte Weise in Anspruch, aber das Balsamanliegen meiner vorgestrigen Zeilen ist wirklich das Anliegen einer Leidenden. In der Bildniß-Sache gebe ich Frl. Clara[2]), der ich mich empfehle, ohne Weiteres Recht. Nehmen Sie den Viallet, Ajaccio, Profil,[3]) den Sie besitzen. Er hat Schwung, stellt einen Poeten vor u. wird den Leserinnen einleuchten. Überdieß gibt er das Alter an, in welchem ich die Lyrika dichtete. Ein neues Profil würde wol die Runzeln der Erfahrg nicht verheimlichen.

Die Aufnahme der Gelegenheitsgedichte will mir gar nicht in den Kopf, sie wird die Verhältnisse der Sammlg zerstören.

Der beanstandete Vers im Hutten steht nicht pag. 34 sondern 94 lin. 4 u. 3. von unten.[4])

---

[1]) Theophil Zolling. „Gedichte von C. F. Meyer." (Gegenwart, 5. Mai 1883, S. 281.)

[2]) Clara Sorgenfrey, Haessels Nichte.

[3]) Meyers Photographie vor dem Gedichtband, zweite Auflage.

[4]) C. F. Meyer änderte an der vierten Auflage des „Hutten" viel mehr als er damals dachte. So reduzierte er z. B. die zwanzig Strophen der Nummer „Die Schmiede" in der 5. Auflage, wo der Titel lautet „Der geheimnisvolle Schmied", auf die Hälfte.

über Ihren reichen Verlag freue ich mich von ganzem Herzen. Es ist mir lieber, wenn Sie mir Ackerboden u. Pharmaceutika zu Compagnons geben als . . . . .

Gestern habe ich an den „Leiden eines Knaben" dictirt. Das wird, trotz dem Vigor, ein Buch für die Frauen sein. Man sollte eigentlich bei jedem neuen Buche u. Stoffe wieder ein anderes Publicum ins Auge fassen.

Im August also, l. Haessel! Ich werde Sie dieses Mal beherbergen. Wir werden zu plaudern haben.

Ihr C. F. M.

Bekommen Sie den „Laube"?

Frey sehe ich wenig, bin aber doch in Berührung mit ihm, er ist und bleibt mir persönlich und schriftstellerisch sehr sympathisch.

---

6 Juni 1883.

Lieber Freund,

ein Zeilchen. Von Aberglaube ist auch nicht von fern die Rede. Es handelt sich um eine (freilich von einer Baroneß) einer hiesigen Dame empfohlene Salbe gegen Brustverhärtungen. . . . . Die Pünctchen bedeuten: als Msc., welche ich Ihnen empfehlen soll u. bis auf einen gewissen Grad empfehlen dürfte, aber gewissenshalber doch nicht empfehlen kann. Ich höre Sie hier sagen: ich würde ja mit eigenen Augen sehen. Freilich, aber meine Empfehlung bliebe doch auf meinem Gewissen. Ich habe zeither starke ethische Anwandlungen u. werde ziemlich rigoros, immer leider noch mehr gegen die Anderen als gegen mich selbst. Immerhin hätte ich neuerdings Anlaß gehabt, Ihnen — was Ihnen doch Freude gemacht hätte — günstige Urteile über die „Gedichte" mitzuteilen, aber es ging mir gegen den Mann. Meine jetzige Novelle interessiert mich. Aber wer ist seiner Wirkg sicher? Das Bild von Makart ist reizend — da kann ich nichts dafür. Übermorgen Zwingli-Monument-Comité.

Ihr C. F. M.

Kilchberg 27 Aug. 1883.

Mein guter Freund,

auch mir hat Ihr Besuch eine reine Erinnerg gelassen u. ich wünsche von Herzen, daß wir uns erhalten bleiben — lange noch!

Ihre Vorschläge sind gut: ich billige sie.

Im Jenatsch werde ich, nur um die neue Aufl. zu constatiren, einige Kleinigkeiten ändern.

Ein Besuch Wildenbruchs hat mir große Freude gemacht. Meine Novelle[1]) beschäftigt mich Tag u. Nacht. Im Dez. Heft wird dieselbe doch wohl erscheinen können. Ich würde sagen gewiß, wenn ich nicht zu großen Respect vor dem nicht in unserer Berechnung liegenden hätte.

Was sagen Sie zu der umstehenden Zeile von Heyse.[2]) Die Sache ist: nicht um der Ehre willen, in der Sammlg vertreten zu sein, sondern aus persönl. Verehrg für Heyse würde ich nur sehr, sehr ungern eine Weigerung Ihrerseits, dem freilich die Verfügung über Ihr Eigentum in letzter Linie unbedingt zusteht, erfahren und nach München schreiben. Ist es Ihnen irgend möglich, so geben Sie die Erlaubniß entweder direct oder in einer Zeile an mich!

Ihr

C. F. M.

(Postkarte.) 19 Sept 1883.

Lieber Freund,

ich bin gestern heimgekehrt von dem äbtlichen Jagdschlößchen Horben,[3]) u. habe viel aufgehäuft gefunden. Dank für die Grenzboten. Von den zwei Reigen (das Einzige

[1]) „Die Hochzeit des Mönchs".

[2]) Bittet um Erlaubnis, den Pagen Leubelfing in den „Deutschen Novellenschatz" aufzunehmen.

[3]) Horben, Schloß im Kanton Aargau, Bezirk Muri, früher Eigentum des Klosters Muri. Vergl. Anton Bettelheim, „L. v. François und C. F. Meyer. Ein Briefwechsel", S. 105, wo der Dichter die Aussicht usw. beschreibt.

Gedicht, das ich ändere) werden Sie nächstens die definitive Red. erhalten. Bis dahin also drucken Sie nicht! Mir zu Gefallen!

Ihr C. F. M.

Es ist gut, l. Fr., daß ich noch nicht verreist war, denn ich wurde vor ungefähr 7 Tagen unversehens von einem Flußfieber oder dergleichen gepackt, von welchem ich noch keineswegs frei bin. Ich benutze die Stunde meines Aufstehens, um Ihnen für die mit der alten lieben Pünktlichkeit besorgte und eben angelangte Sendg zu danken, deren Auspacken die eben anwesende Schwester in Erinnerung alter Tage mit einiger Rührg beiwohnt. Ich dächte, das „Leiden" sollte wo nicht Leser doch Leserinnen finden. In den Eingangszeilen der Gedichte ist ein garstiger Druckfehler: ergößte statt ergötzte. Die Schuld liegt an keinem von uns zwei Vielbeschäftigten, sondern an dem Vetter, dessen besonderes Amt es war, auf derlei zu passen. Aber Schade. Ihr Wunsch eines „stattlichen" Bandes kann ja in Erfüllg gehen, da die neue Novelle zwei noch ungeborene Schwestern hat. Über Keller später. Er hat mir seine Gedichte freundlich zugesendet u. zugeschrieben, was mir — bei meiner nicht leichten Stellg ihm gegenüber — wertvoll ist. Aber, Freund, ich muß abbrechen, sonst bekomme ich Fieber.

10 Nov. 1883 Ihr

M.

Die russische Censur hat im Grunde sehr verständig gestrichen.

---

13 Nov. 1883.

Lieber Freund,

ich bin noch nicht ganz fieberfrei, aber es geht entschieden besser und so lassen Sie uns vor „Bettegehen," was dieses Mal bei mir früher als bei Ihnen vor sich gehen wird, noch 1/4 Stündchen plaudern. Der Druckfehler ist verdrießlich, aber, da ich in der letzten Woche mehrere u. sehr ver-

schiedenartige Verdrüsse hatte z. B. Verschub meines Reischens nach Paris wol bis in das neue Jahr, so war er mir nicht besonders empfindlich. Doch bin ich für den Carton dankbar.

Ihre Annoncen machen sich in der N. Zürcher ganz stattlich, haben aber den Übelstand, daß die Sortimenter jetzt gar nicht mehr annonciren.

Ich habe im Bette recht Zeit gehabt, zu sinnen u. vorzudenken. Sie müssen nun zuerst die neue Nov.[1]) in der Rundschau lesen: mir scheint, es ist ein Fortschritt.

Wildenbruch hat mich wieder beschenkt: nicht wahr, Sie haben ihm den Knaben und die ed. 2 der Ged. gesendet? Keller senden Sie in Ihrem Namen die ed. 2 der Gedichte, aber erst wenn der Carton eingefügt ist, in hübschem Einbande. Er hat sich gut gegen mich betragen u. Sie sollen von mir bei ihm eingeführt werden. Um Recensionen kümmere ich mich gar nicht, mein Geist ist bei meinen neuen Sachen.

Ihr

C. F. M.

Die Einbände sind teilweise sehr geschmackvoll.

Kilchberg 18 Nov. 1883.

Lieber Freund,

es liegt mir nicht ganz recht, daß Sie die Sache so gar streng genommen haben, ich hätte es bei einem derben Verweise bewenden lassen.

Was ist in solchen Fällen fest zu stellen? Bosheit liegt möglicherweise zu Grunde aber gewiß in erster Linie Geiz: X wollten die in ihrem Besitze befindlichen Exemplare der alten Ausgabe um jeden Preis los werden. Es ist auch sehr leicht möglich, daß ich mir im Allgemeinen durch meine Abgeschlossenheit u. durch mein Fernbleiben von allen Anlässen u. Ablehnen aller Einladungen Gegner, ja Feinde gemacht habe, ich sage, es ist möglich, ich weiß es nicht, und wer möchte solchen unfruchtbaren Mutmaßungen Raum geben?

[1]) „Die Hochzeit des Mönchs".

Nein. Da ist es besser, Neues zu schaffen. Und daran bin ich. Den Artikel erlauben Sie mir zu reduciren. Ich habe triftige Gründe: das „Patriotische“ wegzulassen. Nur das Sachliche: Also:

Ihr

C. F. M.

Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. 4 Aufg. Billige Volksausgabe.

Dieser ausgezeichnete Roman, welcher 1876 zuerst erschien und dem bis dahin unbekannt gebliebenen Verfasser sofort einen Namen machte, hat jetzt die vierte Auflage erreicht.

Dem gleich nach dem Erscheinen des Buches vielfach an den Verleger herangetretenen Verlangen, eine billige Volksausgabe zu veranstalten, ist er jetzt gerecht geworden. Die neue, gut ausgestattete, mit großen Lettern gedruckte Auflage kostet geheftet M. 3.—; in Leinewand gebunden M. 4.— u. ist hierdurch den weitesten Kreisen zugänglich gemacht.“

Ich beschwöre Sie, lieber Fr., kein Wort darüber hinaus!

Und wie wird es jetzt mit der N. Zürcherin werden, welche das Organ von X. ist und deren Feuilleton mir stets abhold war? Entweder, im besseren u. wahrscheinlicheren Falle werden meine neuen Sachen beschwiegen oder dann durch irgend ein perfides Artikelchen geschädigt.

Ich selbst bin diesen kleinlichen Dingen völlig abgewendet u. dieselben fechten mich auch nicht an. Nur oeconomische Verluste die Ihnen zugefügt würden, thäten mir leid.

Mein Trost ist die Arbeit.

Ihr M.

---

11 Dec. 1883.

Lieber Freund,

zuerst meinen besten Dank für den schwarzen Joh. Beerensaft, der hoffentlich der kl. Milly bekommen wird. Es geht bei dem l. Mädchen alles normal, fast mühseliger für

die Mutter als das Kind. Wir hoffen, der Husten werde sich nicht mehr steigern.

Es ist leicht möglich, l. Freund, daß das Ende des Mönches, um welchen ich von Berlin aus gedrängt wurde, für die Buchform wo nicht um- doch ausgestaltet werden kann. Doch bleibt er jetzt eine Weile liegen! bis die Freunde befragt u. die Augen erfrischt sein werden. Ihr Urteil ist mir immer sehr wertvoll, sagen Sie mir Ihre Gedanken unverhohlen u. auch was Sie von den Eindrücken Anderer erfahren. Man lernt immer. Ich persönlich bin — trotz der nahen Krankenstube — frisch — der Winter ist meine gute Zeit und ich muß nun sehen, daß ich ihn nicht verliere. Schreiben Sie mir häufig ein Zeilchen: ich habe meine Briefe geordnet, 4/5 verbrannt, die Ihrigen aber sämmtlich aufbewahrt.

Ihr C. F. M.

Wir wünschen noch 10 Knaben (5 broch. u. 5 gebunden) und 5 Gedichte (2 geb. 3 broch.).

---

22 Dec. 1883.

Ja, lieber Freund, wir haben Grund zu danken. Der Kleinen geht es entschieden besser. Sie singt u. spielt wieder und die Anfälle werden weniger peinlich.

Ihr Bildchen (2.) ist einzig. Unglaublich ähnlich mit dem Zug der Güte, welche Ihnen innewohnt. Auch der einfache Holzsessel ist characteristisch. Das leere Buch fasse ich symbolisch. Es will sagen: Seht! da sind keine Druckfehler drin!

Frey hat, ohne mein Vorwissen, eine Besprechg der 3 letzten Novellen in der Zürcherin 21. Dec. veröffentlicht, Morgennummer, welche nichts zu wünschen übrig läßt.

So feiern wir das Fest und treten 1884 an mit günstigen Zeichen u. herzl. Wünschen. Mögen uns Beiden noch Jahre zu Theil werden, damit wir noch Dies u. Das zusammen beginnen u. unternehmen können!

Gratuliren Sie doch Laube in meinem Namen zur Jahreswende! Sein Wilhelm hat mir ihn doppelt lieb gemacht.

Ihr u. der Ihrigen

C. F. M.

---

27 Dec. 1883.

Erschrecken Sie nicht, lieber Freund, wenn ich Ihnen noch eine Zeile mit 1883 schreibe. Ich muß Ihnen aber doch noch sagen, daß Ihre Prachteinbände jetzt alle u. alle gut d. h. am rechten Platze verschenkt sind. Drei gingen nach Mariafeld zu Wille, einer für die l. Frau Doctor, einer für den Sohn, den Obersten Wille-Bismark, der dritte für den andern Sohn, einen Landjunker, einen lieben Menschen am Bodensee.

Dabei fällt mir ein, daß Sie von uns Beiden unbescheert geblieben sind. Ich habe meine Frau gebeten, Ihnen etwas zu malen z. B. die Griechenkapelle bei Ajaccio, von welcher sie eine gute Skizze nach der Natur besitzt. Wir sind dort oft gesessen.

Der Art. von Frey ist mir wertvoll, weil er so ziemlich meinen eigenen Standpunkt inne hat. Doch ist wahr, daß er nicht leicht schreibt. Es ist etwas Starres in seinen Sachen. Das kann sich ja aber mit der Zeit lösen.

Das Fräulein v. François müssen Sie ja mit den Gedichten 2. Aufl. noch bedenken. Sie ist mir sehr lieb u. meine fleißige u. aufrichtige Correspondentin.

Die Zeilen Ebers' haben mich gefreut. Mit der Ungleichwertigkeit der Gedichte wird er sehr Recht haben. Nach den Tüpfelchen u. Uzeichen des Knaben war es gewiß notwendig, etwas in großen Zügen, wie den Mönch zu entwerfen. Auch die Magna Pecc[1]), und das, so Gott will,

[1]) „Die Richterin".

Folgende wird nicht mehr zur Miniatur zurückkehren. Nun aber die Neujahrswünsche, bes. auch an Nichte u. Neffe.

Ihr

C. F. M.

Betsy haben Sie mit Ihren wiederholten Geschenken große Freude gemacht. So schreibt sie mir. Camilla geht es ordentlich.

---

16 Jan. 1884

Mein lieber guter Freund,

in später Stunde beantworte ich noch Ihre eben erhaltenen Zeilen.

Zuerst meinen Dank Herrn Felix Liebeskind. Weit entfernt, seine Zeilen zu beanstanden, bin ich im Gegenteil sehr empfänglich dafür. Der „Mönch" hat schon mehrere, z. Th. bedeutende briefliche Beurteilungen erfahren. Ich lasse das alles auf mich wirken. Es ist mir ausgemacht, daß er in der Buchform umgebildet wird. Dazu aber bedarf es eines frischen Blickes.

Jetzt bin ich überdieß so beschäftigt mit der „Richterin" (magna peccatrix), daß ich nicht wegblicken mag.

Nehmen wir also auf das Programm 1884 Richterin u. Mönch und seien wir zufrieden, wenn sich das Pensum absolviren läßt. Alles andere, und ich wurde erst gestern „fußfällig" um eine Nov. gebeten, wird ajournirt, um so mehr als die kl. Milly wohl einen Monat Lugano oder ähnliches bedürfen wird.

Mir geht es gut u. wider meine Gewohnheit werde ich aus Regime*) einige Einladungen annehmen. Ihre Briefe, alter Freund, sind mir stets ein Plaisir.

Verzeihen Sie die widerspenstige Feder.

Ihr

C. F. M.

*) d. h. zu meiner Zerstreuung.

---

28 Jan. 1884 Umgehend

Liebster Freund,

tragen Sie sich ja Sorge! Schlafen müssen Sie durchaus. Der Sauser[1]) nach Lugano scheint mir sehr ratsam. Begleiten aber kann ich Sie weiß Gott nicht, weil ich mitten in der „Richterin" bin u. die Nov. bis Ostern vollenden möchte. Mit Milly hat es sich ganz gebessert. Dagegen würde ich Sie *sehr gerne* en passant 1—2 Tage hier haben. Ganz sans façon. Sie dürfen gewiß sein, nicht zu geniren.

Den Hutten wollen wir dieses Mal mit kleinerer Schwabacher drucken lassen[2]). Ich würde schon gerne dies oder jenes ändern, ist aber der Druck bevorstehend, so beschränke ich mich auf ein Minimum. Was mir vorschwebt, wäre eine Vereinfachg u. Stylisirg im Großen, nach dem von mir geteilten Gefühl einiger competenter Beurteiler. Doch dazu braucht es Zeit u. Stimmg. Also wenige Aenderungen dieses Mal.

Stellen Sie sich vor, daß ich — Ihre Prachtbände ausgenommen — keines meiner Werke, selbst die Gedichte, mehr besitze — ich wäre dankbar für eine Zusendg (*nur brochirt!*) von je 3 Exemplaren Jenatsch, Heiliger, Hutten, Novellen (auch Knabe) und Gedichte ed. 2.

Tragen Sie sich ja Sorge! Sie haben mich doch ein bischen aengstlich gemacht. Fußgehen u. schöne Umgebg! Ich glaube, der *unkräftige*, laue Winter hat Ihnen nicht gut getan.

Ihr C. F. M.

---

9 Apr. 1884

Lieber Freund,

Ihre Karte aus Lichtenthal beeile ich mich, mit einer Ihnen *gute Cur!* wünschenden zu beantworten. Stündlich

---

[1]) Reise, Ausflug. C. F. Meyer hat das Wort von L. v. François.

[2]) Die vierte Auflage war in großer Schwabacher und in Großquart gedruckt.

erwarte ich heute Frau und Milly, nach einer Abwesenheit von drei Wochen, von Weggis zurück. Eben verließ mich Betsy. Die Richterin führe ich langsam vorwärts. Sie wird sehr bedeutend. Am Hutten werde ich diesmal nur wenig ändern. Viel Fêten, Concerte, Comités etc. Bitte geben Sie in Leipzig Ordre, meinen Beitrag zum D. Schriftstellerverband (15 M!) zu berichtigen.

Ihr M.

Noch einmal von Herzen gute Cur! Gutes Fest!

---

18 Apr. 1884.

Geduld, lieber Freund, und sorgfältigste Schonung, worauf alles ankommt! Frey war hier u. wird Ihnen schreiben. Das Buch meines Vaters[1]) (2 Bände) ist, nach meinem Urteil, eine vorzügl. Leistg, auch Ranke anerkannte[2]) es als solche. Ich sende es Ihnen nach Lichtental, wenn wenigstens mein Auftrag prompt ausgeführt wird. Nehmen Sie dasselbe freundlich von mir als ein „Badgeschenk" an.

Ihr M.

Frau und Kind sind wieder hier. Gute Cur gemacht!

---

15 Oct. 1884

Voraus, l. Fr., meine Freundeswünsche für günstigen Ausgang der Consultation. Meine l. Frau, nach welcher Sie sich erkundigen, läßt Sie grüßen. Sie hat in Richisau viel gemalt. Reber[3]) wird mir lieb durch sein Maß und seine Übersichtlichkeit. Frey's Rec. kenne ich nicht.

Die M. 800 werde ich gelegentlich per Wechsel realisieren (eheu paululum). Sie verstehen ja nicht Latein.

Die fragl. Liste ist folgende. Zeitungen und Zeitschriften bedenken Sie nach Ermessen! (Gartenlaube!)

---

[1]) Ferdinand Meyer, „Geschichte der evangelischen Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung und ihre Schicksale." Zürich 1836.

[2]) Rankes Brief steht S. 354 Adolf Frey, „C. F. Meyer".

[3]) Franz von Reber, „Geschichte der neueren deutschen Kunst." 3 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1884.

Für mich bitte ich gelegentlich um 6 C. F. M. Gedichte und aus meinem C. C. bei Ihnen um Camoens Sonette, Quevedo Villegas, Erzschelm, Petöfi Dichtungen. Alle drei: Brockhaus. Bibl. class. Schriftst. woher Sie mir — Sie wissen — den Manzoni, Sposi bezogen u. 4) Turgénjews Erzählungen siehe Beilage. Der Friderichs Elberfeld der die Merovinger[1]) verlegte, gibt jetzt das Programm einer Sportzeitg.

Herzlich Ihr M.

H = Hutten 5. M = Mönch.
Stuttgart Gustav Pfitzer H, Friedr. Theod. Vischer M H,
München Paul Heyse M, Lingg M H, Prof. Georg Scherer H,
Berlin Julian Schmidt M H, Otto Brahm M H, von Wildenbruch M Regierungsrat Rudolf Grimm, 9 Schellingstr. Berlin W. M,
persönlich {Eugen Zabel M H, Dr. Hans Hoffmann M H, Rodenberg M H, Theoph. Zolling M H,
Bremen: Bibliothekar Dr. Bulthaupt M H,
Wien: Fritz Lemmermayer, Nibelungengasse 4, H,
Dresden: A. Stern M H,
Bregenz A. Meißner M.
Karlsruhe: Capellmeister Mottl. M, Geheimerat Eugen v. Seyfried H, Geheimerat Moriz von Seyfried M, Geheimerätin Eugen v. Seyfried: Das Leiden eines Knaben. Alle drei: 13 Westendstr. Karlsruhe. Und noch folg. Damen: Frl. von François Weißenfels M H, Betty Paoli Wien M. Allen Vorstehenden broch. mit der Aufschrift: im Auftrage des Verfassers. Schließlich 4 schöngebundene Ex. mit beil. Karten (3 Hutten, 1 Mönch).

Auf dem Kouvert:]

Auch H. Lorm, da Sie einmal in Dresden sind, dürfen Sie in meinem Namen einen M überreichen.

---

[1]) „Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs" von Augustin Thierry. Aus dem Französischen. Erster Teil. Elberfeld 1855. Verlag von R. L. Friderichs. (Die Übersetzung stammt von C. F. Meyer.)

22 Oct. 1884

Lieber Freund,

Die Ex. sind angelangt u. Schwester B. welche Sie freundl. grüßt, war dabei anwesend. Ich gestehe, daß der Mönch à 2 M. mir fast zu wohlfeil scheint. Als Ausstattg gefällt mir Hutten 5 brochiert am besten. Nun gilt es vorwärts zu schauen und — zu schreiten. Viel Abhaltungen; gestern Universitätsverein, heute Kinkelfeier (Aufstellg der Büste), morgen Alex. Schweizer-Jubiläum[1]) u. s. w. Das „Leipzig" an der Briefspitze hat mich wahrhaft erfreut. Gebe Gott, daß kein „Dresden" es verdränge. Herzlich

Ihr M.

Die Widmung des Mönchs ist mir sehr lieb!

---

1 Nov. 1884

Da ich, mein lieber Freund, gerade einen geeigneten Augenblick habe, beantworte ich Ihre letzten Zeilen noch vor Ankunft der Sendung.

Von meiner Übersetzung der Merovinger ist gewiß hier noch eines meiner verschenkten Ex. erhältlich. Ich sende es Ihnen gelegentlich, damit Sie entscheiden, ob, wie ich denke, der theoretische Teil wegfallen soll und ob der erzählende eine 2. Aufl. ertragen wird. Diesen Winter freilich wird der „Dynast" in Anspruch nehmen.

Eine Übersetzg des Heiligen ins Englische wäre zu wagen und auch das prüfende Auge nicht weit. Frl. Dr. Druscovich[2]) thäte mir schon den Gefallen, doch weiß ich nicht, ob ich das Frl. ohne Indelicatesse darum ansprechen darf.

Der Mönch, dessen im Vorrat gedruckte Ed. 2 (vide Vertrag) mich ein bischen erschreckte, hat drei Klippen:

1. Seine scheinbare Frechheit stößt die Mittelschichten.

---

[1]) Professor Alexander Schweizer, reformierter Theologe in Zürich (1808 bis 1888).

[2]) Helene Druskowitz.

2. Das aufs Äußerste (zu weit) getriebene Ineinanderschlingen von Erzählg und Hörerkreis erscheint raffinirt und strengt zu sehr an.

3. der Styl ist zu epigrammatisch.

Warum in aller Welt den „Mönch" in die ultramontanen Zeitungen inseriren? Tuen Sie es lieber in der Allg. (ehemaligen Augsburgerin), wo ich den Mönch täglich suche. Sie müssen es schon deßhalb, weil es die einzige Zeitg ist, die ich halte und lese.

— Das Christuskind bei der sist. Madonna ist ein kleiner Heros mit unheimlichen Augen — ich kenne nichts schöneres. Betsy ist verreist und machte den Eindruck einer durchaus befriedigten Existenz.

Viel von der Gesundheit berichten!

Ihr M.

---

2 Nov. 1884

Lieber Freund,

Die beiden Pakete sind angelangt. Dank! Turgénjew ist mir von allen Zeitgenossen der liebste. Er übt einen großen Zauber auf mich. Vergessen Sie ja nicht Georg Ebers einen Mönch u. einen Hutten zu senden oder lieber selbst zu bringen, mit herzlichen Grüßen von mir. Senden Sie einen „Grifone"[1]) an Bibliothecar Dr. Bulthaupt in Bremen. Er ist ein competenter Dramaturg und dram. Kritiker und sagen Sie, ich hätte Sie dazu ermuntert, kenne selbst aber das Drama noch nicht!

Häufig über Ihre Gesundheit schreiben!

Wie geht es?

Ihr C. F. M.

---

[1]) „Grifone. Die Bluthochzeit der Baglionen". Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold von Salis. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1884.

Pfingstmontag 1885.

Lieber Freund,

es freut mich, daß Sie für Hermann[1]) so thätig wie ein Gesunder einstehen konnten, und so dürfen Sie dankbar und zufrieden sein, wenn Sie auch diese Messe nicht zum reichen Manne gemacht hat.

Fr. Signorelli will nun auch den „Mönch“ übersetzen. Der Page soll nächstens erscheinen und zwar als Feuilleton. Die „Richterin“ wird jedenfalls zuerst als Novelle beendigt und das hoffentlich vor meinen Ferien, d. h. meinem Höhenaufenthalt. Das klügste wäre danach, meinen großen Roman auszubilden. Gelingt es, jetzt in der Spät-Reife meiner Natur, so könnte vielleicht etwas relativ Bleibendes geschaffen werden.

Frey beklagt sich, daß Sie ihn strenge halten. Mir scheint, Sie dürften etwas freundlicher zu ihm sein.

Beiliegend etwas![2])

Ihr M.

Zwingli-Kantate.

I.

Zwingli, sprich, was soll das Schwert?
Ist das Schwert der Wahrheit not?
Giebt es nicht den bittern Tod?
Zwingli, sprich, was meinst Du mit dem Schwert?

Hier das Schwert in meiner Hand
Ist das Schwert, das mich erschlug,
Dem zu Feld entgegentrug
Als ein Märt'rer ich den frischen Leib.

Volk, es predigt Dir das Schwert
Von der Väter Edelmut,
Wie man für ein geistig Gut
Leib und Leben freudig lassen kann.

[1]) Haessels Neffe.
[2]) Nachstehende Zwingli-Kantate.

II.

Unsre Väter starben, Zwingli, mit Dir,
Sie lagen wie volle Garben im Schlachtrevier,
Der Stadt und unsres Landes allerbestes Blut,
Die Saat war köstlich, doch die Ernte, die Ernte war gut.

III.

Du streutest die Körner und warfest sie weit
In die dunkeln, die schwellenden Furchen der Zeit,
Du säest noch immer, Du säest noch fort,
Und es bleibt und gedeihet das göttliche Wort.

Du liegest ja nicht in beengender Gruft,
Dein Staub ward gestreut in die himmlische Luft,
Du hast Dich gesellt dem unsterblichen Licht
Und, selber ein Seliger, feierst Du nicht.

Der mit uns genossen das Brot und Getränk,
Du bist uns ein täglich erneutes Geschenk,
Den hier wir erblicken im Bilde von Erz,
Du bist unser Blut und Du wärmst unser Herz —

Du stürztest die Götzen mit wuchtigem Schlag,
Du hobest die ewigen Horte zu Tag,
Du gabst für die künft'gen Geschlechter Dich dar,
Du bist unser Hauptmann, wir sind Deine Schar!

IV.

Nun wollen Gott wir loben, der rief: Es werde Licht!
Der uns emporgehoben das Herz und Angesicht.
Die Sonne tritt im Osten aus ihrem Berggezelt,
Sie spendet Licht und Leben und wandelt als ein Held.

Dem Herren woll'n wir danken, der uns den Zwingli schuf!
Das war ein Kind des Morgens und Leuchten sein Beruf.
Er brachte Licht und Leben, bis er bei Kappel fiel,
Ein Held ist er gewandelt und kam als Held ans Ziel.

Lieber Freund,

Ihr Stollen ist noch nicht angelangt wegen der Schneefälle.

Die W.-Geschichte lassen wir liegen. Sie ist nicht der Art, in ein neues Jahr hinübergenommen zu werden.

Pascals Briefe. Pascal hat wenige Briefe geschrieben, d. h. es sind deren wenige erhalten. Handelt es sich aber (wie ich denke) um eine Übersetzung seines genialen Pamphletes gegen die Jesuiten: Lettres Provinciales oder richtiger à un Provincial, so wäre eine Übersetzg dieses classischen Werkes, welches die franz. Prosa begründet hat u. ein Meisterwerk des feinsten Scherzes u. eines vernichtenden Hohnes ist, eine Übersetzg aus Geist in Geist und mit den unentbehrlichen Erklärungen und Orientirungen ein schweres aber höchst löbliches Unternehmen. Nur die beste Feder wäre ihm gewachsen.

Ich muß mich umkleiden, um meine Weihnachtsgäste zu empfangen. Im Schorerschen Familienblatt steht ein Weihnachtslied von mir.

Herzlich Ihr M.

26 Dez. 1886.

Ihr Stollen, l. Freund, schmeckt mir ganz vorzüglich und wird mit jedem Tage besser. Ich habe diese Leipziger Stollen früher nicht nach Verdienen gewürdigt.

30 Bogen wird Pescara nicht erreichen, eher der Dynast. Rodenberg wird sich gedulden müssen.

Die „Stiftsdame"[1]) (diese u. die Nilbraut u. sogar von Spemann der Zug nach W. von Lindau wurden mir zugesendet) ist höchst kurzweilig, viel realistischer als H. sonst schreibt, rührend und erhebend (freilich in anderer Weise als ich das „Religiöse" fühle und denke, doch das thut nichts).

An die Nilbraut, welche mir Ebers sehr, sehr freund-

---

[1]) Paul Heyse, „Der Roman der Stiftsdame".

schaftlich zugeschrieben hat, habe ich Undankbarer (unter uns!) mich noch gar nicht gewagt.

An den Gedichten werde ich nur nicht einen Nagel beschneiden, aber das neue wird auch ziemlich enge zusammengehen.

Um die „Dichtung"[1]) sollte es mir leid thun.

Die Lettres prov. würdig ins Deutsche übersetzen — das ist ein schweres, schweres Ding, da Pascals Styl ein ganz einziger ist. Dazu kommt, daß, so lebensvoll und actuell die Verspottg der Jesuitenmoral ist, die jansenistische Theologie doch mehr nur historischen Wert hat. Das Buch bedürfte durchaus eines Commentars.

Herzlich

Ihr M.

vor der Jahreswende 1886.

---

28 Jan. 1887

Lieber Freund,

Ihr Unfall thut mir Leid (den Sie Ihrem jugendlichen Ungestüm zuzuschreiben haben!). Gott sei Dank, daß es noch passabel abgelaufen ist! Hutten werde ich morgen fertig bringen, es ist im Grund wenig, was ich ändere, und, ich glaube zu verbessern.

Ja, was soll ich zu dem Stilke-Brief sagen? Vorab betrübt mich, daß meine Sachen noch immer nicht gehen wollen. Ich glaube aber nicht recht an die geratenen Abhilfen, sogar nicht an die farbigen Einbände, sondern allein an die Vergrößerung des Wertes meiner Sachen durch meine eigene Mühe und allenfalls durch größere Proportionen der folgenden. Mit Lindau stehe ich auf ziemlich cavalierem Fuße. Er behandelt mich protegierend als Großstädter u. „Freund" Bismarks und ich versichere ihn meinerseits ganz unehrerbietig, daß ich ihn leiden mag. Er soll ja mein Nächstes erhalten, wenn er fortfährt es zu wollen. . . Für die Über-

[1]) Deutsche Dichtung, herausg. von K. E. Franzos.

setzg der Lettres provinciales interessiere ich mich und die Auswahl des noch Geltenden ist ganz vernünftig! Schreiben Sie häufig

Ihrem C. F. M.

Lieber Freund,

zuerst meinen Dank für Ihre letzten interessanten Zeilen. Den Rest des Hutten werden Sie nächste Woche erhalten: es ist das Schlußgedicht, welches mich noch beschäftigt.

Die zwei Kunstneuigkeiten, welche unsere Stadt gegenwärtig bespricht, sind eine neue Symphonie von Brahms und ein neues Meerbild (ein erschrecktes Meerweib) von Boeklin. „Salander" gilt hier (und er ist es auch) für eine mutige That gegen gewisse Auswüchse der Democratie.

Nun komme ich mit einer Kleinigkeit, welche ich Sie aber sofort durch einen Ihrer dienstbaren Geister zu begleichen bitte. Es liegt mir daran. Nämlich die Berichtigung meines Beitrages als Mitglied des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes in Leipzig. Ich bin schon etwas spät damit. Besorgen Sie es sogleich beim Quästorat und senden Sie mir die Quittg.

Herzlich Ihr

12 Febr. 1887. C. F. M.

Kilchberg 15 Februar 1887 (Spät)

Lieber Freund,

für die sofortige Begleichung des A. Sch. V.=Beitrages bin ich dankbar u. bitte Sie, die jährliche Besorgung übernehmen zu wollen. Ihrem Wunsche p. Huttenlied ist schon Rechng getragen. Heute habe ich mit dem Vetter Hutten 6 beendigt u. an dem Pescara dictiert. Das Thema ist wohl das schwerste (Willensfreiheit), das ich je behandelt habe. . . . .

Gestern kam ich im Concerte (lauter Weber) neben G. Keller zu sitzen. (seit gut $1^1/_2$ Jahren wieder zum ersten Male). Wir unterhielten uns vorzüglich.

Was denken Sie! Das fragl. Fischweib ist eben frisch aus Boecklins Pinsel geflossen!

Ihre Todteninsel[1]) ist herrlich, neben dem Schloß am Meer der schönste Boecklin.

Herzlich

Ihr

M.

Lieber Freund,

es freut mich, daß Sie mit den Aenderungen im Hutten einverstanden sind. Ich habe, wie Sie sagen, ins Einfache geändert. Ein paar unbegreifl. Verstöße im Druck wollen wir auf Rechng der Wahlagitation setzen.

Die Novelle, welche mir allerdings zu thun gibt, ist erst zur Hälfte beendigt; wie immer sie gerathe, Eines wird Sie befriedigen: die größere Fülle und die äußerst einfache und klare Composition (gegenüber einer complicirteren, welche ich verworfen habe).

In der Libretto-Sache ist, wie ich längst weiß, rein nichts zu thun.

Meyer-Ziegler im Kürschnerschen Almanach rührt von mir her, d. h. seit mehreren Jahren. Vielleicht werde ich im nächsten Jahrgange Wandel schaffen u. das Ziegler streichen lassen.

Man hat mir ein Autograph des Herzogs von Rohan geschenkt, ein Brief von Cur an den zürcherschen Bürgermeister Brem. Es ist darin, wie in allen seinen noch vorhandenen Briefen an diese Staatsperson von Stundung in Zürich zurückbezahlender (sic) Schulden die Rede. Der arme Herzog!

Eben erhalte ich einen Brief von Valabrega, dem Übersetzer des „Mönchs". Neue Verzögerung: Hoepli liegt nicht ungefährlich krank.

---

[1]) Im Leipziger Museum.

Seien Sie so freundlich, ein brochirtes Engelberg an meinen Übersetzer zu senden. (P. Valabrega, San Vittor Grande 3.)

Hier rüstet man, wie ich höre, im Stillen. Man glaubt noch nicht recht an den Frieden.[1])

Herzlich
Ihr
1 März 1887. M.

---

23 März 1887

Lieber Freund,

ich danke zu allererst für die Zusendg Ihres „Eisganges",[2]) der mir ganz gut gefällt. Mir ist, schon einmal eine ähnliche Eisgang-Szene aus Ihrer Feder gelesen zu haben. Ich kann Sie nicht genug ermuntern, zuweilen etwas zu schreiben zu Anderer u. eigener Freude.

Die indische Weisheit[3]) ist gut, wir denken auch nicht viel anders. Das Schwere ist die Praxis.

Heute habe ich wieder den ganzen Morgen an „Pescara" dictirt. Es gehört zum Schwersten, was je ich behandelt habe. Schwester Betsy, welche hier war, bekam die „Victoria Colonna" lieb. Sonst kann ich hier niemanden consultiren. Die Behandlg ist entschieden breiter, als in irgend etwas Früherem. Ein junger Dresdener Bildhauer (geborener Schweizer) hat ein Büstchen von mir verfertigt. Ich werde es Ihnen in Gyps senden lassen als mein Geschenk. In Bronze soll es circa 150 M. kosten.

Als Autogr. für die „Epileptischen" schreibe ich einen meiner Lieblinge bei. Es ist ja schrecklich, wie der Buchhandel daniederliegt. Noch keine Besserung? Und keine 2. Ausgabe der Novellen? Das sollte mir leid thun. Die Gedichtsammlg wird vorbereitet.

Herzlich Ihr
M.

---

[1]) Es handelte sich um die Aufregung wegen des Wohlgemuthhandels.

[2]) Romanfragment aus Haessels Feder.

[3]) Leopold v. Schroeder, „Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung". Leipzig, Verlag von H. Haessel 1887.

3 April[1]) 1887

Mein lieber Freund,

es freut mich herzlich daß Ihnen das Büstchen Schweizers, welcher ein recht sympathischer junger Mann ist, einigermaßen gefallen hat. Ich selbst verhalte mich rein leidend wenn ich abgebildet werde, und enthalte mich jeden Urteils.

Der Schwarze Prinz[2]) hat die einzige Voraussetzung seines frühen Todes. Er sagt zu seinem Gefangenen, König Johann: Ertrage deine Gefangenschaft als etwas Menschliches, wie ich das Schwerere, mein frühes Ende ertrage, das ich voraussehe (der Prinz hatte die Abzehrung) und welches im Auge, ich unmöglich auf meinen Sieg übermüthig sein kann.

Die Sturmnacht[3]) habe ich neulich zwei Hochgebildeten gezeigt. Keiner von den beiden wußte etwas von dem Gespräch des Pharisaeers Nikodemus mit dem Heiland (Ev. Johannis) auf welches die Sturmnacht anspielt. In ähnlicher Art hat auch vor Jahren der liebe Lingg vor einer Photographie der berühmten Tapete Raphaels: Ananias u. Saphira gefragt: was es mit diesen Leuten für eine Bewandniß habe.

Eben verläßt mich Brahm, der Sie bittet, ihm unter Kreuzband Frey's Gedichte zu senden. Er wird ein öffentliches Wort darüber sagen. Adresse: Dr. Otto Brahm (aus Berlin) Lugano (Schweiz). Das genügt, aber, bitte, gleich!

April u. Mai hoffe ich Pescara würdig zu vollenden.

Herzlich

Ihr C. F. Meyer.

(Brahms Adresse: Dr. Otto Brahm, Lugano (Schweiz)

---

16 Apr. 1887.

Mein lieber alter Freund,

ich bin froh, wieder eine Zeile von Ihnen erhalten zu haben, die ich umgehend beantworte. Sie haben ja wohl

[1]) Meyer schreibt März, Haessel korrigiert: April.

[2]) „Der Schwarze Prinz". Gedichte 3, S. 278.

[3]) „In einer Sturmnacht". Gedichte 3, S. 229.

jetzt Ihre Meßgeschäfte (oder nicht? nach Ostern ist doch die Hauptzeit?) und das ist mir nie geheuer, da ich, für Sie und mich, die Krebse fürchte. Schon das Wort ist mir zuwider.

ich glaube, Brahm ist unschuldig, er mag das Buch verräumt haben. Jetzt wird er sicherlich etwas darüber schreiben. Frey war ganz neulich hier. Er hat letzten oder richtiger diesen Winter, denn es schneit wieder, tüchtig gearbeitet in seinen Gymnasialstunden, als aargauisch cantonaler Schulinspector und als Privatdocent an der Zürcherhochschule.

Der Art. in der Allgem.[1]) ist, wie Sie sagen, so übel nicht. Der Anfang etwas pedantisch, aber die Analyse des Heiligen vorzüglich. Wenn er diesen und den Hutten voranstellt, hat er recht.

Heute habe ich wieder ein Kapitel des Pescara zu Ende dictirt. Größere Fülle gegen früher ist nun wohl gewonnen und ich dächte, dieses Mal wird die Lectüre eine leichtere sein als z. B. die der Richterin, ohne Abbruch an Tiefe.

Senden Sie doch Ihr neues Kapitel!

Die M. 500 beziehe ich nächstens durch Pestalozzi im Thalhof. Meine u. der l. Frau besondere Empfehlungen an Frl. Clara.

Herzlich

Ihr M.

Lassen Sie mich nicht lange auf ein Zeilchen warten. Ihre Briefe sind mir eine liebe Gewohnheit.

Die Freiexemplare des Hutten 6 senden Sie ganz nach Belieben! Ich will Ihnen keine Ungelegenheiten verursachen.

---

27 April 1887.

Mein lieber Freund,

Zu den Mk. 2000, welche Ihnen in den Schooß gefallen sind, gratulire ich und freue mich auch auf Nathan den Weisen,

---

[1]) J. Haußleiter, „Konrad Ferdinand Meyer". (Beilage zur Allg. Zeitung, Freitag, 8. April, und Allg. Zeitung, 9. April 1887.)

aber ohne jede polemische Regung: auf der Welt u. auch in meinem Kopfe hat Vieles nebeneinander Platz.

Frey sagt, in seiner Stellung zu Ihnen, natürlich lieber etwas Angenehmes als das Gegenteil, aber ich habe ihn immer wahr gefunden. Der Eisgang ist gar nicht übel, das dürfen Sie glauben, doch meine ich, mit Mertiz, daß, was Sie voraus niederschreiben sollten, Ihre eigenen Lebenserinnerungen sind. Behaglich und ausführlich. Sie haben viel erlebt u. ich meine, es würde interessant.

In den Capiteln des Pescara haben Sie sich nicht oder wenig verzählt. Leider wurde ich in den letzten Tagen von den mannigfachsten, z. Th. nicht zurückzuweisenden Anliegen heimgesucht, heute aber bin ich wieder frei und kehre zu meinem Feldherrn u. seiner edeln Frau zurück.

Die meinige mit der kl. Milla ist für einige Tage in Lindau und ich muß mich nur in Acht nehmen, als ein Einsamer, nicht zu viel zu arbeiten.

Der Wechsel von M. 500 wird Ihnen praesentirt sein oder nächstens werden.

Wir haben hier heute wieder herrlichen Frühling. Eben kommen die jungen Kastanienblätter.

Herzlich

Ihr M.

Lieber Freund,

eben ist hier Frau und Kind von einem schönen Ausfluge nach Lindau zurück, was mich heiter stimmt; ich habe ihr die fragl. Zeichnungen gewiesen und glaube mit ihr, daß die Sache eben so gut unterbliebe. Zwar schlecht sind die Dinger nicht, aber rein dilettantisch. Freilich ist Gutes unerreichbar, weil es selten ist u. auch zu viel kostet. Aber dies hier ist doch zu pauvre:

Nur der Standpunkt einer Hilfe und Erleichterung für Sch. v. B., welchen Sie geltend machen, könnte mich bewegen. Ich bin dafür nicht unempfänglich. Und dann würde

vielleicht gerade die Gewöhnlichkeit der Vignetten das Buch populär machen. Summa: ich bin nicht dagegen. Meine Gedichte bleiben mit oder ohne „Illustration", so viel oder so wenig sie sind. Recht gut, was Sch. sagt, daß „Illustrationen" nur begleiten dürfen, ohne sich aufzudrängen.

gestern habe ich das 6 und letzte Kap. des Pescara dictirt, undictirt ist noch das Ende des 4. und das 5. Kapitel.

1 Mai 1887. Herzlich Ihr M.

Lieber Freund,

eben erhalte ich die Geburts-Annonce des Mädchens, dem zu liebe Sch. meine Gedichte illustrirt. Ohne Scherz, die Sachen sind, nach aller Urteil, welche sie gesehen haben, recht unbedeutend. Freund Rahn u. mehrere andere Dilettanten meiner Bekanntschaft illustriren weit geistreicher. Kein Mensch kann humaner sein als ich u. gleichgültiger in Eitelkeitssachen — aber mir wäre lieber, der gute Junge beschränkte sich auf Kopfleisten u. Schlußvignetten.

Vischer wird zu seinem vollendeten 80. Jahre seine Büste verehrt. ich habe den Aufruf mitunterzeichnet u. bitte Sie mir den Gefallen zu thun, eine Hundert Mark Note mit beiliegender Karte an Ihren Collegen W. Spemann, Reinsburgstr. 21 Stuttgart zu versenden auf Abzug vom Gedichte-Honorar. Ihre Gefälligkeit voraussetzend schreibe ich gleich an Spemann.

Valabrega war hier, er geht zu einem Grafen Erbach, um diesen in Dante einzuweihen. Der Mönch[1]) ist bei Hoepli erschienen, nach Valabrega's Versicherung, „illustrirt". Ich erwarte mein Exemplar.

Pescara ist seiner Vollendg nahe. In dieser Woche wird er hoffentlich fertig. Dann die Revision.

15 Mai 1887. Herzlich Ihr M.

---

[1]) „Le nozze del monaco". Versione dal tedesco di P. Valabrega. Ulrico Hoepli, Milano 1888.

Lieber Freund,

ich bin es sehr zufrieden, daß meine Gedichte unillustrirt bleiben und eben so sehr, daß Sie sicherlich mit Sch..... glimpflich umgegangen sind. Was die Dilettanten meiner Bekanntschaft hier betrifft, so sind das Leute, welche nicht gewinneshalber illustriren, wir würden sie vergeblich darum bitten. Rahn z. B. würde doch zuerst seine eigenen Sachen, ich meine seine Reiseerinnerungen à la Toepfer (ich meine den Genfertöpfer) mit Vignetten beleben. Er hat mir übrigens ein paar Gebäude u. Trachten zu meiner Belehrg u. Orientirg für den Pescara mit wenigen Zügen hingeworfen. Der andere ist ein Kaufmann u. Insectensammler, welcher gleichfalls nicht für Geld illustriert. Geistvolle Dilettanten in der Vignette gibt es eben überall.

Der Pescara fängt erst jetzt, als Ganzes, an, mich zu passioniren. Ich werde ihn selbst definitiv dictiren. Die Sache von 10—20 Tagen. Er hat 200 der Heiligen-Seiten. Als Villegiatur oder Monteggiatur incliniren wir für Mürren (im Berneroberland). Häufig schreiben!

Auffahrt 1887. Herzlich Ihr M.

Lieber Freund,

eben habe ich sehr aufmerksam Ihren lebensvollen Eisgang gelesen, der mein Interesse erregt. Ich wundere mich, ob Sie den Roman vollenden werden, was mich freuen würde. Besonders der luterische Hintergrund ist mir höchst sympathisch.

Pescara ist schon seit zehn Tagen vollendet. Jetzt dictire ich ihn zum zweiten Mal, den Blick auf die Vollendg der Sprache gerichtet. Das erste Mal absorbirten mich Fabel und Charactere vollständig. Ich muß doch ein Übriges thun, da mich das Grimm'sche Wörterbuch zu citiren fortfährt.

Dazwischen fiel der Ankauf zweier den Dorfplatz begränzender Scheunen u. eines Baumgartens, sodaß ich jetzt ringsum gesichert bin. Ich that es ungern, aber es war

notwendig u. hat mich mehr psychisch — wegen des Umtriebes u. der Unterbrechg — als oekonomisch belästigt.

Lesen Sie doch den inliegenden Brief eines guten Sohnes, ich habe sehr freundlich abgelehnt — und bitte, danken Sie in meinem Namen Salomon für seinen ganz vorzüglichen Artikel mit einer höflichen Zeile. Schreiben Sie bald

Ihrem M.

31. Mai 1887.

Haben Sie auch so trauriges Wetter? ich sehne mich nach Himmel u. Sonne.

---

5 Juni 1887

Lieber Freund,

es ist sehr gut, daß ich den Pescara noch einmal dictire, er bedarf dessen, da er als Renaissancestück einen vollkommenen Vortrag verlangt und auch wegen der weit getriebenen Characteristik. Hernach aber gedenke ich Correctur u. Buchform durchaus dem Vetter zu überlassen, der mir denn doch sehr nützlich ist.

Die Gedichte denke ich — bis auf weniges — unberührt zu lassen. Vor Juni-Ende komme ich aber nicht dazu, mich damit abzugeben. Die Gelegenheitsgedichte will ich gar nicht oder nur in ihrer Minderzahl aufnehmen. Das Bild behalten Sie ja, es ist mir lieb, weil es noch jugendlich ist u. aus meiner corsischen Hochzeitsreise stammt.

Wir fahren hier fort, sehr schlechtes Wetter zu haben, und ich weiß nicht, wie das enden soll.

Alle die Firste, welche man von meinem Garten aus erblickt, (drei Scheunen und ein Wohnhaus) gehören jetzt mein: ich weiß noch nicht was ich damit beginne. Jetzt freilich wird mir niemand mehr eine Metzge oder eine Kegelbahn vor die Nase setzen. Das sogenannte rote Haus und Scheune 1. habe ich vor anderthalb Jahren gekauft, die Scheunen 2. und 3. und einen Baumgarten vor 10 Tagen. Beide Male wurde ich dazu durch Verkäufe und Parcellirung nachbarlicher Güter genötigt. Aus Lust am Besitz habe ich es wahrlich

nicht gethan, sondern allein um meinem Gute seinen Werth und mir Stille und Ruhe zu erhalten.

Sie dürfen für gewiß annehmen, lieber Freund, daß mir Ihr Romanfragment Freude gemacht hat, aber, wissen Sie, ich bin kein Kritiker, und dann hat mich die Lebhaftigkeit Ihres Erzählens ergötzt, daß ich Sie vor mir zu sehen glaubte.

Der gute Sohn hat einen zweiten Brief an mich gerichtet, den ich leider bei Seite legen mußte.

ich möchte wohl noch ein bischen lange leben, nicht meinetwegen, sondern um noch gewisse wie ich glaube sehr schöne Ideen, zu realisiren.

Ihr M.

Vischer hat mir sein Festspiel zur Uhlandfeier zugesendet. Es ist — in seiner Art — ein Meisterstück.

Mein lieber Freund,

seit vierzehn Tagen arbeite ich jeden Morgen von 8—2 an meinem Pescara, welchen ich bedeutend verändere. Etwas Mystisches oder Gespenstisches à la Kleist, das sich ich weiß nicht wie eingeschlichen hatte wird weggehoben und das Sumpfland in festen Boden verwandelt.

Wenn ich sehe, welche Arbeitskraft mir noch zu Diensten steht, wenigstens an schönen trockenen Tagen und bei offenen Fenstern, könnte ich versucht sein, große Pläne zu entwerfen, doch ich fühle zugleich die Ungewißheit menschlichen Glückes. Zwei Jüngere, als ich, nahe Bekannte sind mir in den letzten Wochen weggestorben.

... Es sollte mir leid thun, wenn wir uns dies Jahr nicht sehen könnten. Die schon getroffene Wahl auch meiner Villegiatur ist wieder in Schwanken geraten. Ich lege etwas bei, das Ihnen gefallen wird. Unter Kreuzband: „Bazar in Zürich“[1]).

Ihr M.

21. Juli 1887.

---

[1]) Bazar in Zürich, 16., 17., 18. Juni 1887. Darin autographiert C. F. Meyers Gedicht: Heute fanden meine Schritte mein vergess'nes Jugendthal usw. In der dritten Auflage der Gedichte 1887, S. 64 unter dem Titel „Ewig jung ist nur die Sonne“.

15 Aug. 1887

Lieber Freund,

eben bin ich wieder in mein Eigenthum zurückgekehrt, nach einigen Jugendlichkeiten, welche mich ein bischen ermüdet, mehr noch die Ritte als die Märsche, aber mit großen Bildern bereichert haben. Kennen Sie Mürren? Unvergeßlich.

Auf beiliegendem Blatte, welches ich nebst dem andern Briefe R. zurückzusenden bitte, setzt dieser ganz vorzüglich auseinander, warum die Novelle: die Versuchung des Pescara heißen muß. Pescaras Versuchg ginge nur gar nicht. Es wäre eine unangenehme Verdrehung.

Der Vetter glaubte die Corr. der Gedichte bis zu meiner Rückkehr zurückhalten zu müssen. Jetzt werden dieselben prompt absolvirt werden, so wie die folgenden. Ich ändere nicht. Ich denke, zur Erklärg der „Schutzgeister" wird die Note Goethe-Jahrbuch 1887 genügen.[1]) Joachim[2]) bittet um eine Zeile von Ihnen als Eröffg der Correspondenz. R. Züricherin und Bund bringen jetzt gleichzeitig von seinen Sachen.

Herzlich

Ihr M.

---

22 Aug. 1887.

Lieber Freund,

es ist seltsam: ich ziehe die Versuchg des Pescara vor, doch folgen Sie ja Ihrem Gefühl, das meinige könnte mich täuschen. Es würde Verwirrg anrichten, wenn man das Landschaftliche der Sammlg, das ja schon gedruckt ist, interpoliren wollte. Es ist auch wohl besser, ich gehe jetzt an mein Lustspielchen.[3]) Die wenigen übrigen Correcturen der Gedichte wird Ihnen der Vetter voraussenden, dieselben fallen sämtlich

---

[1]) „Schutzgeister" mit der Note „Goethe-Jahrbuch 1887". Gedichte 3, S. 75.

[2]) Joseph Joachim, schweiz. Schriftsteller, 1835—1904.

[3]) „Die sanfte Klosteraufhebung".

auf die letzten Bögen. Eben besuchte mich der junge Hirzel, Ihr Lehrling.

Herzlich Ihr M.

Lieber Freund,

Sie sollen doch noch eine Zeile von mir in Marienbad erhalten, wenn Sie wenigstens Ihre Zeit ausbaden. Aber leider den Pescara nicht, dieser leidet Aufschub, da der Vetter mit der Correctur der Gedichte zu thun hat und ich an diesen und mehr noch am Pescara manches zu bessern habe, wofür Sie mir Dank wissen werden. Länger als eine Woche darf es sich aber nicht verzögern. Ich bin an meinem Novellchen (oder Lustspielchen, je nachdem) für Lindau. Dann, wohl nicht vor Neujahr, geht es an Kaiser Friedr. II u. seinen Kanzler Petrus de Vinea, für dessen Verrat ich die allernatürlichste aber physologisch (sic) merkwürdige Begründg glaube gefunden zu haben. Unter einem Kaiser u. Kanzler thue ich es einmal nicht mehr . . .

Gute Kur wünschend

11 Sept. 1887. Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg 25 Sept. 1887.

Lieber Freund,

ich danke für The Monk's Wedding,[1]) von welcher mir vorgestern Miß Adams, die Übersetzerin, hier eigenhändig ein Exemplar überreicht hat, eine grundgescheidte Alte an einer Krücke. Auch der Franzose Louis de Hessem wird die Hochzeit übersetzen.

Dann ist noch eine, wie die l. Frau behauptet, vorzügliche Übersetzung des Heiligen ins Holländische hier eingelaufen: De Heilige D. MIJS Tiel 1887

---

[1]) „The Monk's Wedding". A Novel by C. F. Meyer, Boston 1887.

An der Empfehlung von Freys Gedichten in der Rundschau (wohl von Brahm) ist nur das Vorbild zu beanstanden. Mir scheint eine Anknüpfung eher an Keller als an mich zu constatiren. Oder nicht?

Zu der Wirkung von Marienbad und der hübschen Stellung des Neffen in Sumatra wünsche ich Glück. Ihren Pánini[1]) finde ich unter den heurigen Ankäufen unserer Stadtbibliothek. Mauerhof (Mackbeth)[2]) habe ich gelesen. Er fesselt. Nur daß er, wie alle Ausleger, um einen einheitlichen Stand zu gewinnen, diese Stelle hervorhebt, jene zurückdrängt.

Meinen Sie wirklich, daß Pescara auch mit dem Drucke des Mönchs, so viel Seiten ergibt, wie der Heilige? Revidiren Sie die Gedichte ja sorgfältig! Die neuen waren nicht mehr zu placiren, da das Landschaftliche, wohin sie gehören, schon gedruckt war. Das Circular werde ich gern einsehen.

Herzlich

Ihr C. F. Meyer.

---

29 Sept. 1887

Lieber Freund,

Die holl. Übersetzg von einem Gymnasiallehrer W. W. Coenen, ist die Arbeit langer Jahre und stellt — wie die italienische, einen Lebensabriß voran.... Über Hamlet u. Zur Idee des Faust von Mauerhof würde ich gerne besitzen. Daß Sie den Pescara eintragen lassen, ist schon gut! Was Sie mir über ihn geschrieben, ist der Überlegung wert und ich werde es mir überlegen.

Herzlich

Ihr M.

---

[1]) Pánini's Grammatik, herg., übers., erl. und mit verschiedenen Indices versehen von Otto Böhtlingk. Leipzig, H. Haessel 1886.

[2]) Mauerhof, Emil, „Vom Wahren in der Kunst". 1887. Leipzig. H. Haessel. (I. Nathan der Weise — ein Tendenzgedicht? II. Probleme in Macbeth.)

Lieber Freund,

hier meine Fassg, welche sich an die Ihrige hält. Das Wegfallende könnte ganz unnützer Weise Groll erregen. Wozu auch? Nicht wahr, Freund, Sie folgen mir, ich bitte sehr herzlich

Ihr

Dr. Conrad Ferdinand Meyer.

3. Oct. 1887
Kilchberg bei Zürich.

Die Versuchg des Pescara.
Novelle.

Ich schätze mich glücklich, diese neuen Auflagen meines verehrten Autors und Freundes in die Welt gehen zu sehen und kann meine Freude nicht verbergen über den endlichen großen Erfolg, und meinen Stolz, den dauernden Werth dieser Schriften erkannt zu haben zu einer Zeit, da dieselben nur Gleichgültigkeit oder Widerspruch fanden.

Fast gleichzeitig mit dem Erstehen des Deutschen Reiches wurde der „Hutten" vollendet und von den großen Verlegern abgelehnt: „man wolle lieber die Verse gedruckt lesen, als sie selbst verlegen." So kam das Buch zu mir, und wurde der Grundstein eines innigen Verhältnisses zwischen Verleger u. Schriftsteller, an welchem später alle Angriffe eines ganzen Rudels jagdlustiger Verleger abgeprallt sind. „Ich bleibe treu, Haessel!" war Meyers einfache Rede.

In Huttens letzten Tagen findet die Größe der Reformationszeit einen gewaltigen und um so ergreifenderen Ausdruck, als diese kühne Dichtung den ganzen Menschen gibt und, den Beschimpfungen der ultramontanen Geschichtschreibung gegenüber, die Menschlichkeiten Huttens eher betont als verschweigt.

Der Heilige, der jetzt die 6 Auflage erlebt, wurde bei seinem Erscheinen wenig verstanden und viel verunglimpft. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich unter seinen höchst individuellen Gestalten, den einfachen Grundgedanken vermuthe: daß die Hierarchie, wegen ihres ethischen Gehaltes, nur von ethischen Gegnern besiegt werden kann. Meyer ist in der

deutschen Literatur der Vertreter der historischen Novelle und der Schilderer der weltgeschichtlichen Mächte.

Unter den kleineren Novellen hat die Hochzeit des Mönchs, vermöge ihrer malerischen Kraft, die größte Gunst gefunden und den Namen des Verfassers über das Meer und die Alpen getragen.

Aus alledem geht klar hervor, daß wahrhaft Bedeutendes seinen Weg sucht und findet und daß Mißverständniß und Mißgunst dagegen vergeblich kämpfen. An Frische und Originalität haben die Meyer'schen Schriften nichts verloren und sie werden diesen Zauber stets bewahren.

Unter den seltsam gemischten u. auch lokal weit getrennten heutigen Gratulanten (es waren ganz andere als ich gedacht hatte, zum Theil ganz unbekannte) sind Sie, mein lieber Freund, einer der mir gemüthlich Nächststehenden, u. haben mich auch, mit der solid gebundenen Indischen Weisheit am reichsten beschenkt. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank.

Das Circular scheint mir jetzt höchst wirksam redigirt nur „Rudel!" scheint mir ein unakademischer Ausdruck: da es sich von Ihren Collegen handelt, haben Sie die Verantwortg.

Schon der Anblick der Briefe an Frau von Stein hat mich erfreut: sie gehören zum Allerschönsten von Goethe.

ich redigire jetzt Cap. 1 des Dynasten. Frey war hier, er sieht gut aus.

Herzlich
12 Oct. 1887 Ihr C. F. M.

---

22 Oct 1887.

Lieber Freund,

eben habe ich Bögen 9—12 absolvirt, u. kann nicht anders als Sie noch einmal ermahnen, die Ausführg der Correcturen aufs sorgfältigste zu überwachen, bes. was Wortumstellungen oder Auslassungen betrifft. Vergleichen Sie auf das genaueste. Etwas Absurdes oder Lächerliches, das stehen

bliebe, würde meine Gesundheit (welche übrigens gegenwärtig gut ist, Gottlob) weit mehr beeinträchtigen als eine 2. Correktur. Also, um Gottes Willen, nicht gestrudelt!

Ich habe Ihnen gesagt, nicht wahr, daß Louis de Hessem Parc Saint Maur (Seine) den Hutten und die Gedichte begehrt, gebunden? Ich habe ihn zur Übersetzg der Hochzeit und des Heiligen autorisirt, sowie ich den Buchhändler Payot in Lausanne zur Buchausgabe des Jenatsch (nach den Feuilletons des Herrn Perret, welcher inzwischen gestorben ist) bevollmächtigt habe. Die engl. Übersetzg des Heiligen von M. J. Taber New Bedford, Mass. ist angelangt. Sie ist betitelt: The Chancellor's Secret by C. F. Meyer. Die N. Zürcherzeitg hat Ihr Circular abgedruckt aber das Rudel in Heer verwandelt.

Herzlich

Ihr M.

Eben, lieber Freund, habe ich Bogen 8 des Pescara beendigt u. bitte, alle Correcturen aufs sorgfältigste zu besorgen. Keine ist unwichtig. Sie müssen mir schon meine Liebe zur Vollendg lassen. Und da Sie keine 2. Revision zulassen, mache ich Sie persönlich verantwortlich für jeden Fehler. Wenn Sie die Correcturen durchgehen, wird Ihnen deren Sinn schon aufgehen. z. B. pag. 120—121 in der Beschreibung der Villa der Wegfall des störend Kunsthistorischen. So tönt es jetzt weit natürlicher und so hat die kleinste Änderung ihren guten Grund.

Herzlich

Ihr M.

25 Oct 1887

Senden Sie den Rest nur beförderlich. Er wird hier gleich von mir absolvirt. Nur braucht der Vetter Zeit zur Ausführg, da er exact ist. Den Mauerhof hat er noch nicht

erhalten. Er sagt, Pescara werde keineswegs die Seitenzahl des Heiligen erreichen, sondern circa 20 Seiten darunter bleiben.

---

27 Oct. 1887

Lieber Freund,

ich bin froh, daß Pescara beendigt ist u. lebe der Hoffnung: ohne Druckfehler.

De Hessem hat ausdrücklich: gebundene gewünscht u. ich will ihn doch wegen einer Kleinigkeit nicht indisponiren. Es ist jetzt für einen Deutschen Schriftsteller so unendlich schwierig in Paris Fuß zu fassen, daß ich meinen Übersetzer ein bischen cajoliren muß. Es wird ihm nicht leicht sein, eine Revue (für den Essay) und einen Verleger zu finden. Vielleicht geräth es aber doch.

Valabrega, der jetzt in Deutschland ist, sprach davon, den Pescara sofort zu übersetzen. Er wird mich hier im Nov. besuchen. Ebenso der hiesige Russe, welcher sich gleichfalls mit einem Essay beschäftigt. Das alles sind nur Möglichkeiten, welche man aber nicht vernachlässigen darf.

Ich weiß nicht, lieber Freund, aber, daß Pescara bei Ihnen ein unbekannter Name ist (übrigens wunderlich genug), scheint mir eher ein Vortheil für das Buch zu sein, welches dadurch den Reiz der Neuheit auch des Stoffes gewinnt. Doch wir werden ja sehen!

Die M. 1200 werde ich in der gewünschten Weise beziehen. Paetel gab für den Pescara M. 1500.

Herzlich

Ihr M.

Die drei Wechsel sind Oct. 29, 4. u. 11. Nov.

---

31 Oct. 1887

Goldene Worte, l. Freund, die von Goethe! auch für mich und mich besonders beherzigenswerth, nur hier nicht

anwendbar, da die Besserungen im Pescara nur dem Kenner fühlbar u. die in den Gedichten perfect sind. Pescara ist fertig, was an mir liegt. Der Vetter hat sich die Augen müde gelesen. Doch ist jetzt wohl das Ganze unterweges.

Mit Mauerhof haben Sie einen seltenen Vogel eingethan, an welchem Sie noch Einiges erleben können, hoffentlich Freude. Ich mag ihn schon leiden, wenn er nur nicht so massiv wäre, auch gegen Männer von Werth. Ebenso läuft mir der Rudel immer noch nach. Mich reut bitterlich daß ich ihn nicht gestrichen habe, aus purer Nachlässigkeit, denn ich habe an Grobheiten keine Freude. Auch hatte ich Ihnen verschwiegen, daß sehr namhafte Verleger an mich gelangt sind. Das werden wir entgelten müssen, Freund! Es ist recht dumm!

Sie werden sich wundern daß ich, der ich so gut deutsch bin, Wert darauf lege, von einem Pariser übersetzt zu werden, aber das Französische wohnt mir einmal im Ohr! Also gebundene Hutten und Gedichte nach Parc S. Maur!

Vielen Dank für die heute hier angelangte Sendg! Die Bände sind recht geschmackvoll. Für einmal genügt es. Weiteres werde ich später mir erbitten. Das meiste geht wohl am besten gleich von Leipzig an seine Bestimmg.

Beilage bitte ich zurückzusenden! Das Urtheil Grimms freut mich.

Herzlich

C. F. M.

Lieber Freund,

obwol ich nicht gerne von meinen eigenen Sachen rede, will ich Ihnen doch heute über Prescara schreiben und erledige vorher kurz zwei andere Punkte.

Zuerst, was die Schwester betrifft. Sie war neulich hier, gesund und frisch und durch und durch verständig. Ich gewann wiederum die Überzeugung, daß sie nach ihrem Ge-

wissen handelt und ich nichts darein zu reden habe. Übrigens ist ihre jetzige Stellung nur eine provisorische und complicirt sich mit äußeren Verhältnissen, deren Lösung abzuwarten ist.

Zweitens: Schlagen Sie sich doch aus dem Kopfe, daß ich mich mit den Änderungen quäle, im Gegentheil, es ist für mich ein Genuß, immer wieder den vollendeteren Ausdruck zu suchen. Aber Goethe hat schon recht, der Leser läßt sich seinen ersten Eindruck nicht gerne entwenden.

Nun zu Pescara. Ich danke für die Karte. Senden Sie mir Aehnliches immer zu, ich orientire mich gerne. Doch, auch ohne dieses Zeugniß ließ sich erwarten, daß Ihr erstes Gefühl, wie Sie es mir geschrieben haben, von Vielen getheilt werde. Es ist sicher: die Renaissance-Menschen sind dem deutschen Gefühle unsympathisch. Dazu kommt aber noch ein Zweites: Pescara hat wenig Handlung, nur eine Situation: Die Täuschung seiner Versucher und das allmälige Hervortreten seiner tödtlichen Verwundg. Er ist vorwiegend lyrisch.

Die großen Momente sind:

1) die männlich-rührende Ergebung des Helden in sein Loos.

2) Die Veredlung seines Characters (karg, falsch, grausam) durch die Nähe des Todes.

3) Die Aufregung und leidenschaftliche Bewegung einer ganzen Welt um einen „schon nicht mehr Versuchbaren".

4) Die Fülle von Zeitgestalten. Sehen Sie nur die beiden spanischen Typen (der D. Juan-typus u. der Loyola-typus).

5) Die Symbolik. Das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden.

Das Schicksal des Buches wird die Zeit entscheiden. Jedenfalls ist die Rundschau daran unschuldig. Es ist doch besser, der Leser weiß voraus, was er im Buche findet, als wenn er sich nach dem Kaufe enttäuscht.

Herzlich

Ihr M.

5 Nov. 1887.

Lieber Freund.

Gestern sind die 12 gebundenen Pescara angelangt, für die ich aufs freundlichste danke. Möge es uns noch oft gegönnt sein, etwas zusammen zu beendigen!

Die Anzeigen vertheilen Sie nach Gutdünken zwischen N. Zürcherz. u. Tagblatt. Eine einmalige Anzeige in der Allgemeinen erbitte ich mir gleichfalls.

Eine vorläufige Liste der von Ihnen mit Freiexemplaren zu Bedenkenden folgt umstehend.

Wenn Sie mir in einer 2. Sendg gelegentlich noch einige Pescara u. ein paar Gedichte u. Hutten schicken, bin ich dankbar.

Auf der Liste fehlen noch die Pescara nach den Un. States. Ich werde sie nachholen.

Über Pesc. habe ich schon eine Schicht Briefe erhalten. Die Hauptsache ist, womöglich die Unpopularität zu überwinden. Das Buch als solches wird allgemein sehr hoch gestellt.

Herzlich Ihr M.

18 Nov. 1887.

Berlin: Rodenberg, Otto Brahm, Legationsrat E. v. Wildenbruch, Regierungsrat Rudolf Grimm, Fr. Dr. Helene Druscovitz, diese 2 durch Rodenberg. Paul Lindau, Prof. Aegidi, Geh. Leg.R.; Dr. Karl Emil Franzos. Berlin W. Kaiserin Augusta Str. 71.
München: Lingg, Heyse, Rätin von Doß 16. Dienerstr.
Stuttgart: Gustav Pfizer.
Leipzig: Ebers, Dr. Hans Blum.
Östreich: Graf Dürckheim, Schloß Edla bei Amstetten, Niederöstreich.
Dresden: Edmund Dorer, Dresden-Strehlen, Oststr. 2.
Basel: Dr. Stückelberg, Kunstmaler.
Frankfurt: Frl. Maria Leykauff, Ulmenstraße.
Fräulein Louise von François, Weißenfels an der Saale.
Emil Rittershaus, Barmen.
Baron Detlev Lilienkron, Kellinghusen, Schleswig-Holstein.

Schlesien: Freyin Louise von Richthofen, Gnadenfrei.
Freyin Marie von Richthofen, Gnadenberg bei Bunzlau.

Allen diesen einen Pescara mit eingelegter Widmungskarte, deren ich mir auch einige hieher erbitte.

An Adolf Frey bitte ich:
Gedichte 3, Hutten 6 u. Pescara aufs freundlichste in meinem Namen zu senden.

---

28 Nov. 1887

Lieber Freund,

auch ich bin in diesen Tagen etwas gedrückt gewesen, etwas thöricht, wie Sie es nennen. Zuerst hat mich der Kronprinz[1]) ganz beklemmt an sich, denn es ist eine peinigende Geschichte, weit peinigender, als ein plötzlicher Schlag, und dann das sehr unvermutete Zusammentreffen mit einigen Situationen im Pescara, nur ganz von ferne, aber es war mir doch recht unbehaglich.

Ferner habe ich in diesem Jahre noch einige Güterkäufe u. Verkäufe zu bereinigen. Glücklicherweise ist ein Handel (Kauf) mit einem Juden, welcher das Gut eines Nachbars an sich gebracht hatte eben glücklich u. ohne Verlust bereinigt. Ich hatte nämlich, um mir das für mein Gut notwendige Grundstück ja nicht entgehen zu lassen, vor der notarialischen Ausstellg des Kaufbriefes bezahlt, diese ist aber heute ohne Schwierigkeit erfolgt.

Und noch andere nicht zu besprechende Dinge liegen auf mir: ich habe aber Gottvertrauen, (so viel ein Kind des XIX. Jahrhunderts haben kann).

Auch die französische Krisis ist bedrohlich. Hätten sie doch schon die Orleans! Aber das wird Blut kosten.

Das Circular wird ja kein weiteres Unheil anrichten. Sie müssen wissen, daß ich seinetwegen ein paar recht unangenehme Zuschriften empfangen habe. Doch kein Wort mehr darüber, ich bitte!

---

[1]) Die Krankheit des deutschen Kronprinzen.

Dann habe ich zeither viel gesonnen, ich glaube fruchtvoll, große Sachen, werde aber wohl zuerst, zu meiner Ergötzg, das Lustspielchen schreiben.

Wenn der Geßner[1]) nicht theuer ist, bescheeren Sie ihn der Frau immerhin, oder warten Sie noch, ich will Rahn befragen.

Aber vergessen Sie nicht, neben Avenarius in Dresden auch den Kapellmeister Felix Mottl in Karlsruhe mit einem Pescara zu bedenken.

Es ist gut, Freund, daß wir uns unsere Schwächen, „das Thörichte", wie Sie es nennen, erzählen dürfen.

Ihr M.

Bei Ihrem Ueberflusse an gebundenen Pescara, bitte, senden Sie noch ein Dutzend.

---

5 Dez. 1887

Lieber Freund,

heute früh erhielt ich den Geßner, den ich (die l. Frau ist in Steinegg) mit großem Wohlgefallen betrachtet habe. Sie haben Recht: das gibt einen Begriff der Idyllenzeit, kürzer und angenehmer als die Lectüre. Sehr freun mich die Claude Lorrain'schen Anklänge in der Landschaft u. — wie seltsam, daß auch der phantastisch-ironische Boecklin hier zu wurzeln scheint. Vorgestern besuchte mich Joh. Spyri hier, eine gescheidte liebe Frau. Dieser Band (der Einband ist bewundernswert) ziemt sich für ein Zürcherhaus. Die l. Louise wird ihre Freude daran haben.

Daß der P.(escara) wenigstens in der Schweiz „geht", freut mich für Sie. Ich will Ihnen nur gestehen, daß Ihr nicht sympathischer erster Eindruck mir zu schaffen gemacht hat, um so mehr als auch ich, freilich in anderer Weise, ein Bedenken hatte: das Fehlen der Handlung nämlich. Es ist keine eigentl. Versuchg, kein Seelenkampf, was man erwarten konnte, sondern P. ist zum voraus behütet durch die Nähe seiner Todesstunde, was freilich der Nov. etwas Feierliches gibt.

---

[1]) „Collection des Tableaux en Gouache et des Dessins de Salomon Gessner", radiert von W. Kolbe. Zürich 1811.

Aus Deutschl. ist noch viel schriftlicher Beifall gekommen, oft in den bekannten höchsten Tönen. Für die Kritik ist es mir, bei meiner Natur unmöglich, etwas zu thun, es ist auch nicht meines Amtes, aber schicken Sie doch Ihre Leute, die Schulte, Reitler etc. ins Feuer!

Der Brief des alten Hauptmanns ist rührend.

De Hessem gefällt mir auch nicht, doch fahren Sie glimpflich mit ihm, so lange er nützlich sein kann. Man muß doch erst sehen, ob er etwas zu Stande bringt.

Da jetzt das 2. 1000 angebrochen ist, bitte ich mir, gegen Weihnachten, noch einige Ex. aus. Auch einige Sendgen nach den Un. States sind noch zu besorgen, wovon später. Es eilt nicht mit der Übersetzung des Pescara.

Leben Sie wohl

Ihr M.

In der Dez. Rundschau steht etwas von mir (nicht über mich) eine Besprechg der Memoiren des Grafen Dürckheim.

Die 600 M. ziehe ich allernächstens auf Sie.

Ich hätte noch viel zu berühren, doch davon ein ander Mal!

Die Wahl in Paris ist ein Glück!

Lieber Freund,

da muß radical geholfen werden. Lassen Sie drucken, mit der äußersten Sorgfalt:

Vers. des Pesc. pag. 65 lin. 11 v. oben

und wie er ein Avalos. Der fünfzehnjährige Pescara und die gleichaltrige Victoria hatten den Knaben gemeinsam aus der Taufe gehoben. So hatte es der Vater Victorias, der Feldherr Fabricius Colonna veranstaltet, um seine zwei Lieblinge, den jungen Krieger und sein aufgeblühtes Kind etc.

Es fällt also weg: unter seiner Kriegsführung stehenden jungen Pescara.

Controlliren Sie das sehr sorgfältig, damit das Neue nicht schlimmer werde als das Alte.

Der eben angelangte Art. von Schulte in der Didaskalia macht ein paar feine Bemerkungen: z. B. man wisse nicht,

was Pescara, ohne seine Wunde, gethan hätte. Ja wohl. Danken Sie Schulte in meinem Namen, er hat sich Mühe gegeben.

Herzlich
6 Dez. 1887

Ihr C. F. M.

---

15 Dez. 1887

Lieber Freund,

der Hauptmann ist ein braver Mann und gefällt mir schon wegen seines Patriotismus. Sagen Sie ihm, daß ich — loyaler Weise — nur bis zum Austritt der Schweiz aus dem Reich (Schwabenkrieg, Anfang des XVI. Jahrh.) mitthun kann, daß mir aber die Ottone, die Salier u. die Staufen bleiben, die auch meine Kaiser sind, d. h. die meiner Vorfahren. Die denkbar größte Aufgabe aber mit 62! d. h. Jahren. Auch kommt ja zuerst der Dynast an die Reihe.

Auf den completten Pánini freue ich mich ungeheuer. Der wird Ihrem Verlag Ehre machen, solang es eine deutsche Wissenschaft gibt, die Agricultur-Chemie dagegen dürfen Sie mir nicht mehr senden, da Sie es schon gethan haben.

Der Art. von Hans Blum (doch der Sohn Roberts?) in der Allgem. vom 14. ist etwas schwerfällig, aber durchaus tüchtig und sagt im Grunde alles. Derjenige von Frey in der N. Z. Z. ist bevorstehend.

Ihr M.

---

21 Dec. 1887

Lieber Freund,

für die angekündigte Bescherung meinen besten Dank: ich bin begierig, was auf der letzten Seite der Vorrede des Pánini steht.

Noch begieriger aber auf das Urtheil der Frau Louise Brockhaus, das Sie mir nicht vorenthalten dürfen, da kein Grund da ist daß es nicht ein völlig unbefangenes sei.

Das von Frey (auch in No. 6 des Kunstwart) ist in keiner Weise ungerecht, er hat die Schwäche meiner Novelle sehr gut démêlirt und ist durchaus in den Grenzen seines kritischen Rechtes geblieben.

(Der Toggenburger hat einen schweren sittl. Gehalt u. es wird Mühe kosten ihn zu beflügeln.)

Übrigens war bei dem Pescara viel Glück, und wir wollen bescheiden bleiben, um es nicht zu verscheuchen.

Ihr M.

Lieber Freund,

ich muß mich ganz kurz fassen da ich leicht erkrankt bin (rheumatisches Fieber).

Haben Sie mein kl. Geschenkchen nicht erhalten, das ich freilich, schon fiebernd, eilig und wohl schlecht verpackt habe? Photogr. (aus dem Berneroberl.) Cabinetsform. mich mit Weib und Kind darstellend?

Einige Correcturen thäten dem Pescara wohl. Schon Bötlingk zu Gefallen, ich will morgen einiges verzeichnen, etwa 4 oder 5 unverfängliche Dinge bes. d e n Reis statt das Reis. Die ital. Negation streichen (mehr als ich nicht dachte).

Z o l l i n g von der Gegenwart in Berlin verlangt einen P e s c a r a. Senden Sie ja gleich: ich bin mit ihm auf dem a l l e r b e s t e n F u ß e, er hat mir nichts als liebes erwiesen.

Denken Sie, daß ein Obergerichtsschreiber Zgraggen sich eben bei mir nach seinem Ahnherrn Blaesi erkundigt hat.

Leben Sie wohl. Ich hoffe, mein Fieber geht vorüber, allzugeschwind jedoch nicht, ich kenne es aus Erfahrg.

Ihr C. F. M.

29 Dec. 1887

Für den Dynasten muß ich wenn er in seinem ganzen Reichthum entfaltet werden soll, wenigstens 2 Jahre haben. Ich werde auch mehr Zeit für meine Gesundheit opfern müssen. Doch — mit diesem Zeitaufwand u. leidlicher Gesundheit — könnte es etwas werden.

(Undatiert.)

Lieber Freund,

ich bin bettlägerig, um ein Flußfieber herauszuschwitzen, sende Ihnen aber doch, hoffentlich morgen, die Zeilen für Boethlingk. In der Bibl. univ. (Lausanne) steht etwas über Pescara.

Wenn ich den Dynasten würdig u. reich ausführen soll, bedarf ich dazu 2 Jahre, denn er sollte breit u. voll werden. Das ethische Knochengerüste will ich so fest anlegen, daß es mit Leichtigkeit das Fleisch der Erzählg tragen wird.

Herzlich Ihr M.

Lieber Freund,

ich habe immer noch Fieber und beschränke mich darum, wenn Sie wirklich eine ed. 4. wagen, für dieselbe auf das Wesentlichste, das ich auf dem Beiblatte verzeichne. Mehr darf gegenwärtig nicht geändert werden.

Es freut mich, daß Sie meine Photogr. — ein kl. Gegengeschenk für Ihre wertvollen Gaben — anspricht. Sie gleicht einem schw. Milizobersten, eine Ähnlichkeit, die mich lächeln macht. Die Frau, die so gut ist, blickt etwas verdrossen. Das macht: es blendet sie, die Photogr. wurde im Freien verfertigt.

Jetzt da ich nichts esse, oder fast nichts, hat sich durch ein bekanntes menschliches Schicksal aller Überfluß des Guten hier gesammelt. Die Stolle, eine Gans von Steinegg (vom Schwager), eine Hirschsulz vom Forstmeister Orelli u. der gute Graf Dürckheim hat gar einen Fasanen und eine Gänseleberpastete beschert, ich aber genieße nur die Gesinnung.

Herzlich Ihr M.

31 Dec. 1887

Umstehendes Blatt für Böhtlingk.

---

27 Januar 1888.

... Ich habe dies Jahr recht traumhaft in der Krankenstube betreten: möge es sich um so fester u. klarer gestalten.

Ihr M.

Lieber Freund,

es geht bei mir nur sehr langsam besser, da die Kälte mir ungünstig ist. Wenn ich nicht irre, wird meine völlige Genesung an Brust und Hals längere Zeit, vielleicht das ganze Jahr in Anspruch nehmen, in der Art, daß die Sorge für die Gesundheit über jeder Arbeit den Rang behauptet u. die absoluteste Freiheit, ohne einen Schatten von Verpflichtg oder Termin notwendig sein wird. So gleich z. B. mit dem Pescara. Sie sagen: daß bis Ostern zu den Revisionen Zeit ist. Gut! Erlange ich rechtzeitig die erforderliche körperliche Freiheit, ohne welche es nicht rathsam ist, eine Aenderung vorzunehmen, so werde ich sehr gerne einiges berichtigen u. gerade das von Boethling Beantragte. Aber das hängt, wie gesagt, völlig von meiner Gesundheit ab. Die 2 Recensionen (lit. Unterhaltg. u. Pfälz. Presse) sind ausgeblieben, kommen aber wohl heute abend. Löwenfelds Artikel kenne ich noch gar nicht, so wenig als das Bildniß. Bitte, senden Sie die bzügl. No. von Nord u. Süd!![1]) Ein guter Art. steht in N. 2 (22 Jan.) der Ztg. für Lit. Kunst u. Wissenschaft des Hamburger Correspondenten. Ihr Geßner bleibt ein sehr schönes Geschenk! Daß Sie Zolling[2]) verlegen, ist hübsch.

Herzlich

Ihr M.

30 Jan. 1888.

Der Amerikanerin werde ich gerne ein freundl. Wort schreiben, dazu bitte ich mir die Adresse derselben noch einmal ganz vollständig u. deutlich aus.

Also: Miß M. J. Sabor? u. was folgt?

---

[1]) Raphael Löwenfeld, „C. F. Meyer". Nord und Süd, Januar 1888. S. 76 ff. (Mit einem schlechten Bild des Dichters.)

[2]) „Der Klatsch". Roman. 1887.

3 Febr. 1888

Lieber Freund,

schonen Sie sich ja, damit nicht auch Sie noch krank werden. Mir geht es denn doch — wenn auch langsam — etwas besser. Aber jeder, auch der leichtesten Arbeit, muß ich mich unbedingt enthalten. Das Bildniß könnte schlechter sein, der Löwens. Artikel ist theilweise gut, der Otto Brahmsche[1]) aber ganz vorzüglich.

Herzlich Ihr M.

---

16 Febr. 1888

Lieber Freund,

Ihre Sendg ist gestern angelangt u. hat mir Freude gemacht. Jenatsch 11. ist höchst stattlich und auch mit der Lieferungs-ausgabe der Novellen söhne ich mich aus, ohne über den Erfolg irgend einen sichern Anhaltspunct zu haben. Ich folge Ihrem Unternehmungsgeist nicht ohne Schüchternheit und Besorgniß. So auch mit dem Sendschreiben an die Buchhändler, das ich eben mit großer Aufmerksamkeit gelesen habe: Die practischen Vorzüge des Projectes scheinen einleuchtend, doch setzt es eine Einstimmigkeit voraus, welche selbst vernünftige Vorschläge selten, wenigstens nicht das erste Mal zu erreichen pflegen. Ihnen aber bleibt jedenfalls die Ehre des ersten Schritts.

Es freut mich, daß Sie wieder wohl sind. Bei mir, wenn ich mir auch Mühe gebe, Ihrem guten Beispiele zu folgen, geht es schon langsamer. ich habe den Winter mit einem Vorrat von Rheuma angetreten, welcher noch nicht verbraucht ist u. eine mir von einem geschickten Arzte angeratene Vorbauung sträflich vernachlässigt. Auch ist die Witterung gar nicht günstig, wir sind hier neuerdings in Schnee vergraben. In Eile neu hergestellte Heizeinrichtungen haben dann, wie es zu gehen pflegt, zuerst mangelhaft functionirt u. auf meine

[1]) „Die Versuchung des Pescara". Deutsche Rundschau. Februar 1888. S. 315.

schon durch langen Zimmerarrest beeinträchtigten Nerven schlecht gewirkt. Ich nehme durchaus keinen Besuch an, um mich nicht aufzuregen u. lese nur wenig. Also nervös-rheumatische Leiden, deren völlige Linderung, nebst Gottes Hilfe, nur das Frühjahr bringen wird. Inzwischen Geduld!

Die M. 700 werde ich erst erheben, wenn ich mich wieder mit Geldsachen beschäftige, durch Pestalozzi oder auf anderm Wege.

Wenn ich recht verstehe, beginnen Sie den Druck des Pescara 4 erst nach Ostern. So werde ich wohl Zeit haben u. hoffentlich Gesundheit, im Laufe des Märzen noch die wichtigeren von Böthlingk beanstandeten Stellen mit geistiger Freiheit umzugestalten. (Verbrennen der Papiere, Victoria neben Pescara auf den Knieen entschlummernd).

Herzlich
Ihr M.

---

25 Febr. 1888.

Liebster Freund,

Ihr heut angelangter Brief hat mich wahrhaft erschreckt. Wir wollen aber noch das Beste hoffen. Ihre lebendige Einbildungskraft hat Sie doch schon oft zu dunkel sehen oder ahnen lassen und mir scheint, Sie dürfen den hoffnunggebenden Worten des geschickten Arztes den Glauben nicht versagen.

Bitte, wie es komme, nötigen Sie sich von Zeit zu Zeit eine Zeile für mich ab, ich werde sonst zu unruhig u. bin selbst noch nicht wohl.

Herzlich
Ihr C. F. M.

Ich bin wirklich unruhig u. bekümmert. Abgesehen von meiner natürlichen Theilnahme an Allem, was Sie, lieber Freund bewegt, u. abgesehen von meinem Antheil u. persönlichen Wohlwollen für Hn. Sorgenfrei, könnte ein Verlust, den Gottes Gnade verhüte, auch für mich von Bedeutung werden.

Herzlich
Ihr M.

Die Goethe-Quittg empfangen.

---

1 März 1888.

Liebster Freund,

ich sorge und hoffe mit Ihnen. Schütten Sie ja Ihr Herz gegen mich aus, weitentfernt mich zu ermüden, thut es mir wohl, in Ihrem unbeschränkten Vertrauen zu sein u. Angst u. Trost brüderlich mit Ihnen theilen zu dürfen. Möge Ihre nächste Zeile Gutes bringen.

Ihr M.

---

9 März 1888.

Lieber Freund,

ich freue mich mit Ihnen, daß Hermann seine Krankheit überwunden hat. Mir geht es wieder schlimmer; die rauhe Witterung wirkt ausnehmend ungünstig auf meinen Zustand. Ich bitte Gott, daß er mir Geduld gebe, u. seine Gnade möge über mir walten lassen.

Herzlich

Ihr C. F. M.

Die Tragödie[1]) in Berlin ist ergreifend.

---

12 März 1888.

Lieber Freund,

ich beglückwünsche Sie von Herzen zu der guten Krise in der Krankheit Hermanns und hoffe Beschleunigung seiner Genesung. Die meinige dagegen wird eine höchst langsame sein, ich mag nicht klagen, aber Sie werden lange Geduld mit mir haben müssen. Noch eine geraume Zeit, Monate lang, werde ich mich jeder geistigen Thätigkeit streng zu enthalten haben.

Es thut mir Leid, daß Miß Mary Sabor den Arm gebrochen hat. Schreiben Sie ihr mein Beileid.

Herzlich

Ihr C. F. M.

---

[1]) Krankheit des Kaisers Friedrich.

14 März 1888

Lieber Freund,

wir wollen für Hermann das Beste hoffen, nachdem die Krankheit doch einmal gebrochen ist. Ihre Theilnahme für mich ist sehr lieb, ich bin dafür sehr empfänglich u. dankbar. Wir haben den Trost, daß wir denn doch dem Frühling entgegengehen. Gott wende es zum Guten! Für die schönen Spitzen wird die liebe Frau selbst mit einer Zeile danken! Bitte, bezahlen und expediren Sie für mich beiliegende Postanweisung (für mein Abonnement für das Lit. Deutschl. von A. Hinrichsen)!

Herzlich

Ihr M.

---

26 März 1888

Lieber Freund,

es freut mich, daß Hermann sich erholt. Mir geht es gar nicht gut. Nach zwei Halsentzündungen ein entzündlicher Nasenkatarrh, das ist fast zu viel. Dazu — begreiflicherweise — die äußerste nervöse Reizbarkeit. Behalten Sie das aber für sich.

Herzlich u. Ihrer Theilnahme gewiß

Ihr M.

---

3 Apr. 1888

Mein guter lieber Freund,

wenn Sie mich nur mit Ihren guten Wünschen u. Ihrer lebhaften Imagination gesund machen könnten! Doch es ist alles noch ziemlich im Alten u. selbst einen Levinsky, obwohl er ein L. ist, könnte ich jetzt nicht empfangen. Sie reden mir von Dramen, d. h. einem Kranken vom Fliegen!

Gott segne den Kaiser! Ganz abgesehen von den Parteien, die mir hier ferne stehen: Gott segne ihn!

Ihr C. F. M.

ich freue mich über die Genesg Hermanns.

---

11 Apr. 1888.

Mein lieber Freund,

Die „Novellen“[1]) sind sehr hübsch, zwei stattliche, gar nicht dünne, aber elegante, und höchst wald-artig originell gebundene Bände. Möge sich das Unternehmen für Sie lohnen! Mir geht es noch nicht besser. Nur ein warmes Frühjahr könnte helfen u. jedenfalls wird die Genesung eine langsame sein. ich bin Ihrer Theilnahme gewiß u. freue mich über die Genesg Hermanns.

Herzlich

Ihr M.

---

9 Mai 1888.

Lieber Freund,

wenn ich die Wahrheit sagen soll, muß ich Ihnen sagen, daß es mir nicht gut geht. Der Nasenkatarrh ist der Wärme nicht oder wenig gewichen und mir scheint, die Luftlosigkeit fängt an, Lunge u. Herz in Mitleidenschaft zu ziehen.

Ich werde Mühe haben, eine Bergfrische zu erreichen, da ich das Fahren nicht vertragen kann.

ich hoffe, Sie werden sich bei den Novellen doch nicht schlecht befinden. Das gleicht sich mit der Zeit aus.

Herzlich

Ihr M.

Kilchberg 10 Juni 1888.

Für Ihr aufrichtig liebevolles Brieschen vom 7. bin ich dankbar. Die Wahrheit ist: mit mir ist es nicht gerade schlimmer geworden, aber auch nicht im geringsten besser, wenigstens nach meinem Dafürhalten, trotz operativer Eingriffe. Mein zweiter Arzt ist ein namhafter Specialist, der das Mögliche thut. Im besten Falle wird die Genesung eine höchst langsame sein. Das Übel hatte sich während mehrerer Jahre vorbereitet.

---

[1]) „Novellen“ von C. F. Meyer. Zwei Bände. Zweite Auflage 1888. Einbände mit Ornamenten von Eicheln und Eichenlaub.

Sagen Sie gelegentlich Hans Blum: „sein Roman „Staatlos", den er mir zusenden ließ, hätte mir gefallen, meine Gesundheit aber erlaube mir nicht ihm zu schreiben. Ich danke ihm durch Ihre freundliche Vermittelung." Das wollen Sie ihm ausrichten.

Beiliegend eine Zuschrift, deren Beantwortg ich Ihnen überlasse. Entschuldigen Sie mich mit meiner Krankheit. ich dächte, Sie willfahren.

Herzlich und für Ihre Theilnahme empfänglich

Ihr CFM.

Auf Ihre freundl. Überraschg aus Sumatra bin ich begierig.

---

19 Juli 1888.

Lieber Freund,

besten Dank für Ihre zwei letzten Sendgen (Eberburg u. die zwei Nummern des Montags-Blattes)! Meine Abreise nach dem Landgut meines Schwagers, wo ich die heiße Zeit zu verbringen gedenke, wurde durch die schlechte Witterung verzögert, am ersten schönen Tage aber werde ich mich dorthin verpflanzen. Hans Blum, ich habe ihm sehr freundlich abgeschrieben, der in Spiez (am Thunersee) ist u. mich später besuchen wollte, würde ich nicht empfangen können, auch wenn ich in Kilchberg bliebe, denn mein Übel hat sich nicht wesentlich gebessert und ich sehe niemanden als meine Allernächsten. Jede, auch die leichteste Aufregung ist mir schädlich. Senden Sie mir dagegen etwas, das mich interessirt. So kann ich in einer günstigen Minute schon davon Kenntniß nehmen u. mich ein bischen zerstreuen. Klagen mag ich nicht — Ihrer treuen Theilnahme bin ich gewiß.

Herzlich

Ihr M.

Adresse: C. F. Meyer, Schloß Steinegg bei Frauenfeld. Ct. Thurgau. Schweiz.

Steinegg 31 Aug. 1888

Lieber Freund,

verzeihen Sie, daß ich Ihre zwei letzten Sendungen erst jetzt beantworte. Ich hoffte, zögernd, Ihnen einen namhaften Fortschritt melden zu können; doch da könnte ich noch lange warten. Nicht daß es mir gerade schlecht ginge, die Waldluft thut mir wohl, doch, trotz einer neuen Kur, darf ich, wenn ich mich nicht selbst täuschen will, noch nicht von Genesung reden, und wenn diese noch vor Winter eintreten sollte, blieben noch die Nachwehen, mit denen ich lange werde zu thun haben. Die Schwägerin dankt für die Lieferung 3 des Gartenbuches, ich für die medicinische Notiz, auf welche ich vielleicht zurückkomme. Ich bin gerührt, daß Sie sich so sehr um mich kümmern.

ich habe Ihnen wohl geschrieben, daß meine l. Frau in einem uns gehörigen Hause in Kilchberg, dem sog. Rothen Haus ein kl. Reconvalescentinen-asyl für 5—6 arme Frauen mit Essen u. Kammer gestiftet hat, unter der Aufsicht einer Diakonissin. Es war diesen ganzen Sommer überfüllt u. soll nun auch im Winter fortgeführt werden. Ich habe das nach Kräften begünstigt, um die l. Frau von meinem Zustande möglichst abzuziehen u. zu zerstreuen.

Herzlich Ihr M.

Kilchberg 24 Sept. 1888

Sie nennen mich genesen, lieber Freund, und ich möchte wohl, daß es damit gethan wäre: aber der Brief der Frau an Ihre Nichte hat keine Beweiskraft, denn sie macht grundsätzlich die Dinge nach außen stets etwas besser, als diese nicht sind. ich will Ihnen eine Concession machen: wir wollen sagen statt zur Genesungsfeier — was entschieden verfrüht wäre: „zur beginnenden Genesung" und wir wollen hoffen, daß wir nicht widerrufen müssen.

Ihr Geschenk, welches ich dieses Mal für mich behalte — die letzte Lieferung der Parkkunst bitte ich direct an Frau

Dr Ziegler in Steinegg zu senden — ist mir hoch willkommen, ich will damit danken, was Ihnen doch das Liebste ist: daß ich versuche, wieder etwas Leichtes zu schreiben, für einmal nur ganz für mich — vielleicht geht es.

Seit ein paar Tagen bin ich wieder hier, mit den strengen Vorschriften eines geschickten Frauenfelder Arztes, der, neben dem localen Leiden, Blutarmut diagnosticirte! Mein Enbonpoint soll weg! aber mit Vorsicht. Viel Bewegg! Frühaufstehen! großes Maß in Speise und Trank!

Beiliegendes Msc. werden Sie wohl dem Autor zurücksenden.

Grüße an die l. Ihrigen u. nochmals herzl. Dank für meine elegant gebundenen „Werke".

Ihr M.

---

1 Oct. 1888.

Lieber Freund,

ich benachrichtige Sie, daß ich, gemäß Ihrer Bevollmächtigung vom 2 Aug. heute einen Wechsel auf Sie von M. 800 an Pestalozzi im Thalhof geben werde. Während meiner Abwesenheit habe ich mehrere Besuche verfehlt: Delbrück, Rodenberg, Wildenbruch.

Nun handelt es sich, den Winter zu bestehen, denn auch im besten Falle werde ich sehr langsam genesen. Inzwischen werde ich gut thun, unter meinen Entwürfen den bequemsten u. verständlichsten zu bevorzugen, und das ist doch wohl der Dynast.

Herzlich Ihr M.

---

17 Oct. 1888.

Lieber Freund,

Lassen Sie doch dem Schreiber der Inlage 10 M. aus meinem C. C. durch Schulte von Brühl verabreichen, wenn Sie ihn nicht unwürdig erachten.

Ihre Rechng habe ich beschaut u. werde dieselbe noch einmal prüfen. Ich glaube, sie ist völlig richtig.

wir haben jetzt hier schönes Herbstwetter und ich bin nach Vorschrift viel auf den Füßen.

ich wiederhole: es bessert sich, aber ungeheuer langsam. Mit der Fräulein Nichte habe ich Mitleid u. wünsche Heilg.

der Pariser de Hessem schreibt die Samedi-Revue, von der ich noch nichts gehört habe, werde unsern Mönch im Nov. zu veröffentlichen beginnen. Das ist abzuwarten.

Herzlich Ihr M.

ich glaube, daß die Diagnose des geschickten Arztes in Frauenfeld, den ich consultirt habe, Anaemie d. h. Blutmangel richtig ist. Dagegen hilft nur ein consequentes Regime. Ich hätte weit Bedeutenderes unternehmen wollen, jetzt muß ich das Leichtere ergreifen: den Dynasten, der einen sehr festen Knochenbau hat und fast nicht zu verfehlen ist. Auch bin ich jetzt gerade noch so herunter, um gerne ins Breite zu gehen. Glauben Sie mir, Freund, ich bin nicht gerade wehleidig, ich sage Ihnen: ich habe Unvergeßliches durchmachen müssen.

---

30 Oct. 1888

Lieber Freund,

heute habe ich die Revision des Pescara[1]) besorgt, alles Wesentliche berücksichtigend, und auch Cap. 1 des Dynasten habe ich dictirt, das muß aber noch ganz anders kommen, ich bin total aus der Übung.

Ihr M.

---

10 Nov 1888.

Lieber Freund,

Ihre Beantwortungen der zwei Anliegen sind ganz nach meinem Geschmack. Nicht weniger der Gedanke der Taschenausgaben unserer Novellen, die sich dazu vorzüglich zu eignen scheinen. Geben Sie ihn ja nicht auf!

---

[1]) 4. Auflage.

Der wohlfeile Ankauf der Colloquia macht mir Freude. ich komme von dem originellen Buche gar nicht los.

Die Correcturen des Pescara sind — nach Ihrem Wunsche — lauter Berücksichtigungen der ergangenen Kritiken: ich habe, wie Sie sehen, so knapp als möglich verbessert, um Ihnen keine Ungelegenheit zu machen.

Es ist schön, daß Sie der Kaiserin Friedrich Ihre Parkkunst[1]) schicken: ich bin gewiß, das Buch unterhält sie, meiner Schwägerin — sans comparaison — hat es große Freude gemacht. Schloß Steinegg ist jetzt in sog. deutscher Renaissance glänzend und sehr kostspielig renovirt, doch mir war der alte Schloßbau lieber. Die Grundmauern sind uralt. Ein Wildpark, sehr bevölkert, fehlt auch nicht. Dazu eine der größten Landwirtschaften der Schweiz. . . .

So wohlthätig für mich die Waldluft von Steinegg war, wo ich mehrere Monate blieb, und so herzlich ich dort aufgenommen war, so gerne bin ich in mein Nest heimgekehrt.

Die Verkleinerung Ihrer und Haenels Partei im pr. Landtag wird Sie nicht gefreut haben. ich hier erlaube mir kein Urteil in Reichsdingen.

Sehr herzlich

Ihr

M.

es ist brav von Ihnen, daß Sie die Lyrik kultiviren. Gewiß hat Sie pag. 41 das: Jetzt klapp die schlimmen Bücher zu etc. verlockt.

i ch sehe beim Überlesen, daß i ch jeden Satz dieses Briefchens mit i ch angefangen habe. J ch bitte um Vergebung.

---

3 Dec. 1888

Lieber Freund,

es ist mir gar nicht recht, daß der Weihnachtsmarkt sich so kläglich anläßt. Zwar würde ich mich nicht wundern, wenn sich, ganz abgesehen von dem Druck der Zeit, in dem Ver-

---

[1]) Petzold, E. „Die Landschaftsgärtnerei“. Zweite Auflage 1888. H. Haessel, Leipzig.

triebe meiner Sachen eine Baisse einstellen sollte, nach dem Aufschwung der letzten Jahre, gemäß dem Wandel der irdischen Dinge. Es käme darauf an fortzufahren u. die alten Sachen mit neuen zu heben.

Mein Regime (sehr viel Gehen) raubt mir viel Zeit, das Übel weicht langsam, doch der Mut wächst merklich. ich habe während der schlimmen Tage viel Liebes erfahren u. auch Ihre Freundestreue bleibt Ihnen unvergessen! ich grüße H. Blum freundlichst und bin begierig auf seinen Macchiavell. Die Rez. Telmanns wollen wir auf sich beruhen lassen. Der französische Jenatsch ist, wie ich Ihnen schrieb, trotz vieler Verstöße u. Druckfehler als gelungen zu betrachten.

Die Statuten der P. W. M. Stiftg[1]) habe ich von Frankfurt erhalten u. sie stehen zu Dienst. Der Preis — abgesehen von seinem schönen Betrag — hat mich denn doch gefreut u. die Gesellschaft der 3 Andern genirt mich durchaus nicht, im Gegentheil.

Was die heurigen Annoncen betrifft, bitte ich nur um 2: eine einmalige Angabe sämtlicher Auflagen in der N. Zürcher Zeitg. und eine einmalige in der Allgemeinen (nichts im Zürcher Tagblatt). Dabei kann es dieses Mal sein Bewenden haben.

Die l. Frau empfiehlt sich Ihrer Nichte u. ich, Freund, drücke Ihnen nur noch rasch die Hand, denn ich muß jetzt vorschriftsmäßig ins Freie! Schreiben Sie recht häufig

Ihrem

C. F. M.

---

14 Dec. 1888

Lieber Freund,

den Art. Wolff glaube ich erhalten u. gelesen zu haben: es war in meiner schlimmsten Zeit. Jedenfalls werde ich jetzt,

[1]) Peter-Wilhelm-Müller-Stiftung in Frankfurt, von der C. F. Meyer 1888 die Summe von 3000 Mark als Ehrengabe erhalten hatte.

da mich Neues beschäftigt u. sich meine Flügel leise wieder zu regen beginnen, nicht darauf zurückkommen. Heben Sie mir ihn auf. Haben Sie die Epigramme von Ziel schon erscheinen lassen? ich bin doch neugierig.

Und wie steht es mit dem Roman von Zolling? Hat er in den Zeitungen, wo er jetzt erschienen sein wird gefallen?

Heute habe ich Orden u. Diplom[1]) per Bern und mit einem artigen Compliment unserer Cantonalregierung erhalten. Da der Orden für Kunst u. Wissenschaft gestiftet ist, hindert nichts daß ihn ein Schweizer besitze: im Gegentheil der Prinz Regent hat damit eben so sehr die Schweiz als mich geehrt. Selbstverständlich war es eine vollkommene Überraschg. Von wem sie ausging, weiß ich nicht u. will ich auch nicht wissen, ich halte mich einfach an den Prinz-Regenten und freue mich inzwischen auf meinen Leipziger Weihnachtsstollen.

Ihr

C. F. Meyer.

---

7 Jan. 1889.

Lieber Freund,

Gottlob, ich habe nichts Schlimmes zu berichten (unberufen!) Meine Genesg geht aufs langsamste, aber bis heute ohne Rückschritt von statten. Doch bin ich sehr vorsichtig, auch im Arbeiten, u. thue als ob ich noch manche Jahre vor mir hätte.

Böhtlingk[2]) rührt mich in Wahrheit durch seinen Antheil. Sagen Sie ihm, die Bemerkgen auf dem neuen Blatte halte ich alle für richtig und gelobe Abhilfe in der 5ten Auflage, wenn Pescara sie erlebt.

Es wäre möglich, daß mein Ohr feiner ist für das Französische als das Deutsche, geschulter jedenfalls. So ärgere

---

[1]) Den bayrischen Maximiliansorden.

[2]) Der Sanskritist Otto Böhtlingk, der damals in Leipzig wohnte. Von seinen Anmerkungen zu Pescara findet sich in C. F. Meyers und in Haessels Nachlaß nichts.

ich mich denn über gewisse Vulgaritäten in dem Amulette, das das Journal de Genève in einer rohen aber kraftvollen Übersetzg zu veröffentlichen fortfährt. So z. B. (mein Held redet): j'étais timide vis-à-vis des femmes statt des so nahe liegenden auprès. Vis-à-vis ist erschrecklich gemein. Jetzt sollte de Hessem seinen Mönch gesendet haben, den er so ernstlich versprach. Aber N 1 der Samedi-Revue (5. Jan.) ist nicht angelangt u. ich fürchte, wir hatten es mit einem hableur zu thun. Nun, das wäre zu verschmerzen.

Mit der Freilassg Gefffkens ist mir ein Stein vom Herzen gerollt.

Herzlich

Ihr M.

---

23 Jan. 1889.

Lieber Freund,

ich darf die Beantwortg Ihrer Zeilen vom 19 nicht länger verschieben, wenn Sie mich nicht unwohl glauben sollen, was Gottlob nicht der Fall ist. Dieser trockene Winter ist so günstig wie möglich für mein Übel, das langsam abnimmt u. wogegen mir immer noch brieflich von Unbekannten Mittel angerathen werden. Denn, so schwer man mir anfänglich meine Erkrankg hat glauben wollen, ebenso schwer jetzt meinen Genesungsanfang. Woraus zu ersehen ist, wie langsam die Nachrichten wirken. Freilich ist dies Übel eines der langweiligsten, wie alle wissen, doch darf ich wirklich jetzt zufrieden sein.

Und das Beste, ich arbeite wieder dieses und jenes, zürne es aber freilich auch nicht, wenn mein Nachbar, der alte Forstmeister Orelli auf Langenberg, mir stundenlange Besuche macht.

Doch zur Sache. Die Übersetzg der „Novellen" (ich hoffe Stanley Leather wird die beiden Bände vollständig übersetzen u. nur etwa eine einzelne Novelle in ein magazine geben) ist mir ganz gelegen. Übersetzt ist bis jetzt, wie Sie wissen, davon nur the monk's wedding, Boston 1887 v. S. Adams). Die Übersetzg des Amulet im J. de Genève ist zu Ende er-

schienen und ganz gut bis auf die Stellen, wo mit Degen und Pistole hantirt wird, die unter dieser weiblichen Feder unverständlich geworden sind.

Auf den Ellbo-Einband bin ich begierig, sowie auf „Klatsch", um mir ein Urteil von Z.(ollings) erzählerischer Begabg zu bilden, worüber ich noch gänzlich unwissend bin. Als Mensch ist er recht liebenswürdig.

Herzlich Ihr C. F. M.

zu Ende Ihrer Zeilen, Sie meinen doch, ob ich Ihnen meine Übersetzg (die bei Friedrichs in Elberfeld erschienene) von Thierry's récits des temps mérovingiens verschaffen könnte? Das sollte doch möglich sein: ich selbst zwar besitze dieselben längst nicht mehr, aber eines der von mir meinen hiesigen Bekannten geschenkten Exemplare wird sich doch noch auftreiben lassen. Mit Weglassg der vorderen Hälfte (eine gelehrte Abhandlg) u. Beschränkg auf die „Erzählungen" ließe sich daraus ein hübsches Büchlein herstellen. ich selbst zwar habe keine Zeit, denn nie habe ich mehr eigene Ideen gehabt als jetzt, doch der Vetter, der, während meiner Krankheit, ... ich glaube, könnte die nötige Revision unter meinen Augen besorgen, doch, bitte, verschieben wir das!

in Eile und unter Störg.

---

27 Jan. 1889

Lieber Freund,

ich habe die Frau allein in die Stadt fahren lassen, den Sonntagabend dem Briefwechsel widmend, u. da will ich Ihnen doch gleich zu den heute hier angelangten M. Xenien[1]) glückwünschen, die mich vorzüglich unterhalten aber ja völlig ungefährlich sind.

Nur finde ich Ziel's Menschenwerthung mitunter etwas feindlicher als mir gerecht erscheint und auch mit seinem

[1]) Ernst Ziel, „Moderne Xenien". Ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Strophen. Leipzig, Verlag von H. Haessel 1889.

Tadel des Chauvinismus der heutigen deutschen Jugend bin ich insoweit nicht ganz einverstanden als eben Deutschland jetzt offenbar in eine Machtphase (und darum vorübergehend das Individuelle in den Staat zurück) tritt, was sich später wieder ausgleichen wird.

Auch für die Vernunft (vide „Kirche")[1]) ist mir gar nicht bange, die kann sich schon helfen.

Mad. Henry Serment, die Übersetzerin des Amulett habe ich nun auch zur Übersetzg unseres Pagen für eine Zeitschrift (Buchform ausgeschlossen) ermächtigt. De Hessem in Paris ist — bis auf eine Visitenkarte — völlig verstummt. Entweder absorbirt ihn Boulanger oder sein ganzes Übersetzerthum ist ein Schwindel, was leicht möglich wäre. Sie sehen, wie recht man thut, in den deutschen Schulen schon vor dem Reichsfeind zu warnen! ich nähre mich in diesem (bis auf den Wassermangel) mustergiltigen Winter fast ausschließlich via Hamburg von Meergethier u. Rauchfleisch.

Herzlich
Ihr C. F. Meyer.

---

28 Jan. 1889

eine kurze Nachschrift zu meinem Gestrigen!

heute früh erhielt ich Xenien 2 u. den Pescara, dessen Einband mir sehr gefällt. Sagen Sie Hn Ellbo, daß ich die Zeichng geschmackvoll finde. Stanley Leather hat geradezu das Beste gewählt, freilich auch das Gepfefferteste, offenbar für ein männliches Publikum.

Auf „Klatsch" bin ich wirklich begierig, da ich mir mein Urtheil über Zollinger [2]) als Erzähler noch zu bilden habe.

Ein Ex. der Merovinger werde ich gelegentlich schon auftreiben.

Greinz ist mir, nach seinen Briefen, in angenehmem Gedächtniß. Die von Ihnen bei ihm bestellte Sammlg[3]) kann merkwürdig und auch wertvoll werden.

---

[1]) Moderne Xenien S. 85ff.

[2]) Theophil Zolling, eigentlich Zollinger.

[3]) S. Anmerkung S. 174.

ich gestehe Ihnen, daß ich mich für Baron Roggenbach, der sich hier angekauft haben soll, ebensowenig als für Gefffen begeistern kann. Lassen Sie sich doch in Teufels Namen von Bismark zu einer großen und herrschenden Nation machen!

Herzlich

Ihr C. F. Meyer.

---

12 Febr. 1889

Lieber Freund,

eben habe ich den gefährlichsten Abschnitt der Xenien: Staat Politik Deutschland gelesen, u. kann Ihnen versichern, daß diese, zuweilen hübsch gesagten Allgemeinheiten Sie nicht in Berührg mit dem Staatsanwalt bringen werden. Fürchten Sie nichts: das ist ganz unschuldig.

Was die deutsche Jugend betrifft, so wirkt eben eine große Persönlichkeit mehr auf sie, als Theorien, und auch unsre deutschen hiesigen Professoren, die keine Jünglinge mehr sind, Sie sollten sehen, wie sie (die Professoren) sich zu fühlen anfangen, während sie ihr deutsches Vaterland früher gelegentlich verleugneten. Doch freilich außen ists immer schöner als innen, und auch ich, wenn ich die Schweizer so oft bei Ihnen draußen rühmen höre, erstaune über unsere Tugenden, während ich in der Nähe unsere Kleinlichkeiten sehe u. unsere Steuern (just morgen) zahle, die 2mal so groß sind als die Ihrigen.

Sie sollten mal einen Blick in Spielhagens neusten Roman: Ein neuer Pharao werfen, er behandelt ein verwandtes Thema u. ich dächte, er gefällt Ihnen.

Senden Sie mir ja die Klatsch-Aushängebögen: mehr als Ziel interessirt mich die Wirkg Zollings, dem ich, ohne ihn persönlich zu kennen, sehr wohl will, doch bin ich gar nicht sicher, daß er reüssirt, so sehr ich es wünsche. Es ist, wie Sie sagen, ein Anfang u. dann hat er Gegner, wie ich fürchte. Im Grund — ganz unter uns — hatte Ihr weiland-

Tandem[1]) mehr Begabg (echt poëtische) als diese Zweie, zusammengenommen, wenn ihn auch sein Daemon zwingt, diese hohe Begabung immer ganz verkehrt anzuwenden. . .

Empfehlen Sie mich an Hermann, für den wir uns — vor einem Jahre — so gebangt haben. ich arbeite wieder, bin's aber noch nicht recht gewöhnt.

Schicken Sie mit dem „Klatsch" bald wieder ein liebes Plauderbriefchen

Ihrem M.

---

19 Febr 1889

Lieber Freund,

Die Frau, die gestern an Fräulein Clara schrieb, bittet nachträglich noch um womöglich umgehende Zusendg von 2 Flacons Saft von schwarzen Johannisbeeren für die kleine Milla, die hustet und welcher dieses Mittel, das Sie uns früher geraten u. gesendet haben, wohl thut. Es ist hier nicht erhältlich.

Die Aushängebögen sind noch nicht angelangt. Ich bin doch begierig und zu Zolling so freundlich als möglich gestimmt. Tandem hat neulich in Hamburg, wenn mir recht ist, eine Sammlg: Schmetterlinge[2]) veröffentlicht, d. h. wirkliche Schmetterlinge, einzelne Species schildernd in lyrischer Art, und letztes Jahr in der N. Zürcher Zeitg einen jeanpaulisirenden Roman[3]) von mangelhafter Composition, aber reizendem Detail.

Ihr M.

---

11 März 1889

Lieber Freund,

...Mauerhoff,[4]) für den ich eine Art Neigung habe... er soll von Schiller sagen was er für wahr und heilsam hält

---

[1]) Carl Spitteler.

[2]) Felix Tandem (Carl Spitteler). „Schmetterlinge". Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1889.

[3]) „Das Wettfasten von Heimligen".

[4]) Mauerhof, E., „Ursprung und Zweck der Poesie".

(Otto Ludwig hat es auch gethan), aber die Mütze in der Hand!

---

12 April 1889

Lieber Freund,

es ist mir immer ein Schrecken, wenn ein Anfänger mein Gesicht plastisch oder graphisch verwendet, weniger noch wegen der möglichen Mißhandlg desselben, sondern in der Befürchtg, der Mann verrechne sich im Erfolg, der ja beim Portrait von der Notorietät des Gegenstandes abhängt. Drum habe ich mich auch, Baur gegenüber, wohlwollend zurückgehalten, wäre aber doch herzlich froh, wenn Sie etwas für den mir übrigens — bis auf seine Arbeit, über deren Technik ich kein Urtheil habe, die mir aber einen freundlichen Eindruck macht — Unbekannten thun könnten.

Daß es einmal zu einer Ebbe im Verlangen nach meinen Sachen kommen müsse — denn diese werden schwerlich von Ihrer Klage unberührt sein — wußte ich längst. Halten Sie sich an Klatsch bis ich wieder da bin, mit etwas Neuem u. fliehen Sie die Remittenden, es ist ein guter Gedanke! Entführen Sie Frl. Clara nach Baden-Baden, dann, nach ein paar Tagen zurückkehrend, haben Sie sich über nichts Einzelnes mehr zu ärgern, sondern nur über das Ganze als fait accompli.

Die Frau ist mit der Kleinen in Baden (Aargau), ich denke nicht vor Sommer zu reisen — das Frühjahr ist mir lieb hier — und dann hoffentlich in die Berge.

Herzlich

Ihr M.

---

23 April 1889

Lieber Freund,

hier sende ich Ihnen den kl. Nekrolog Platers, meines Nachbars.[1]) Heute habe ich noch den Todten gesehen; er lag

[1]) Neue Zürcher Zeitung, 23. April 1889.

schwarz angekleidet u. sah sehr würdig und schon ganz weltfremd aus. Er starb unter dem Gesinde und bis jetzt ist noch kein Verwandter noch Freund angelangt. ich verliere an ihm eine lange, liebe Gewohnheit, u. einen guten, liebenswürdigen Nachbar.

es ist gut, daß Ihre Klage die Interna des Buchhandels, nicht Ihren Verlag betrifft. Wie geht es dem „Klatsch"?

An dem von Ihnen erwähnten Gerücht über mich ist schon etwas Wahres. übrigens friste ich mich so von Tag zu Tag u. denke nicht in die Ferne.

Ihr M.

---

3 Juni 1889

Auch ich, l. Freund, war auf Nachricht begierig, wollte Sie aber erst nach Hause kommen lassen u. wartete auf eine Zeile aus Leipzig.

es freut mich, daß die Buchhandelwirren sich jetzt leidlich gestalten, weniger aber die zahlreiche Rückkehr der Novellen,[1]) auf deren Verbreitg ich aus den dort entnommenen vielen Beispielen im 1. Halbband des deutschen Wörterbuches von Moriz Heyne (S. Hirzel) glaubte schließen zu dürfen.

Es ist mir dieses um so unangenehmer, als die möglichste Tiefe, mit der ich den Vinea[2]) fasse, ihn nur langsam wird entstehen lassen.

Im übrigen darf ich nicht klagen, da ich mich leidlich befinde u. besonders mein Hauptübel sich gänzlich bessern zu wollen scheint.

Aus einem neuen Kataloge Hoepli's in Mailand sehe ich, daß er den italienischen Pescara vorbereitet. Auch ein französischer ist in Arbeit, wie Sie wissen.

Wir denken an einen Aufenthalt in San Bernadino (Misox). Hier spricht man von nichts als der Weltausstellg.

Herzl.

Ihr C. F. M.

---

[1]) „Novellen" von C. F. Meyer. Zwei Bände. Erste Auflage 1885, zweite 1888.

[2]) Nie vollendet. Vergl. Adolf Frey, „C. F. Meyers Petrus Vinea". Deutsche Rundschau, Februar 1901.

10 Juni 1889.

Lieber Freund,

es ist denn doch nicht so gefährlich, mir von Krebsen zu schreiben, nur belästigt mich mitunter der Gedanke, daß ich auf meinen gegenwärtigen Wegen mich dem materiellen Erfolg eher abwende, während ich mit dem Dynasten unfehlbar einen solchen gehabt hätte. Und gewiß mehr für Sie als mich.

Herodes u. Mariamne, Gyges, die Bernauerin u. Michel Angelo[1]) habe ich erhalten u. mit großem Interesse gelesen. Es sind merkwürdige Sachen, Einzelnes, wie Sie selbst wissen, von hohem Werte und, abgesehen von jedem Endurteil, ein höchst interessantes Studium. Dieselbe Abneigg, welche Sie gegen die zwei Sonderlinge[2]) hegen, habe ich — seltsamerweise — gegen Grillparzer, aus dem entgegengesetzten Grunde, jene zwei sind zu reflectirt, der Wiener zu sinnlich.

Es ist noch nicht ganz fest mit Bernardino. Die Rücksichten für die Frau u. auf die Ferien der Kleinen haben auch mitzureden. Böklin hat hier eine keusche Susanna ausgestellt: ein entsetzlicher Hohn auf die Juden, ein barokkes, aber technisch vollendetes Bild. Schreiben Sie bald wieder ein Wörtchen! Wie steht es mit „Frau Minne"?

Ihr F. M.

---

16 Juni 1889

Beiliegend das Gewünschte.

Lieber Freund,

ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Bemühg um Otto Ludwig und erinnere nur, daß ich bloß seine dramat. Sachen zu erhalten wünsche, da ich seine Romane und Shakespearestudien u. dramatischen Nachlaß (d. h. Fragmente und Pläne) besitze. Ludwig und Hebbel — so verschieden sie sind — halte

---

[1]) Die er von Haessel verlangt hatte.

[2]) Otto Ludwig und Hebbel.

ich für ungefähr gleichwertig. Beide sind im höchsten Grad interessant, als Stufen zu einem deutschen Drama der Zukunft bedeutend, beide ein bischen verschroben, da ihnen warme u. reiche Natur mangelt, beide, besonders Ludwig, als Menschen achtungswert u. liebenswürdig.

Das fragl. Bild Boeklins, dessen (Boeklins) groteske Ader mich übrigens belustigt, ohne mir sympatisch zu sein, trifft noch ganz andere Dinge als bloß die Juden, an denen niemand weniger als ich zu nörgeln gestimmt ist. Ich kenne sie in verschiedenen Sorten, z. B. auch als Aufkäufer und Zerstückler mehrerer meiner Nachbarsgüter u. lasse sie gelten. Ihre weltgeschichtl. Rolle bestreite ich am wenigsten.

ich bin recht froh, daß die Weiterungen mit dem Reiche wegen des Falles „Wohlgemut" sich wieder zu geben scheinen. Jede Veruneinigung der Schweiz mit Deutschland ist mir peinlich, fast wie ein persönl. Verdruß. Die Fehler scheinen mir hier getheilt.

Die romantische Bibliothek ist, glaube ich, zweimal zu überlegen. Sie müßten da jedenfalls eine sehr geschickte Hand gewinnen und auch dann weiß ich nicht.

Sobald ich entschieden bin über meinen Sommeraufenthalt, erfahren Sie ihn. Bernardin steht im Vordergrund.

Ihre Betrachtungen über den Dynasten habe ich mit Überlegg gelesen. Wir wollen erst sehen, wie die Bergluft wirkt. Die gibt Klarheit, wenigstens früher wirkte sie so auf mich.

Herzlich

Ihr M.

P. S. Rechts u. links von mir werden kostbare Villen entstehen: die stadtwärts steigt schon aus dem Boden, die andere kommt an die Stelle des Plater-Hauses, das wahrscheinlich fällt.

---

27 Juni 1889

Lieber Freund,

es ist hier wieder das alte Treiben täglicher Besuche, Frl. François z. B. war hier, die mir — diese — willkommen

war, da wir uns wohl leiden mögen, doch auch meine Lebenskraft wächst wieder, ich glaube und sehe, welch ein Gut sie ist. Dagegen liegt mir der Deutsch-Schweizerische Handel gar nicht recht. Das Recht ist getheilt u. es wäre zu traurig, wenn durch Verlängerung feindseliger Zustände eine Verbitterung einrisse. Hoffen wir das Bessere.

ich freue mich, in der Einleitg zum Liederfrühling aus Tirol[1]) das hübsche Verhältnis zwischen Ihnen und Gilm erzählt zu finden. Dieser meint, er wolle mir das Buch widmen. ich weiß aber nicht, ob ich als ein Conservativer der Mann dazu bin. Was denken Sie? ich hätte schon Lust anzunehmen, da ich das Tirol lieb habe u. sehr hübsche Sachen in dem Strauß sind.

ich muß schließen, da eben Schwester Betsy anlangt u. lege eine Kleinigkeit, natürlich unsere Kleine bei.

Nun ist aber auch die Aufenthaltsfrage so gut wie entschieden: Wir gehen Mitte Juli für 3—4 Wochen nach S. Bernardino (val Misocco) Bünden Hôtel Brocco. Selbstverständlich wird dort Ihr Besuch willkommen sein! ich bin heute recht wohlgemut! — verdammter Name des Polizeidirectors, der uns die Suppe eingebrockt hat.

Herzlich Ihr M.

Schreiben Sie gleich ein Zeilchen!

---

2 Juli 1889

Lieber Freund,

So habe ich denn heute einen Wechsel von RM 800 (500 Novellen laut Brief v. 1. Juni 300 Jenatsch 13 laut Brief vom 29) auf Sie gezogen. Die vielen Aufl. des Jenatsch machen mich nachdenklich.

Für Ludwig danke ich recht herzlich. Da er, wie Sie, ein Sachse ist, schenken Sie mir einen Landsmann u. ich nehme ihn doppelt gern von Ihnen.

---

[1]) Greinz, R. H. „Liederfrühling aus Tirol". 1889. Haessel, Leipzig.

Schreiben Sie Greinz, daß Sie wissen, die Widmg würde mir Freude machen. ich habe ihm wohl etwas zu zurückhaltend geantwortet u. bin ihm auch noch Dank schuldig für sein neues Buch über die tragischen Motive[1]), wo er freundlich von mir redet. In dem Tyroler Straußе sind sehr schöne Sachen, voraus von Gilm.

Die Annonce von „Frau Minne" ist sehr geschickt. Sagen Sie mir doch einmal, wie Zolling eigentlich aufgenommen wird. Die neueste Nov. von Spittler in der N. Zürcher Z.[2]) will mir — trotz großen Talentes — nicht recht einleuchten.

Die Celbo-Einbände verdienen noch eine Zeile besonderen Lobes.

es freut mich, daß Sie den deutsch-schweiz. Conflict nicht allzu hoch anschlagen. Immerhin ist er, für die Zukunft, nicht ohne Bedeutg.

Herzlich

Ihr C. F. M.

Der Weg nach Bernardin ist einfach von Italien aus. Sie ziehen nach Bellinzona und gehen von dort durch das Misox.

Samstag Abend 6 Juli 1889

Lieber Freund,

eben habe ich Gottf. Keller, der, wie es heißt, seinen Geburtstag nicht hier sondern irgend wo ganz im Stillen verbringen will, schriftlich u. von Herzen beglückwünscht u. beantworte gleich noch Ihre Zeilen.

Die Vergleichg Kellers mit Jean Paul, die von Vischer stammt ist gewiß zulässig nur nicht für den Styl, der bei Keller von höchster Klarheit ist. Es ist recht, daß Sie den Titan lesen: es ist J. P.s Bestes u. wenigstens eine Figur, der Roquairol, ganz vorzüglich.

---

[1]) Greinz, R. H. „Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethes Tode". 1889. Piersons Verlag. Dresden.

[2]) „Der Neffe des Herrn Bezenval". Novelle von Carl Spitteler.

Die kleine Romantiker Bibl., die Sie projectiren bedarf voraus eines guten Redactors u. ich glaube Greinz wäre dazu wohl geeignet; es ist mir lieb, daß die harten Worte gegen Pichler wegfallen. Danken Sie Greinz in meinem Namen dafür. Eichendorf, Tiek-Phantasus, Arnim, Brentano, Novalis? nicht über 10 Bändchen u. lauter Novellen, mit guten Einleitungen — das sollte gehen.

Mir ist wohl zu Mute, daß mit der Kündigung des Niederlassgsgesetzes der Deutsch-Schweizerische Span offenbar beglichen ist, ich mag sonst den jungen Kaiser in seiner Jugendlichkeit, aber das war zu scharf und die Lohnschreiber der Norddeutschen Allgem. haben mich diesmal denn doch aufgebracht. Welche Kerle und was für ein Styl! . . .

Gegen die 7 Bändchen Taschenausgabe u. Ihren weiteren Vorschlag habe ich durchaus nichts einzuwenden. ich finde es billig und vernünftig so.

Ihr C. F. Meyer.

Hôtel Brocco, S. Bernardino Bünden 17 Juli 1889

Lieber Freund,

hier sind wir gestern glücklich angelangt u. gut aufgehoben à l'Italiana, 4 Personen: die Frau, ich, Milly mit einer Gespielin (Cousine). Seit 2 Jahren (Mürren 1887) athme ich zum ersten Mal wieder Alpenluft. ich glaube wohl, daß Sie den Bergübergang kennen. Das Dörfchen liegt wenig jenseits oben im Misox, das sich gegen Bellinzona öffnet: wenige Häuser mit einem tempelartigen in Ruinen fallenden Gebäude — einem vor 20 Jahren begonnenen u. dann stehen gebliebenen Kirchenbau, der sich in dieser Berglandschaft dem Gedächtnisse einprägt. Splügen, wo ich durchkam, rief mir unser kurzes dortiges Zusammensein 1885 vor vier Jahren, wenn mir recht ist, ins Gedächtniß: es war das Jahr der Richterin.

Nun müssen Sie mir schon wieder einen Gefallen thun: ich hatte von Ziegelbrücke-Chur (Blitzzug) einen recht angenehmen Reisegefährten, Adresse beiliegend, dem ich einen Jenatsch 13 versprochen habe, damit er auf eine angenehme Weise Bündner-Geschichte lernen könne. Lassen Sie mich ja nicht im Stiche: Sie wissen, mit preußischen „Officiers" ist nicht zu spaßen. Im Ernst, ich war in guter Reiselaune u. wenn ich mich hier erhole, kommt es Ihrem Verlag, der herhalten muß, auch wieder zu gute.

Während Sie den Titan lesen, habe ich einen Band Jeremias Gotthelf mitgenommen, den ich früher nicht recht mochte, mit dem ich mich aber jetzt zu befreunden anfange.

Schreiben Sie mir eine Zeile hierher, ich bitte

Ihr M.

San Bernardino (Bünden) Hôtel Brocco 20 Juli 1889

Lieber Freund,

Ihre Zeilen vom 14. haben mich, wie Sie dachten, hier oben gefunden und lebhaft interessirt durch die Beilage von Greinz über Ihre Romant. Bibliothek. Ein Vorwort u. je ein paar Seiten Einleitg genügen vollständig. Daß so manches halb oder ganz Verschollene herbeigezogen werden soll, kann das Unternehmen nur fördern.

Die Taschen-Band-Ausgabe der Novellen scheint mir nicht ohne Aussicht zu sein u. jedenfalls wird sie der Gesammtausgabe eher nützen als schaden.

Da ich nun doch wieder in die Lande meines Dynasten[1]) geführt worden bin — er beherrschte auch einen Theil von Bünden — so werde ich denn doch wohl unter diesen frischen Eindrücken den Roman beendigen, wozu ich noch ein Jahr

[1]) Der Graf von Toggenburg.

brauche. Nicht die großartige Fabel, wie sie sich mir gestaltet hat, d. h. die Seelenvorgänge in der Hauptperson sind mir ersorglich, sondern das Kostüm, der geschichtl. Wust und Alle das, was in den andern hist. Romanen die Hauptsache, mir aber lästig ist. Doch auch dies Letztere werde ich, des lieben Lesers wegen, sorgfältig u. reichlich behandeln. Man kann mit Liebe das Stofflichste beseelen.

Merken Sie sich, l. Freund, daß wir — Schicksal vorbehalten — bis 15 Aug. hierbleiben.

Herzlich

Ihr M.

---

1 Sept. 1889.

Lieber Freund,

da er mir gerade durch die Hände läuft, sende ich Ihnen den immerhin merkwürdigen Brief Vischers[1]) über Engelberg u. mache Ihnen denselben sogar zum Geschenke. Heben Sie

---

[1]) Verehrter selbst Meister!

Diese Dichtung habe ich noch nicht gekannt, jetzt mit tiefem Seelengenuß gelesen. Scheinlegende in unerbittliche Lebenswahrheit aufgelöst und wieder in ächten Goldschein der schönsten Legende aufsteigend. Ihr altes Thema: Kraft ist die Parole des Lebens, denn es ist herb, es ist grausam! in neuer Gestaltung und im Festkleid von Rhythmus und Reim. Die reinsten Funken aus Stein, aus Granit geschlagen, streng, straff und doch tief weich, innig rührend. Alles mit großer Natur, Gebirgsnatur, tief ineinsgeschaut. — Täuschungslos ächt ideale Täuschung. Ein Engel — nein, ein Mensch, ein menschlich Weib, Schattenwolke des Fluches über ihrem Leben, die Wolke löst sich in Himmelslicht, in welchem die Geprüfte, Bestandene wie ein Engel verschwindet.

Ich nenne Sie Tacitus der Novelle.

Dießmal Tacitus der tiefernst ironisirten, nur um so wahrhafter erbauenden Legende in Versen.

Alle besten Wünsche für immer gleiche Stimmung und Kraft!

Herzlich grüßend
u. dankend

Ihr

Fr. Vischer.

Stuttgart 13 Dec. 1886.

ihn auf, ohne Gebrauch davon zu machen, am wenigsten zur Empfehlg des Büchleins.

Das Taschenformat gefällt mir u. wird hoffentlich Erfolg haben. Hutten 1—4 sendet der Vetter zurück und ich bitte, genau danach zu verfahren, ich habe äußerst wenig geändert (aus Klarheitsgründen) u. zwei Aenderungen, die, ich weiß nicht durch wen, hineingekommen sind, habe ich, als gelungen, adoptirt. . . .

. . . Gestern war ich bei meinem alten Freunde Forstmeister Orelli, der gegenwärtig mehr als 100 Rehe, Hirsche und Gemsen in seinem Parke hat im Langenberg[1]), am Albis. Die Fütterg war sehr schön.

Herzlich Ihr M.

---

letzten Sept. 1889

Hier, lieber Freund, das Ende von Engelberg. Bitte, nehmen Sie sich der Corr. an. Besonders 81. Schon hat er fast das Roß erreicht, Als Engel, bittend und erbleicht, Herführend an der blut'gen Hand Den trotz'gen Jüngling, vor ihm stand . .

ich sende die betreffende N von D. Dichtg.[2]) Ja wohl thun Democraten u. Klerikale zusammen. Das ist bei uns gar nichts Neues. Aber das darf Sie nicht sich erkälten lassen gegen Ihre Romant. Bibl. Da bin ich denn doch weniger wankelmütig: trotz häufiger dramat. Anfechtungen und trotz lästiger hist. Lectüre, deren Herbeischaffg sonst dem Vetter obliegt, dessen Ischias aber reeller ist als ich nicht dachte — trotz alledem halte ich fest an dem Dynasten, was Ihnen Ihr Unwohlsein vergüten möge. Bitte, berichten Sie bald wieder u. tragen sich Sorge! Sehr Sorge! . . . .

---

¹) Im Sihltal bei Zürich.

²) Deutsche Dichtung, Band VII, 1 Heft, 1 Okt. 1889. Darin von C. F. Meyer die Gedichte: Noch einmal, Pergoleses Ständchen, Mein Stern, Zum Totentanz, Die gelöschten Kerzen. („Zum Totentanz" trägt in den Gedichten den Titel: „Der Tod und Frau Laura".)

Minne werde ich gerne lesen. Zu Weihnachten schenke ich Ihnen (nur damit Sie es sich nicht etwa anschaffen) die Schweiz. Portrait-Gallerie von Orell-Füßli. Die Köpfe werden Sie belustigen oder auch interessiren. Die Plater-Geschichte wird schwer zu entwirren sein.

Herzlich

Ihr M.

---

4 Oct. 1889

Lieber Freund,

Gewiß werde ich, ohne Ihr Vorwissen, in Zukunft keine Stenographen mehr autorisiren. Man appellirte an meinen Patriotismus.

Die Zeile an Frey geht mit einer beigefügten von mir ab. . . . Selbst davon anfangen, wäre indelicat, denke ich. Mir thut es leid.[1])

Daß Ihnen Mein Stern am besten gefallen werde, das war nun schon zu raten, wenn man Sie kennt. Mein Bildniß in der Schweizer-Portraitgallerie ist auch gar nicht schlecht (nach derselben Photogr.) Die Preiserniedrigung der 3 Naville[2]) ist sehr recht.

Frau Minne[3]) die ich in meinen Mußestunden lese, erst 1/3 gelesen, ist wieder recht frisch u. im besten Sinne realistisch geschrieben. Ein gewisser Erfolg kann dem Buche gar nicht entgehen, denn es ist kurzweilig. Zollings Feinde sind das Rohe und das Flache, aber er hat Beobachtg u. Fleisch u. Blut und einen festen Griff, wie er den Stoff anpackt.

Den Pilgerim besitze ich gegenwärtig nicht, da ich alles

---

[1]) Haessel hatte mir eine neue, vermehrte Ausgabe meiner Gedichte spontan vorgeschlagen, dann aber den Vorschlag zurückgenommen.

[2]) „Christus", „Der himmlische Vater", „Die Pflicht", alle drei in Haessels Verlag.

[3]) „Frau Minne", Roman von Theophil Zolling.

zu verschenken die schlechte Gewohnheit habe u. setze etwas anderes Passendes her:

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat thun,
Bevor ich geh' im Grabe ruh'n?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

C. F. Meyer.

Es ist spät geworden. Morgen soll ich auf der Au speisen zur Feier des 14 Jahrestags meiner Hochzeit.

Ihr

C. F. M.

---

5 Oct 1889

Lieber Freund,

ich habe Frau Minne beendigt und lasse es nicht morgen werden, ohne Ihnen mit einer Zeile wenigstens meine Meing über das Buch gesagt zu haben, die Sie durchaus für sich behalten. Zolling sagen Sie einfach, Minne sei ein technischer Fortschritt über Klatsch, was nur die Wahrheit ist. Das Buch ist sehr gut gemacht, sehr kurzweilig u. ganz „Berlinerroman". Die Handlg mit Kraft geführt. Es ist Lindau fast oder ganz gleichwertig u. mahnt an französische Muster. Doch konnte die Katastrophe (letzte Ballszene) besser erfunden werden und der Schluß überhaupt ist zu breit geraten. Keine der Hauptfiguren, der Held am allerwenigsten, ist zur Individualität vertieft, selbst die Baronin nicht, es sind Typen. Weit besser sind einige Nebenfiguren, Stocker z. B. und die Italienerin u. allenfalls auch die Jule.

Mein Hauptbedenken aber gegen den Ernst des Buches ist, daß sein Held durchaus nicht an der Stumpfheit der

Welt, die er schon überwände, sondern an seiner Liebschaft zu Grunde geht.

Das Modellstehen und die anderen „Reize" lasse ich dahin gestellt, aber ich kann ein Lächeln nicht verwinden, daß in den Sternen geschrieben war: mein lieber alter jungfräulicher Haessel wird Frau Minne verlegen.

Herzlich

Ihr

C. F. Meyer.

---

22 Dez. 1889

Also doch ein Stollen, bester u. unberechenbarster aller Sterblichen. und er sei willkommen! Den Bergwald hat mir eben meine Kleine vorgesungen. Betsy ist aus Genf zurück. Sie sah dort in einer Pracht-Biographie von Ricasoli einen ihrer Briefe abgedruckt.... Mich erfreuten in den letzten Tagen manche Beweise von Anhänglichkeit besonders aus Deutschland u. ich bin Gottlob in guter Stimmg trotz der hier d. h. in Zürich herrschenden Influenza — Gutes Fest!

Ihr M.

---

30 Dez. 1889

ich bin überhäuft, lasse aber das Jahr nicht enden, ohne Ihnen für Ihre treue Freundschaft gedankt u. mir deren Dauer (ich meine natürlich nur durch Lebenbleiben, ein anderes Ende derselben ist unmöglich) gewünscht zu haben. Geben Sie mir die Hand! Frey war hier, sehr lieb! Vergessen Sie ja Dürckheim mit sämtlichen meiner Novellen Eelboband nicht. Es liegt mir daran. Die Influenza ist hier herum überall, bis jetzt blieben wir — bis auf die Dienstboten — ziemlich unberührt. Ricasoli (4 und mehr Bände)[1]) schwer erhältlich.... ich bin angestrengt beschäftigt, etwas (hof-

---

[1]) „Bettino Ricasoli, lettere e documenti", herausgegeb. von Tabarrini e Gotti.

fentlich nichts Kleines) hoffe ich — wenn ich gesund bleibe — bis Juni zu vollenden. Heil u. Segen!

---

15 Febr. 1890.

Lieber Freund,

Ihre über alles Erwarten günstigen Eröffnungen über die neuen Ausgaben sind mir sehr angenehm und ich, wie immer, mit Ihren Anordnungen einverstanden. Besonders erfreut mich ed. 4. der Gedichte, der ich gerne, in Gruppirung u. Vermehrg alle Sorge angedeihen ließe u. die Zeit reicht ja bis Oct, ich lasse es nicht aus dem Auge.

Sehr wichtig ist, daß im Herbst etwas Neues da stehe u. ich werde mir alle Mühe geben. Nur bin ich eben vielfach abhängig, zuerst von meiner Gesundheit. Die erforderliche viele Leibesbewegung ermüdet am Ende u. macht nicht gerade zu feiner Geistesarbeit tauglich — und auch der handlangernde u. botenlaufende Vetter mangelt mir der denn doch sehr bequem war —

Die Post geht ab u. ich muß kürzen.

Wie alles Sterben, war auch das meines l. alten Forstmeisters[1]) von grausamen Umständen begleitet, . . am Ende förmliches Ersticken.

Montag bin ich 2 Stunden lang an Kellers Bette gesessen. ich dächte, das Frühjahr sollte ihn wieder emporbringen.

Nun noch, l. Freund, 2 Anliegen, deren letzteres mir wichtig ist.

1. Bitte, zahlen Sie, da mein C. C. bei Ihnen sich nachfüllen wird, an Joseph Kürschners Selbstverlag Stuttgart ℳ 6.60 für den heurigen Literaturkalender und —

2. verschaffen Sie mir beförderlichst bei Engelmann, Leipzig aus Webers Allgem. Weltgeschichte ed. 2 den Band oder die Bände, welche Heinrich IV u. V (die salischen Kaiser)

---

[1]) v. Orelli.

u. den Staufenkaiser Friedrich II enthalten. Jeder Band ist nämlich einzeln verkäuflich laut Annonce.

Ihr gegenwärtiger Kaiser gefällt mir geradezu, das sollen Sie wissen.

In höchster Eile, herzlich

Ihr M.

---

21 Febr. 1890

. . . ich habe im Concert die Bekanntschaft Böklins gemacht. Er hat viel Feuer für einen Sechziger.

---

1 April 1890.

Lieber Freund,

ich muß mich schon bei der Arbeit halten — Zerstreuungen gibt es ohnedies genug, wenn ich bis Juniende etwas zu Stande bringen will, was doch, aus verschiedenen Gründen, sehr wünschbar wäre. Wem der Rundschau-artikel gegeben werde, darein glaubte ich, mich nicht mischen zu sollen, bin nun aber sehr zufrieden, daß Frey, von dem ich mich nur des Besten versehen darf, ihn erhalten hat. Dieser bittet, Sie für ihn um eines meiner Holzschnitt-Bildnisse anzugehen, u. ich hoffe, Sie werden ihn berücksichtigen, da ihm daran zu liegen scheint.

Bei Ihnen steht es gut, ich wette, u. auch hier gar nicht schlecht; nur reicht die Zeit nirgends.

Eben verließ uns Frau Spyri mit der wir ein paar heitre Stunden verlebt haben, auch sonst — und nicht immer so erfreulich — fängt es wieder an, in Kilchberg lebendig zu werden. Die Witterung ist herrlich.

Gutes Fest.

Herzlich Ihr

C. F. Meyer.

Eine umgehende Zeile, l. Fr., wenn Sie mir auch nichts werden zu melden haben.

---

5 Apr. 1890.

Lieber Freund,

Ihre gestrige Sendg, leider ohne Begleitzeile, kam zwischen die Festtage sehr willkommen. Die indische Poetik[1]) hatte für mich — abgesehen von dem Namen des Verfassers — den Reiz des Seltsamen u. phantastisch Spitzfindigen, gelegentlich auch Absurden im höchsten Grade. ich habe es in einem Zuge gelesen u. nicht minder in einem fort die Abhandlg Molière Congreve[2]), von einem sehr verschiedenen Geist. Eine so exacte Anwendg von Rubrik u. Tabelle in der Literaturgeschichte ist mir noch nie vorgekommen. Den Beweis seiner Gründlichkeit hat der Verfasser jedenfalls geleistet. Sein Respect für Molière hat mich gefreut.

Der l. Frau geht es wieder ordentlich u. ich fühle nun doch die Wirkg des Frühlings u. nütze die Tage.

Den Holzschnitt (mein Bild) für Frey bitte ich nicht zu vergessen, er hat mich lange darum angegangen.

In dem Geber-Verzeichniß für Lingg figurire ich als Consul Ferdinand Meyer, was mir sehr geschmeichelt.

Gutes Fest

Ihr M.

---

18 Mai 1890.

Lieber Freund,

ich beantworte jetzt gerne umgehend, da ich vorweg erledigend Zeit gewinne für mein Arbeiten, das crescendo geht, u. die vielen Besuche. Zuerst kommt die Renaissance-Novelle u. danach wollen wir sehen. Immerhin darf ich jetzt nicht klagen. Auch an dem Toggenburger dürfen Sie nicht verzweifeln.

Es ist mir eine Beruhigung daß die Messe nicht allzu schlecht verlief. Daß Sie noch ein Geschäft in Berlin erwerben

---

[1]) Dandin's Poetik (Kâvjâdarça). Sanskrit und deutsch herausgegeben von O. Böhtlingk. Leipzig, H. Haessel 1890.

[2]) Bennewitz, Alex. „Congreve und Molière. Literarhistorische Untersuchung“. Leipzig, H. Haessel 1890.

wollen, hat mich — gestehe ich, verblüfft. Sie müssen noch ein großes Kraftgefühl haben! Nun, Hermann wird auch da sein . . .

Ebers hat mir einen sehr freundlichen und würdigen Eindruck gemacht. Allerdings ist er körperlich leidend, doch fällt sein langsames Reden nicht unangenehm ins Ohr. Geistig ist er durchaus frisch u. hat, wenn ich nicht irre, wieder etwas Aegyptisches auf dem Webestuhl.

Eugen Zabel schreibt mir aus Berlin, daß sein Essay[1]) druckfertig sei u. wünscht sich ein Ex. Prachtausgabe des Hutten als Lohn seiner Arbeit „zum Buchhändlerpreise". ich denke, Sie schenken es ihm nach Erscheing des Essay.

Langewische will ich, Ihnen zu gefallen, recht freundlich empfangen.

Von mir brachte die Nummer vom 15 Mai der Deutschen Dichtg ein Frühlingslied,[2]) das Ihnen wohl nicht mißfällt. Planta's Drama Jenatsch[3]) ist, glaube ich, älter als unser Roman.

Ihr

C. F. M.

---

8 Juni 1890

Lieber Freund,

was bedeutet das, daß Sie gar nicht mehr schreiben? Sie sind doch nicht krank, die Messe ist vorüber. Es ist wohl Ihr Kauf in Berlin, der Sie erfüllt. Wenn es nur nicht die ekle Xgeschichte ist! Nur zur Beruhigung meines Gewissens wiederhole ich, daß ich ein Liegenlassen derselben für weit das klügste hielte, daß mir aber, wenn doch etwas darüber veröffentlicht werden muß, die Einsicht in dasselbe vor dem Druck sehr erwünscht wäre.

---

[1]) National-Zeitung. Mai und Juni 1890.

[2]) Lenz, wer kann dir widersteh'n. Deutsche Dichtung, VIII. Band, 4. Heft, 15. Mai 1890.

[3]) Peter Conradin Planta. „Rhätische Parteigänger. Hist. Schauspiel". Frick, 1864.

Lechner in Wien klagt, Sie hätten seine Bitte um mein Bild unberücksichtigt gelassen.

Eben hat mich die Schwester verlassen (nach einem längeren Aufenthalt) der ich viel dictirt habe, wohl das erste Drittel der heurigen Novelle: Angela Borgia u. auch ein Kapitel zum Grafen Toggenburg. Die erstere hoffe ich im Herbst zu vollenden, doch weiß ich nicht, denn es ist superfeine Arbeit u. ich werde vielfach abgezogen.

Nun komme ich noch auf etwas, woran mir viel liegt u. wovon Sie die beiliegende Karte unterrichtet. Es ist auch in Ihrem Interesse, da das fragliche Wörterbuch ein ausgezeichnetes Werk ist u. in alle Hände kommen wird: ich lege Ihnen die Sache ans Herz. Senden Sie sofort u. legen Sie die inliegende Karte an Sie der Sendg bei, um dieselbe zu motiviren.

Und schreiben Sie bald

Ihrem C. F. M.

---

21 Juni 1890

Lieber Freund,

Das Druckblatt scheint unverfänglich, da es nur die Thatsachen erzählt, nur die Ironie des Schlußsatzes dürfte vielleicht wegbleiben.

Wir wollen hoffen, daß Hermann Ihnen erholt zurückkömmt.

Es handelt sich nicht um einen Angelo sondern eine Angela Borgia a), als Gegensatz zur Lucrezia b) behandelt, zu viel a) u. zu wenig b) Gewissen. Die Geschichte bietet einige Anhaltspunkte. Angela hat existirt.

ich fürchte, ein Schloß, selbst das schönste, gilt im Thurgau[1]) nicht mehr als bei Ihnen.

Frey's Salis ist 1889 bei Huber Frauenfeld erschienen. Ein sehr gutes Buch.

Herzlich Ihr M.

Zur Auflösung des Berliner Handels gratulire ich bestens.

[1]) Steinegg, dessen Besitzer, C. F. Meyers Schwager, damals starb.

29 Juni 1890.

Lieber Freund,

ich erinnere mich, Ihnen ein Autograph versprochen zu haben u. lege etwas noch Ungedrucktes bei, eine Art Hochzeit-Marsch, der natürlich ein Gelegenheitsgedicht ist.

Es ist wahrscheinlich, um von Hochzeit zu Erbschaft (negativer) überzugehen, daß die Familie für einmal Steinegg behält.

Was meine neue Novelle betrifft, kann dieselbe nur allgemein angekündigt werden. Zwar der Titel (und vorsichtigerweise darf auch der Titel nicht verraten werden) steht fest: Angela Borgia, aber die Zeit der Beendigung derselben ist nicht zu bestimmen, da der Stoff delicater Natur ist u. ich langsam arbeite. Von Juli — Augustmitte haben wir Rigischeidegg in Aussicht genommen, um in der Nähe zu bleiben, da manigfaltige Bauten hier vorzunehmen sind.

Herzlich

Ihr M.

1890.

Lieber Freund,

ich bin Ihnen dankbar für Ihre Bemühg wegen des Goethejahrbuches, das ich ungern entbehre. Es freut mich, daß Ihnen „Brautgeleit"[1]) gefällt. „Sie sind dich" oder „sie sind du?" das ist die Frage. Ein anderes Gedicht von mir steht in der „schönen, blauen Donau" 13 (neuestes Heft). Sie wundern sich über die Lokalität. Zufall.

Rigischeidegg wurde wegen der Nähe gewählt, da inzwischen hier gebaut wird u. Gesindewechsel stattfindet.

Gegen ein kurzes Entrefilet, in der Gegenwart, ungefähr in folgender Fassg: C F Meyer, dessen Gesundheit sich gebessert hat, hofft, wie wir erfahren, noch in diesem Jahr eine neue Novelle zu vollenden. hätte ich nichts einzuwenden. Das darf man schon sagen (den Namen kluger-

[1]) Gedichte 4, S. 15.

weise nicht) da die Nov. gesichert ist. Der oekon. Unerfolg der Romane Zollings thut mir leid für ihn und ist mir überdies rein unbegreiflich. Grüßen Sie mir Haenel recht freundlichst! Den Vertrag mit England finde ich — so viel oder wenig ich davon verstehe — durchaus nicht unvortheilhaft. Es lebe der Kaiser! Viel zu viel, fast tägliche Besuche!

Herzlich

Ihr C. F. M.

Rigischeidegg 23 Juli 1890.

Lieber Freund,

es freut mich, daß Sie, 3 Generationen hoch, einen so schönen Ausflug unternommen und glücklich beendigt haben. Der Lechner-Art., der sehr gut geschrieben ist, wie ich meine, ist von Frau Prof. Ad. Frey. Der Hingang Kellers thut mir sehr leid. Und jetzt besonders, da nichts Persönliches mehr hineinspielt, wird er mir doppelt lieb. Er ist ein großer Dichter.

Herzlich

Ihr M.

Rigischeidegg 6 Aug. 1890

Lieber Freund,

besten Dank für die Rechng und die Auskunft über die neuen Ausgaben. Die 650 RM. sind schon bezogen u. ich werde für die weiteren Eingänge, die ich mir gelegentlich zu specifiziren bitte, einen neuen Wechsel ausstellen müssen. Von der Renaissance-Novelle ist ein gutes Drittel geschrieben u. ich hoffe, da mich die Luft hier oben stärkt, bis und mit November zu beendigen.

Herzlich

Ihr M.

---

6 Sept. 1890

Lieber Freund,

Beiliegend der Neu Yorker Brief, den Sie ganz nach Gefallen beantworten mögen. Mir persönl. scheint, daß man 80 M. für eine unkräftige Autorisirung schon annehmen könnte, doch, Sie haben Recht, der Mann muß Witterung haben, daß ein Vertrag bevorsteht, also: Nein. Mehr interessirt mich — und ich bitte, mich umgehend darüber zu orientiren — ob die mit Oct. beginnende „Deutsche Warte" wirklich unter den Auspizien des jungen Kaisers steht. Es scheint fast so, ich möchte es aber gerne genau wissen. Mit der Angela ging es einfach so: bei der Heikelkeit des Stoffes sah ich, daß ich sie kaum vor Ende Nov. vollenden kann, sollte nun das Novellchen bis nächsten Herbst brach liegen? Was wir in Bernardino sprachen, bezog sich doch wohl auf den Dynasten. Der kommt wohl (unberufen!) später noch. Überdies habe ich meine Gründe, diesen dramatischen Stoff bekannt zu machen. Man kann nie wissen.

Gestern war ich in Richterswyl, oben am See, bei einem Jugendfreund,[1]) mit der Frau, u. wir wurden sehr heiter in Erinnerung der Jugendjahre. Eine schöne Fahrt, aber damit 2 liebe Besuche in Kilchberg verfehlt.

Herzlich

M=Z.

---

9 Sept. 1890.

Lieber Freund,

ich antworte umgehend. Es ist mir lieb, daß die Gedichte bald vergriffen sein werden. Wir wollen uns zur neuen Auflage[2]) alle Zeit lassen, da doch auch einiges Neue hinzukömmt.

Die D. Warte hat (unter uns) an mich geschrieben um eine Nov. in die Probenummer. Das konnte nun nicht sein,

[1]) Dr. Landis.

[2]) Zur vierten.

doch vielleicht später einmal. — Die Stundg der Honorarzahlg für Heiligen u. Pescara versteht sich von selbst. Die RM. 600 für Jenatsch 15 dagegen werde ich mit Ihrer Erlaubniß gleich jetzt beziehen. — Obschon die Borgianov. langsam vorschreitet — das Thema ist gefährlich, möchte ich doch gegen deren Ankündigung nichts einwenden, sobald dieselbe etwas allgemein gehalten ist. Größe, sagen wir, wie Pescara.

Das Precäre ist nur die Gesundheit (in unsern Jahren) über die ich freilich jetzt (dreimal unberufen!) nicht klagen kann; doch die alte Zuversicht ist verloren gegangen. Der Kopf dagegen ist tüchtig.... Die schweizerischen Überschwemmungen begütigen sich. Jetzt ist es wieder herrlich in den Alpen. Doch die Fremden sind nun einmal weg. —

„Weihgeschenk"[1]) wurde unter Joachim an der Musik Universität in Berlin aufgeführt. Componist: „Kahn".

Nun noch 2 Gesuche. Bitte, senden Sie, auf meine Kosten, als mein Geschenk 1 Ex. meines Holzschnittbildnisses an Frau Professor Elisabeth Stern 75 Yorkstraße Berlin, dann 1 Ex. Gedichte ed. 3. gebunden an Karl Henkell Lenzburg (Ct. Aarau)[2]) Schweiz.

Herzlich

Ihr M.

3 Beilagen.

---

14 Sept. 1890

So ist es recht, lieber Freund: der Neu Yorker läßt sich vielleicht weiter heraus u., wo nicht, hat es auch nichts zu sagen. — Gegen die Warte werde ich vorsichtig sein, man wird ja bald sehen, was daran ist.

Verblüfft hat mich Ihr: noch vor Weihnachten soll erscheinen. Nein, Freund, es muß heißen: im neuen Jahre wird erscheinen. Haben Sie denn nicht gelesen, was ich Ihnen, wo nicht mehrmals, doch gewiß einmal deutlich geschrieben

[1]) Gedichte 1, S. 161.

[2]) Verschrieben für Aargau.

habe, daß frühestens das Jan. Heft 91[1]) die Angela bringen wird. An die Buchform dachte ich eigentlich nicht vor Herbst 1891. ich kann Ihnen nur wiederholen, l. Fr., daß ich fortan viel Raum und Zeit brauchen werde, ganz nach Lust u. Bequemlichkeit, auch u. besonders für den Dynasten. Nicht minder sind bei der Angela Stoff u. Behandlg viel zu subtil, um irgendwie übereilt zu werden. Man muß zuweilen auf die gute Stunde warten, weit lieber als seinen Namen zu verhunzen, Geringeres als das Frühere bringend. Mit den Gedichten eilt es noch weniger, weil da nur ganz Vollendetes Platz finden soll. ich beklage das Mißverständniß.

Der Tessineraufstand ist fatal. Von Rechts wegen sollte der Bundesrat alles in intregrum restituiren, also auch die ultramontane Regierg, was er nicht gerne thut.

Freundlichst

Ihr C. F. Meyer.

---

22 Sept. 1890.

Lieber Freund,

es ist mir recht, daß wir jetzt einverstanden sind. ich darf mir keine Termine setzen, da ich gemach arbeite, doch Gottlob mit wachsender Kraft. Meine Krankheit hatte mich eben doch mitgenommen. Das gleicht sich nun wieder aus. Auch kommt mir oft etwas dazwischen z. B. jetzt (unter uns!) ein projectirter neuer Cottanachfolgerischer Musenalmanach. Es freut mich, daß Sie mein Keller-Artikel[2]) interessirt hat. Er ist sehr loyal geschrieben, völlig wahr und doch reservirt. ich habe gute Hoffnung, aus dem Dynasten mit der Zeit etwas nicht Kleines zu machen.

Ihr M.

---

[1]) Der „Deutschen Rundschau".

[2]) „Erinnerungen an Gottfried Keller". Deutsche Dichtung, IX. Band, 1 Heft. (1. Okt. 1890.)

2 Oct. 1890.

Lieber Freund,

.. Mit dem Mähly=art.[1]) ging es mir seltsam. ich erinnere mich ganz deutlich, alle seine Bedenken auch selbst — bei der ersten Lectüre — empfunden zu haben; jetzt aber bin ich daran gewöhnt und vergesse sie über dem Ganzen u. darüber, daß Keller die Hauptsache, eine höchst ursprüngliche Phantasie besitzt. Besonders jetzt, da er todt ist, reinigt sich sein Bild für mich völlig von dem Gemeinen, das dem Lebenden anklebte u. das durchaus nicht in seinem Wesen lag, sondern aus der Wirtshausumgebg u. Weinatmosphäre, zu der er durch den Coelibat verdammt war, herstammte. Wenn sich jetzt der Todte zu einer Nationalgröße auswächst, so ist das für ein Land ein Glück, wo der Respect immer seltener wird. An seinen sehr edeln patriotischen u. sittlich tüchtigen Seiten haben die Schweizer zu lernen u. seine Roheiten machen ihn eben populär. Im Grund habe ich ihn lieb gehabt u. er mangelt mir geradezu.

Frey, scheint mir, thun Sie unrecht. Pulsen hat sogar der Daniel Sanders u. es darauf ablegen ist offenbar Druckfehler für darauf anlegen. ich lege Ihnen doch aus der Rundschau meine Besprechg des Salis[2]) bei. Die neueste Novelle von Spittler in der N. Z. Z.[3]) habe ich ebenfalls nicht überwunden, da ich damals, auf Rigischeidegg zu müde war, abends, vom Gehen. Doch auch Spittler ist, wie ich glaube, hoch begabt, findet aber die Einfachheit des Gedankens u. des Ausdrucks nicht. Hätte er nur Kellers schlichte Form! Er hat seltsamerweise eher etwas von Jean Paul.

An den Lapsus im Pagen wollen wir gelegentlich denken. Es ist ja schon besser. Das Bildchen ist ganz nett.

Ihr M.

[1]) „Gottfried Keller". Von Jakob Mähly=Basel. (Die Gegenwart, Band 38, 30. Aug. 1890. S. 132—135.)

[2]) Von A. Frey. (Deutsche Rundschau, Oktober 1890 S. 158).

[3]) „Die Mädchenfeinde". Umgearbeitet: „Gerold und Hansli, Die Mädchenfeinde. Eine Kindergeschichte". Eugen Diederichs. Jena 1907.

8 Oct. 1890.

.. und den Jungen (als Jungen) ein gewisses Naturrecht gegen uns Alte einräume. Ist doch Ihr X. auch Naturalist. Der von ihm angeratene Niels Lyhne übrigens ist, soviel ich gelesen habe, eher raffinirt als realistisch.

---

23 Nov. 1890.

Lieber Freund,

freundl. Dank für die zwei Sendgen. Über Aegidi, der mir seine Broschüre auch zusendete, bin ich Ihrer Meing. Wie mag der offenbar sehr brave, aber wenig kluge Mann für eine solche alte Neuigkeit seine Stelle einbüßen? Immerhin ist es stark daß oder wenn man ihn nur dafür verabschiedete.

Der Art. im Seemannschen Jahresbericht ist sehr gut, man sieht, es fängt sich ein festes Urteil über mich zu bilden an. ich denke, Sie behalten den Mann im Auge, verschieben aber weiteres, bis wir etwas Neues veröffentlicht haben (Beiläufig, zeigen Sie dies Jahr nur in der N. Zürcherz. an, nicht im Tagblatt). Erwähnen Sie das in Ihrer Weisg ausdrücklich. An dem Bildniß bin ich ganz unschuldig. ich wurde nicht gefragt: es ist im Kunsthandel.

Die Genfer werden auf den 75. Geburtstag Naville's eine Medaille prägen die Sie von mir (in Bronze) zum Geschenk erhalten werden. —

Die Koch'sche Findg hat ihre Größe u. wird manche andere nach sich ziehen. Und wenn wir übervölkert werden, senden wir die genesenen Phthisiker nach Afrika, dessen Klima überdieß ihnen wohl bekommen wird.

Im Musenalmanach stehen 3 Sachen von mir: das „Alle"[1]) (in dem Correcturbogen war zu lesen „Allah" (das mohamedanische Allah!) nehmen Sie einfach als eine Kundgebg der fortschreitenden Menschenliebe, deren bedingungsloser erster Verkündiger doch sicherlich der Heiland war. In

---

[1]) Gedichte 4, S. 248.

Ebbe und Flut[1]) liegt die Pointe in dem Gegensatz des willkürlichen Mädchenspieles u. des unveränderlichen Naturgesetzes. Doch das wissen u. fühlen Sie alles ja selbst ebenso gut als ich.

Bequemlichkeitshalber nehme ich es an, l. Fr., wenn Sie beiliegende Rechng aus meinem C. C. bei Ihnen und gerne gleich begleichen wollen. Es ist Ihnen doch nicht unangenehm? Lassen Sie sich sorgfältig quittiren.

Freundlichst

Ihr C. F. Meyer.

(Poststempel) 12 Jan. 1891.

Mein lieber, kleingläubiger Freund,

ich habe die beste Hoffng für: Angela u. wenn ich dieselbe nicht überstürzen will, habe ich meine Gründe. Nur Gesundheit! Sie ist bis jetzt über alles Verhoffen u. trotz der Ungewißheit der menschlichen Dinge gehe ich mutig cum Deo et Die (mit Gott u. dem Tage) vorwärts. Das mit den Gedichten wollen wir überlegen!

Ihr M.

---

23 Febr. 1891.

Eine bemühende u. eine erfreuende Nachricht von Ihnen, l. Freund. Daß eine Begegng, wie die Ihnen zugestoßene, Sie dergestalt ergreifen konnte, ist, bei Ihrer Lebenserfahrg, unmöglich ohne eine leibliche Zärte; auch sagt mir Betsy, daß Sie Ende 1890 an einem hartnäckigen Husten litten — ohne mir ein Wort davon zu sagen. Daher bitte u. beschwöre ich Sie, rechtzeitig (April) einen kl. Ausflug u. nervenstärkenden Aufenthalt (z. B. in Nervi bei Genua) zu machen. Bei uns wird die „Seegefrörne" nachgerade langweilig. Seit wohl 6 Wochen heller Himmel u. seit 4 Wochen statt der

[1]) Flut und Ebbe, Gedichte 4, S. 173.

lebendigen Flut ein Gletscher. Jetzt ist — nach ein paar Jubeltagen — der gefrorne See jedermann verleidet.

Daß Ihnen der junge Kaiser je länger je lieber wird, freut mich herzlich. Nicht wahr: bei der pol. Zerrissenheit unter Ihnen, ist ein außer und über den Parteien Stehender unentbehrlich? Bei einem starken monarchischen Bewußtsein aber ist der Kaiser großartig unparteiisch u. sucht die Gerechtigkeit.

Die Stauffergeschichte ist schlimm (genau übrigens werden sie Wenige kennen) und es ist Fleiner[1]) gar nicht zu verargen, daß er sie verschleiert. Was ist das mit dem Tagebuch? Steht es im Magasin? In diesem Falle bitte ich um ein Ex., zahlend oder zurücksendend. Das Magasin hat sich für einen Staufferart. auch an mich gewendet. Natürlich abgelehnt.... Der Heilige eignet sich für die Ungarn. Danke für die Zusendg.

Daß Hans Blum nicht gewählt ist, bedaure ich. Er ist doch ein guter Patriot.... Verstehen Sie mich, ich möchte den Jungen etwas Raum gönnen, den sie sich übrigens zu nehmen anfangen, aber ich fahre fort, auf meinen Wegen zu gehen. Die Gedichte sind so zu sagen fertig, mit Betsys Feder. Wann wünschen Sie das Msc?

Gestern schickte ich an Baechtold meine Kellerbriefe (14 Stück) (Eher liebenswürdig als interessant).

Herzlich Ihr M.

---

3 März 1891

Lieber Freund, eben habe ich mit der Schwester die Anordnung der neuen Ausgabe[2]) beendigt. Sie werden das Msc von ihrer Hand erhalten, so wie sie auch in Männedorf die Correctur besorgt. 18 neue Gedichte, mit strengem Ausschluß der Gelegenheitsgedichte . .

---

[1]) Albert Fleiner, der in der Neuen Zürcher Zeitung über den Maler Stauffer-Bern schrieb.

[2]) Der Gedichte, die vierte.

27 März 1891.

Lieber Freund,

die in dem von Ihnen mir gesendeten Theater-Anzeiger enthaltene Nachricht hat mich nicht überrascht. Sollte ich Ihnen früher nicht davon geschrieben haben, so lag es daran, daß ich den Erfolg erwarten wollte.

Etwa vor 3 Jahren correspondirte ich darüber mit Richard Voß sehr eingehend. Den Jenatsch, der ein höchst dramatischer Stoff (schon in der Geschichte) ist u. auch schon wenigstens 2 Male (von einem Salis[1]) u. einem Planta)[2]) dramatisirt wurde, zu dramatisiren daran konnte u. wollte ich R. Voß natürlich nicht verhindern. Nun hätte er das geschichtliche Material, das jedem gehört, nach Gefallen verwerten können; daß er meine Fabel (mehr oder weniger, denke ich) adoptirte u. sich laut dazu bekannte, ist für mich schmeichelhaft. Der Mann ist — (mit einer leichten, krankhaften Mischg, die mich persönlich nicht stört) höchst (und spezifisch dramatisch) begabt, ein echter Poet, worauf in letzter Linie alles ankommt. Den Erfolg aber in Berlin — bezweifle ich, wenigstens einen nachhaltigen, aus Gründen, deren Entwickelung mich zu weit führen würde.

ich lege noch eine Photogr. bei, die Sie — meine ich — schon kennen, u. die Ihnen nicht gefällt. ich mag sie leiden; am besten nehmen Sie wohl für Gedichte IV den Pariser Holzschnitt. Es ist die Rede von einem Bildniß von berühmter Hand, doch rede ich nicht gerne davon, so lange es noch schwebt.

Ihr M.

(Mai 1891 auf einem bedruckten Blatt, enthaltend einen Aufruf für das Reichswaisenhaus in Lahr.)

. . . Jetzt fange ich an, an der Angela kräftig zu schaffen und werde, wenn es Gott gefällt, während der Hitze, die mir sehr wohlthätig zu werden beginnt, nicht an ein Curort, sondern nach Schloß Steinegg gehen. . . ich stand neulich

[1]) Arnold v. Salis, „Georg Jenatsch. Eine dramatische Dilogie". Basel. Hugo Richter 1868.

[2]) Peter Conradin Planta, „Rhätische Parteigänger". Hist. Schauspiel. Frick 1864.

als Zeuge vor Gericht in der Keller-Testament-Sache und blieb dann noch eine Weile, den andern Zeugnissen zuhorchend. es hat mich interessirt, einmal derlei zu betrachten . .

---

10 Juni 1891.

. . In Zürich baut sich jetzt zugleich eine neue Tonhalle und — statt des abgebrannten — ein neues Theater auf. Zu viel auf einmal! aber es ist eine Wut, und — wegen der baulichen Umgestaltg der Stadt — fast eine Notwendigkeit. Für die Tonhalle muß ich Actien nehmen und für die Theaterweihe Prolog und Vorspiel dichten. Wissen Sie, es ist dafür sonst niemand mehr da, nach Kellers Hingang! Alles recht, wenn ich nur die Angela vorher fertig habe. Ich bin Gottlob merkwürdig wohl. Unberufen!

Ihr M.

---

11 Juni 1891

. . . Die „Angela" fängt an, mich gewaltig in Anspruch zu nehmen. Wenn nur diese starke Stimmg auch über die Novelle hinaus anhielte!

Ihr C. F. M.

---

24 Juni 1891

Lieber Freund,

nur eine Zeile des Danks für die angelangte Sendg. Zugleich kam von Basel der „Hansjakob"[1]) der mir, beim ersten Einblick, den günstigsten Eindruck macht. — Es ist merkwürdig, wie in der Sammlg die hinzugekommenen Gedichte weicher sind. Natürlich machen Sie die Taschenausgabe in 2 Bänden, nur thut mir leid, daß es notwendig ist. Das Pergamentexemplar ist sehr schön.

Ihr M.

Die Angela wird fertig, (unvorhergesehenstes vorbehalten). . .

---

[1]) Von Adolf Vögtlin.

Lieber Freund,

11 Juli 1891

vielen Dank für die 6 geb. Exempl. Betsy wird Ihnen wohl für das ihrige danken. Wenn Sie mir nun noch erlauben, einige (4—6) durch Sie in Deutschland zu versenden, bin ich befriedigt. ich setze alles bei Seite, um die Angela groß auszudichten. Es ist wohl der schwerste Stoff, den ich je behandelt habe, aber ich bin guten Muts.

Ihr M.

---

19 Juli 1891.

Von Angela sind 7 Kapitel dictirt (von 12).

---

22 Juli 1891.

Morgen 1 Uhr gehen wir mit der Schwester nach Steinegg. ich dictire (von 12) am 9 Kapitel der Angela.

Schloß Steinegg bei Frauenfeld. 2 Aug. 1891.

Von 12 Kapiteln sind jetzt 11 vollendet: es bleibt noch das letzte — ein wichtiges — zu dictiren, ich darf sagen, daß ich arbeite.

---

4 Aug. 1891. Schloß Steinegg
bei Frauenfeld.

Lieber Freund,

Meinen besten Dank für Ihre letzte Sendg. Der Jenatsch in Pergament ist sehr schön, und die Novellen in 2 Bänden gefallen mir in dieser Form ausnehmend wohl. Dagegen sind statt 2 Jenatsch u. 1 Gedichte 3 Jenatsch u. keine Gedichte angelangt. Der letztern aber bedarf ich, um mein gegebenes Wort zu lösen.

Nach Holzschneider Baur[1]) habe ich mich erkundigt, seine Adresse jedoch nicht in Erfahrung bringen können.

---

[1]) Der nach einer Photographie Meyers Bild schnitt, das verkleinert vor der 4. Aufl. der Gedichte steht.

Von Kahn in Berlin habe ich schon viel gehört und das an der Musik-Hochschule in Berlin aufgeführte Weihgeschenk soll ersten Ranges sein.

Ganz besonders freut mich die ed. 2 des Buches von Voegtlin.

ich habe sozusagen alles andere bei Seite gelegt, um die Angela zu vollenden es ist eine schwere aber durchaus nicht „saure" — wie Sie meinen — sondern im Gegentheil — eine süße Arbeit. Wollen Sie ein complettes Msc. mit Monatende?

ich hoffe, Fr. Clara kam mit dem Schrecken davon.

Ihr M.

Betsy, welche hier ist, grüßt herzlich und schreibt nächstens.

Schloß Steinegg bei Frauenfeld. 6 Aug. 1891

Heute wieder einen Schritt vorwärts! Die Angela werde ich wohl Sonnabend beendigen.

Schloß Steinegg bei Frauenfeld. 7 Aug. 1891.

Es bleibt noch die zweite Hälfte des letzten Capitels.

Schloß Steinegg bei Frauenfeld
(Poststempel 12 Aug. 1891.

Lieber Freund,

Erst Morgen beendige ich Angela. Dann noch 2 Tage Revision. Sonnabend: Versendg. Nach Empfangsbescheinigung von Berlin Versendg vom Msc. (nach Leipzig). 18. Abreise nach Kilchberg, wo ich 20 an einer Hochzeit theilnehmen muß. ich danke aufs allerfreundlichste für 5 Gedichte u. 4 Bildnisse. . . .

Herzlich Ihr M.

wegen der Publikation der Buchausgabe werde ich von Paetel den frühesten Termin zu erlangen suchen.

Schloß Steinegg 12 Aug. 1891.

Lieber Freund,

ich muß Ihnen doch mit einer Zeile melden, daß ich heute 1 Uhr Angela Borgia beendigt habe. Sonnabend geht das Msc. nach Berlin ab. An Rodenberg habe ich eben geschrieben zu Gunsten einer möglichst frühen Veröffentlichg der Buchform.

Ihr

Dr. Conrad Ferdinand Meyer.

P. S. Denken Sie, Ihr Art.: über das schlechte Pflaster der Lindenstraße ist bis in meine Waldeinsamkeit gedrungen!

Kilchberg 30 Aug. 1891.

Lieber Freund,

Meinen besten Dank für die glücklich angelangten „Gedichte" u. die 2 Ex. Novellen, die mir äußerst gelegen kommen. Die Pantoffeln trage ich täglich. Der Art. von Milan in der Allgem.[1]) ist ganz vorzüglich — denken Sie sich, Reichstagsmitglied Goetz war hier. Sagen Sie mir doch ein Wörtchen über Ihren Eindruck von der Angela. Also nach den Rundschaucorrect.bögen drucken!

Ihr M.

Letzten Aug. 1891

Lieber Freund,

Sie erhalten die erste Hälfte der Rundschaucorrecturbögen nächstens. Dieselben sind schon in Männedorf. Drucken Sie ja genau! B. will vom „Halbbruder" nichts wissen. Ihr Urteil (Karte an Betsy) hat mich verblüfft. Gleichzeitig schreibt Rodenberg: „Dieß ist Ihr Meisterwerk" u. er ist so

[1]) Emil Milan. „Die neue Ausgabe von C. F. Meyers Gedichten". (Beilage zur Allg. Zeitung 22. August 1891.)

vorsichtig. Nicht einmal Ihre Besorgniß wegen der kleinen Leserzahl kann ich dieses Mal — so pessimistisch ich sonst in dieser Hinsicht bin — theilen. Nun, das Publicum wird urteilen.

Inzwischen freundlichst Ihr

C. F. M.

Ja genau nach der Rundschau drucken!

Kilchberg 3 Sept. 1891.

Lieber Freund,

ich bin ganz Ihrer Meing, daß wir verständiger Weise das Urteil über Angela dem Publikum überlassen.

Wichtiger ist Folgendes, worauf ich genau zu achten bitte. In der von der Schwester besorgten nach Berlin zurückgegangenen Correctur der ersten Hälfte sind leider — dies bleibt ganz unter uns — einige Fehler, freilich nicht gerade schlimmer Art, stehen geblieben. Nun ist es sehr begreiflich daß ich wenigstens die Buchausgabe völlig correct wünsche.

Zu diesem Behufe drucken Sie nach den Berliner Corr. Bögen (die morgen an Sie abgehen) u. senden mir — denn ich selbst will diese Corr. besorgen — einzeln Bogen um Bogen lieber einen nach dem andern als 2 zusammen. je doppelt nach Kilchberg. Es darf kein Fehlerchen stehen bleiben!

Da nun nach Msc. 2 (Msc. Gärtner Karl)[1]) überhaupt gar nicht gedruckt werden darf, hindert nichts daß Sie es — mit den nötigen Erklärungen — an Milan senden, dem ich gerne über Angela das Wort ließe, der mich übrigens in diesem Monat Sept hier aufzusuchen im Sinne hat.

Ihr C. F. M.

Gestern war K. Spitteler hier. Sehr artig!

---

[1]) d. h. das von dem Gärtner geschriebene Msc.

28 Sept. 1891.

Lieber Freund,

zuerst will ich Ihnen meine Freude aussprechen über den schönen Druck der Aushängebögen. Er gefällt mir ungemein.

Was die wichtige Frage betrifft die Sie in Ihrem letzten Schreiben behandeln, so ist dieselbe wohl in Ueberlegung zu ziehen. Sie wissen, es ist kein Mensch belehrbarer als ich.

ich beginne jetzt meinen Friedrich II mit Petrus Vinea, ein herrlicher Stoff. edle Menschen, keine oder fast keine Gräuel, große Probleme. Dann der Dynast, der recht in die Breite geht. Natürlich, das alles liegt in meiner u. zugleich in höherer Hand, also bescheiden! ich denke, ich setze pg 108 außer daß er immer unwahrer u. verschrobener wurde. pg. 110 weiß ich für comödiantische nur schauspielerische Ader. Mir scheint, beiläufig, dies sehr schöne 7 Capitel läßt den Leser der Rundschau keineswegs auf dem Eindruck der Blendg.

Sonntag, gestern, Schulhaus-Einweihg in Kilchberg, Mittwoch Theaterweihe in Zürich beides mit meinen Prologen. Wilhelm Füßli malt mich furchtbar vorsichtig. ich glaube, es geräth.

Herzlich, alter Freund,

Ihr

M.

---

15 Oct. 1891

Lieber Freund,

es hat mich recht tüchtig gepackt. ich besuchte einen Jugendfreund, Doctor Landis in Richterswyl u. kam mit schweißtriefendem Kopf in kalten Windzug; Fieber, Kopfrheumatismus. Hoffe aber morgen die Correctur dennoch zu beendigen. Ja es ist der 11 Oct.[1]) (nach dem Taufschein)! Die Meduse ist etwas schwarz aber kräftig.

Herzlich

Ihr

M.

Mit Ebers bin ich sehr befreundet. Ermüden Sie nicht in Ihrer Sorgfalt für die Nov.

---

[1]) Der Geburtstag C. F. Meyers.

Kilchberg 16 Oct. 1891.

Lieber Freund,

nicht nur Bogen 9, den Sie in Ihrer Karte vom 12. zurückverlangen, sondern auch Bogen 10 glaube ich schon corrigirt und gesendet zu haben. Bitte nehmen Sie sich zusammen, wie ich es — trotz meines Unwohlseins — thue, damit das Buch makellos bleibe. ich sende nach einander B. 9. 10 (zum 2 Mal), 11. 12. 13. 14. 15. 16. u. Titel.

(Poststempel: 19. Okt. 1891.)

Lieber Freund,

ich habe die restirenden 11—16 vor mir u. lasse mein Zimmer verbieten, bis ich fertig bin.[1]) . . . Während meines Fieberchens habe ich den Anfang des Dynasten wieder betrachtet u. wahrlich ich hätte Lust, fortzufahren. Rahn könnte mir da herrlich beispringen, in Costüm u. Architectur. Es würde ein wahrer Roman.

Also so bald als möglich!

---

22 Oct. 1891.

ich mache stets vorwärts, sehr sorgfältig. Bitte, harren Sie gleichfalls aus! Wir wollen eine ganz makellose Angela haben! Bella cosa! . . . Der Dynast mit seiner merkwürdigen Fabel u. starken ethischen Basis, mit seiner Fülle von Gestalten, feinen u. volksthümlichen, das könnte schon etwas werden!

Ihr M.

---

[1]) Fast jeden Tag schrieb C. F. Meyer damals eine oder zwei Karten an Haessel, immer mit der dringenden Bitte um möglichst sorgfältige Korrektur.

24 Oct. 1891.

Lieber Freund.

Gleichzeitig (4 Uhr) geht 13—16 an Sie ab. ich habe, unter diesen Umständen, mich nach Kräften beeilt. Möge die schlimme Zeit ohne Schaden vorübergehen!

Ihr M.

---

3 Nov. 1891[1])

Lieber Freund,

ich hoffe, Angela geht ungehindert ihrer Vollendg entgegen. Nehmen Sie, bitte, Kentniß von dem unten Folgenden u. senden Sie etwas meiner Sachen, mit der beiliegenden Karte an den Fest-Ausschuß! Das Bild von Füßly wird, glaube ich, sehr gut! Der Mann ist hochbegabt.

(die Coulissengeister haben — scheint mir — ihr Verdienst) Hier geht es mitunter in der Gesellschaft etwas bunt zu, allerlei Geschichten u. Feindschaften u. Ausschließungen. ich bekümmere mich um gar nichts, als um die Sachen der eigenen Familie, was meine Pflicht u. mein Interesse ist — und um meine neue Arbeit. ich denke doch wohl diese wird — trotz des lästigen geschichtlichen Staubes u. Nachschlagens — der Dynast sein. Einmal muß er, vorbereitet wie er ist, doch geschrieben werden u. warum nicht jetzt!?

Ihr M.

---

5 Nov. 1891.

.. Also die Angela vollendet. die Überzeugg befestigt sich bei mir, daß jetzt der Augenblick da ist, den Dynasten zu schreiben. Später läßt sich die Veröffentlichgsform besprechen. Für einmal werde ich den großen und weitläufigen Bau sorgfältig fundamentiren.

ich finde es sehr klug, daß Sie den Keller von Frey[2])

---

[1]) Auf einem Aufruf zur Spende für das Leipziger Schriftstellerfest.

[2]) Adolf Frey, „Erinnerungen an Gottfried Keller". Leipzig, H. Haessel 1892.

noch in diesem Jahre veröffentlichen u. zweifle keinen Augenblick am Erfolge. ich stelle das Buch sehr hoch.

Die Meduse ist gut u. paßt auch vorzüglich zu unserm Buch. Wenn sie nur nicht die Leser versteinert oder die Käufer wegschreckt.

Im Dynasten läßt sich jetzt mit Leichtigkeit alles oder fast alles nicht in die Familie gehörige vermeiden, weil es nicht zur Sache gehört, was mir für Sie lieb und auch mir recht ist.

Ihr M.

---

16 Nov. 1891.

Lieber Freund,

ich glaube, wir dürfen vorläufig zufrieden sein. Trotz einigem (doch nichts unleidlichem) Fehlerhaften macht die Angela durchaus keinen unfertigen Eindruck sie hat sogar einen Schimmer der Vollendg. Nun geht es ganz ernsthaft an den Dynasten, der viel verspricht u. hoffentlich hält, aber es ist eine Arbeit vielleicht 2 Jahre! Alles, Contr(act), Liste der Zusendgen (senden Sie für einmal nichts mehr an mich!) wird abgewickelt. Muß meine Augen schonen.

Ihr M.

Schreiben Sie mir dagegen viel!

Es freut mich, daß Sie das Politechnikum bedenken.

---

21 Nov. 1891.

Lieber Freund,

Daß ich es nicht vergesse, lassen Sie G. Ebers ein schön gebundenes Ex. der Angela zukommen, wenn Sie Per aspera öffnen, werden Sie es billigen. Der Dynast beschäftigt mich ausschließlich. Aber 2 Jahre werde ich brauchen, schon wegen der hist. Studien, die hier unerläßlich sind.

Ein Paket „Angela", Hälfte blos brochirt, ist mir denn doch für Zürich notwendig. Schreiben Sie ein Wort, wie es Ihnen geht. Ihr Keller wird, glaube ich, sehr gut gehen.

Lieber Freund, 1 Dez 1891

vorläufigen Dank für die Sendg, in der ich nur einen „Keller" vermißte. Besonderen Dank für Pergament u. Halbfranzband. auch ich bin mit der Besprechg der Gedichte durch Frau Lina[1]) höchlich zufrieden, ich drang auf sie als meine Recensentin u. wünsche mir Glück dazu. Schlimme Zeiten das, im Buchhandel!! ich bin recht froh, daß Sie für einmal keine A(ngela)'s mehr drucken. vielleicht schon zu viel. Augenrheuma, sonst wohl!

---

2 Dez. 1891.

Lieber Freund,

es haben sich noch so viele mehr oder weniger berechtigte Ansprüche auf Schenkexempl. der Angela gezeigt, daß ich noch eine Doppelbitte an Sie richten muß:

1) Folgende 3 Zusendgen an Freundinnen der Frau selbst besorgen zu wollen, von Leipzig aus:

1) Freyin Louise v. Richthofen, Gnadenfrei, Schlesien.
2) Freyin Marie v. Richthofen, Gnadenberg bei Bunzlau Schlesien

und 3) Frl. Marie Leykauff, Frankfurt am Main, Ulmenstraße.

und zweitens noch ein 3 Kilopaket nur brochirter Angelas mit einem Keller (Frey) für mich. Damit aber muß ich auskommen.

Den Separatabdruck der Besprechg meiner Gedichte von Frau Lina billige ich durchaus, natürl. im Einverständniß mit Paetel. Es ist für Sie fatal (ich selbst bin hierin, wie im andern Stoiker) daß die Gedichte auch gar nicht gehen wollen. Wenn Sie aber von der Angela noch 1700 zu Hause haben, so denken Sie ja nicht daran, diese noch in diesem Jahre zu verkaufen! Also ganz in die ferne Zukunft hinaus, bemerke ich, daß mir das „u. wurde Purpur" auch nicht gefällt. Besser wäre: und wurde Flamme. Wenn aber Angela Flamme wurde, scheint Milan Luft geworden zu sein! Alles

[1]) Lina Frey.

das — u. noch einiges andere, wäre ärgerlich, wenn es sich die Mühe lohnte, sich über etwas Irdisches zu ärgern. Besser ist, das Unangenehme rasch hinunter zu schlucken u. sich des Guten, das uns doch auch zu Theil wird, bescheiden zu freuen.

Unterziehen Sie sich ebenfalls, lieber Freund, mit Lebensweisheit der Sendg eines letzten Kilopaketes, das Ihnen die 1700 etwas verringert, von denen ich heute Nacht geträumt habe.

Ihr M.

---

2 Dez. 1891.

Nein, lieber Freund, pg 244 muß es weder Purpur, noch Flamme heißen, sondern Glut — „und wurde Glut".

---

3 Dez. 1891.

Lieber Freund,

ich sende Ihnen den Correcturbogen der 1. Besprechg der Novelle (mit den Druckfehlern) von Frau Lina. ist doch recht gut. Erscheint in Prof. Vetters Schweizerischer Rundschau.

Ihr C. F. M.

---

11 Dez. 1891.

Lieber Freund,

ein Augenrheuma, wenn auch ungefährlich, hindert mich auf Schritt und Tritt, dazu die Sitzgen bei Füßly, die Neujahrsgeschäfte und auch ein bischen die Sorge, Sie möchten sich mit der Angela verspeculiren, stimmen mich etwas sorgenhaft. Senden Sie doch noch eine Angela an Prof. der Kriegsakademie in München Richard Weltrich, ein Kritiker der Allgem. er mag mir wohl. ich zähle darauf.

Die Sendg broch. Angel. wofür ich freundlich danke ist glücklich angekommen, nebst dem Keller, den ich sehr hoch schätze. Sie haben da wieder einen guten Art. Es ist wie verhext: ich bedarf noch 3—4 gebundene Angela. Man

Des Dichters Haus in Kilchberg.



fordert sie fast gewaltthätig von mir u. ich darf in gewissen Fällen fast nicht abschlagen oder vergessen z. B. Frau Spyri, dieser natürlich aus Freundschaft (sie hat es schon erhalten, aber mir mangelt dafür ein anderes schon bestimmtes, also noch ein Kilopaketchen, wäre es auf meine Kosten. Meine Freude ist der neue Roman, ohne alle Grausamkeit. Aber keine Möglichkeit jetzt zu schreiben, voller Geschäfte und ohne Augen.

Ihr M.
der sein Bündel trägt.

Die Annonce ist fast etwas zu bewußt und dazu erschrecklich theuer!

1891.

Von Dr. Reitler[1]) freut es mich wieder etwas zu vernehmen, ich habe seinen Brief mit Vergnügen gelesen und bemerke nur Zweierlei. Gerade um dem Eindruck des Polem. vorzubiegen, erschuf ich den guten Pater Mamette, daß aber die Kirche einen Alex VI. besitzt, daran bin ich unschuldig. Der schöpferische Gedanke der Nov. ist das Gegenüber zweier Frauen nach Art der Italiener (z. B. Titian Himmlische u. Irdische Liebe. (Hier: Zu wenig und zu viel Gewissen. Genau also müßte die Nov. heißen: Lucrezia und Angela Borgia. J. J. David[2]) erinnere ich mich recht wohl. Habe ich ihn irgendwie gefördert, ist mir das eine große Freude, und für mich eine schöne Fortdauer.

---

2. Jan. 1892

So ist das n. Jahr betreten, u. wir wollen uns beide wacker halten. ich wünsche baldige Genesg u. ungefährliche Medicamente! ich bin Gottlob noch recht erfindgreich u.

---

[1]) Anton Reitler „Conr. Ferd. Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage". Erste und zweite Auflage. Leipzig, Verlag von H. Haessel 1885.

[2]) Der Wiener Schriftsteller Jakob Julius David.

werde meine neue gr. Leinwand leicht füllen, doch die Augen werden fortan eine Rolle spielen. Vor 2 Jahren wird der Roman nicht fertig.

Kilchberg 3 Jan. 1892.

Lieber Freund,

es ist recht fatal, daß der fragl. Art. Ihre Genesung beeinträchtigt. Die Geschichtchen, die mich betreffen, wären wohl besser unerzählt, und am besten von mir selbst unerzählt geblieben, doch morgen schon sind sie vergessen. Die Sie herbeiziehende Stelle aber, obwol auch diese einer harmlosen Deutung fähig ist, etwa: auch ein befreundeter Verleger — allgemein — würde m. Schritt nicht beschleunigen, könnte allerdings den falschen Schein auf Sie werfen oder zu werfen scheinen, als ob Sie mich zu rascherer Production gewinneshalber antrieben.

Darauf antworte ich — und Sie mögen dieses mein Wort mittheilen, wem Sie wollen — wenn es natürlich ist daß Schriftsteller und befreundeter Verleger sich intim mit einander unterhalten, so haben Sie doch nie und nimmer, auch mit keiner Sylbe meine Production zu beschleunigen versucht! dazu bin ich Ihnen — ich und meine lit. Reputation — das weiß ich, viel zu lieb —

Doch, wie gesagt, ich glaube nicht daß die fragl. Stelle eine solche Insinuation enthalte, die weder in den Thatsachen u. noch weniger in Ihrem Character die geringste Begründg fände.

Auch hier sind viele Kranke. Tragen Sie sich Sorge, lieber Freund.

Ihr C. F. M.

Mit den Augen geht es langsam — aber sehr langsam besser.

(Von Haessels Hand: 25. Januar 1892 erhalten.)

Eine Zeile auf Ihren l. klugen Brief. Gewiß ist Schweigen das Beste u. fällt mir gar nicht schwer — außer zwischen uns selbstverständlich. Die zwei Bezüge entnehme ich gemeinschaftlich, unter dem letztern Datum.

Im Roman will ich durchaus etwas Wohlthuendes daher der Comtur. Alles Ergreifende wird übrigens aus dem Dynasten als Episode herübergenommen.

In der andern Sache könnte es sich nur um die sehr naheliegende gelegentliche Dramatisirung von Mönch u. Richterin handeln, die dann bei Ihnen als „Theater v. C. F. M." erschienen, sodaß ich mich um das Weitere nicht zu kümmern hätte. Doch in sehr weitem Felde! Sie haben recht, ich bin noch lebensfähig aber mit strenger Lebensoekonomie. . . .

Lieber Freund,

mit den Augen geht es wenigstens nicht schlechter, dagegen bin ich, infolge Überarbeitg u. verschiedenartiger Widerwärtigkeiten nervöser geworden, als gut ist. Muße! Ruhe! Ein Lichtpunkt ist für mich der Comthur dem ich, wahrscheinlich sehr, sehr langsam, aber doch zustrebe, natürlich für einmal, ohne zu schreiben, aber ich gehe viel mit dem Gegenstand um, der wohl ein glücklicher ist, und auferbaue mich daran.

Ihr M.

Beilage:

Meinen l. Freund, Hn Buchhändler Haessel in Leipzig, ermächtige ich hiermit, mit Hn. Morich, Manchester Grammar School in meinem Namen, puncto Verwendg meiner Nov. das Amulett als Schulbuch nach seinem Ermessen abzuschließen.

Kilchberg-Zürich 2 Febr. 1892.

Dr. C. F. Meyer-Ziegler.

(Poststempel: Kilchberg 16. II. 1892.)

... Heute wieder beim Augenarzt, der mir meine Brillen vorschrieb. Augen sehr kurzsichtig, doch intact. Große nerv. Ermüdg infolge von Überarbeitg und Widerwärtigkeiten.

Herzlich Ihr M.

(Von Haessels Hand: 1892.)

Lieber Freund,

... Mit allem, was Sie wegen der neuen Ausgabe anordnen, bin ich zum voraus einverstanden. An Betsy schreibe ich wegen der Corr. der Gedichte; auch Fritz Meyer wird wieder herbeigezogen werden müssen, zur Schong meiner Augen. Es freut mich, daß im Ganzen die Bücher gehen obgleich ich gerne — bei der Unbeständigkeit der irdischen Erfolge — zur Vorsicht ermahne. (Unter uns!) (Die Leitg der Königl. Bühnen in Berlin bittet mich, ein Stück einzureichen, sie hätte vernommen, ich beschäftige mich dramatisch). Ich habe — der Wahrheit gemäß — die Sache unwahrscheinlich gemacht: — Der Roman, an dem ich herumdenke, ist nicht der Dynast — denn dieser wäre noch grausamer als Angela u. würde nur episodisch verwendet, sondern ein ganz heller, quasi himmlischer Character, aus der Reformationszeit.[1]) Sicher ist jedenfalls die Heimkehr aus dem Süden,[2]) Hauptsache dann, Überanstrengg auszuweichen, denn mein Augenübel ist Überanstrengg bei der Borgianovelle.

Ihr M.

Wenn die n. Auflage der Gedichte mir noch einen Monat Frist gibt, würde ich gerne noch zwei neue beigeben. Aber so viel Zeit brauche ich. Bei einem Stücke könnte es sich nur um die Dramatisirung einer meiner Nov. oder des Hutten handeln. ich bin jetzt recht in den Händen des Schicksals. Wenn nur die Augen gutgehen! Mein Maler Füßli ist jetzt ebenfalls augenkrank.

---

[1]) „Der Comtur".

[2]) Gemeint ist Gersau, wo C. F Meyer im Frühjahr 1892 war.

Kilchberg 28 März 1892.

Lieber Freund,

. . . Betsy war hier und wir haben das Nötige — so gut es meinerseits gehen wollte — für die neue Ausgabe der Gedichte verabredet . . . Betsy habe ich auch noch zu gelegentlicher Berichtigung einiger formeller Verstöße in den Novellen bevollmächtigt.

Ihr M.

(Visitenkarte.) 26. Oct. 1897.

Dr. Conrad Ferdinand Meyer

dankt bestens für die Bücher und die beiden Cheks, welche ich Orelli sende. Die von mir vergessene Goetheanecdote mögen Sie veröffentlichen lassen. Freundlich grüßend.

Eine Goethe-Anekdote.[1])

Die in der 19. Nummer der „Halle" stehende Schiller-Anecdote erinnert mich an eine Goethe-Anecdote, welche ich doch aufzeichnen will, da sie, wenn auch an sich unbedeutend, eine hübsche Illustration bietet zu dem bekannten:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens strenges Führen . . . ."

Auf der rechten Seite der untern Hälfte des Zürichsees liegen neben einander zwei Landhäuser: „Mariahalde," wo Graf Benzel-Sternau sein Leben beendigte, und die „Schipf," welche Jakob Escher, ein genialer Maschinenfabrikant, besaß. Diesen kannte ich noch in seinen letzten Lebensjahren — er überschritt die Achtziger. Als mich der greise Escher einst durch den Schipfsaal führte, erzählte er mir, Goethe habe — zu Ende des vorigen Jahrhunderts[2]) — auf einem Besuche in der Schipf, von seinem Freunde Meyer, dem „Kunschtmeyer", wie ihn später die Weimarer hießen, gebracht, diesen Saal,

[1]) Die Niederschrift mag, nach der Handschrift zu schließen, 1880 vorgenommen worden sein.

[2]) 1797.

in dessen Hintergrund er eine Orgel erblickte, mit den lustigen Worten: „Hier muß man tanzen" betreten und dann den ganzen großen Raum im Tanzschritte durchmessen.

Natürlich wollte ich nun mehr von Eschers Beziehungen zu Goethe wissen. Der alte Herr hatte aber — den Eindruck der imponirenden Erscheinung seines Gastes ausgenommen — nicht viel zu erzählen; nur ein Geschichtchen hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtniß gegraben. Ich lasse ihn selbst reden in der vagen Form, deren sich der Greis bediente, die ich aber, Wort um Wort, verbürgen kann:

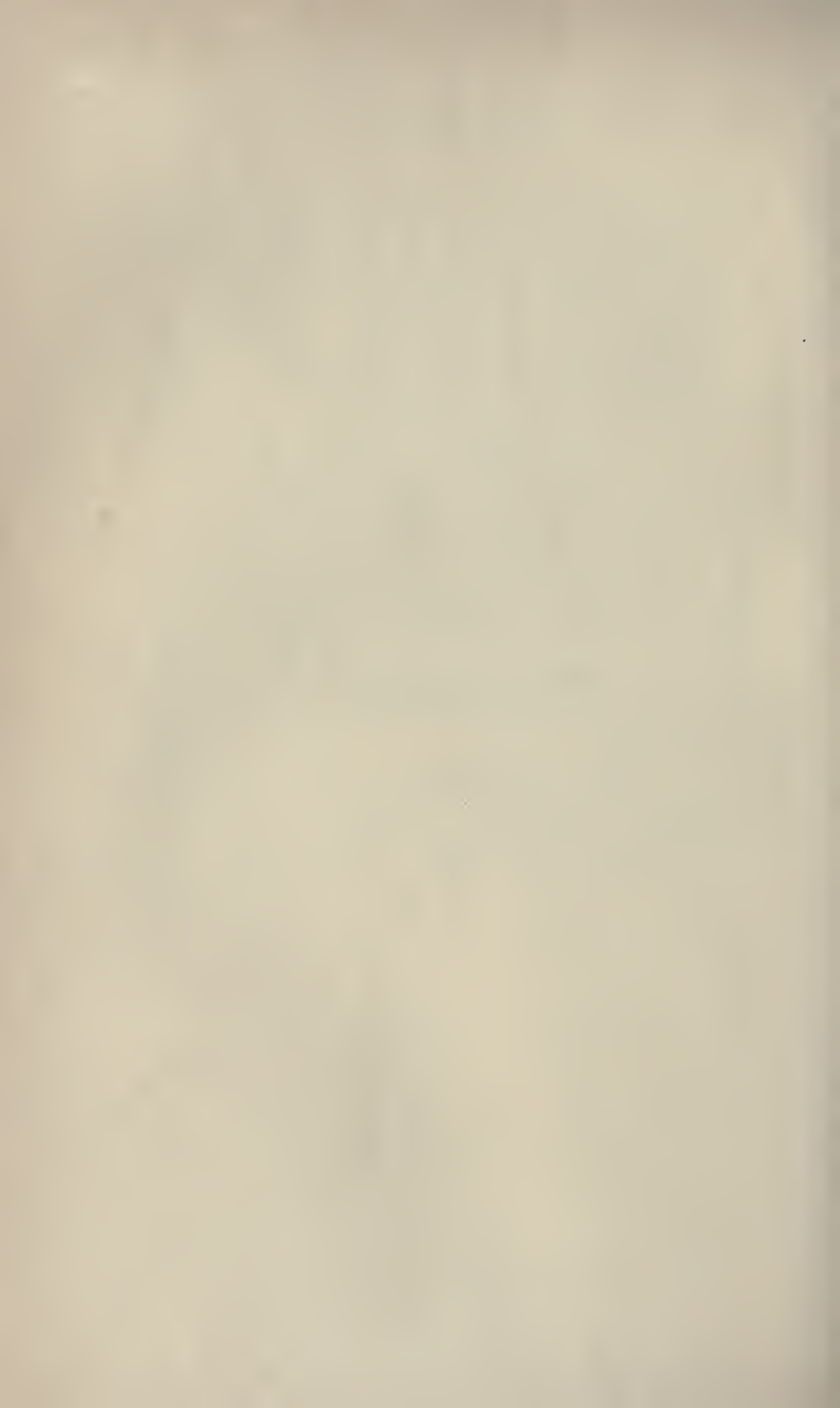
Wir machten, berichtete er, einen Ausflug von Zürich nach der gute zwei Stunden entfernten Albishöhe. Vor dem Thore der Stadt — damals war Zürich noch befestigt — betraute Goethe einen jungen Mann, der ihn begleitete, mit einem Fernrohre. „Tragen Sie dazu Sorge!" schärfte er ihm ein. Als wir auf dem Rückwege wieder vor dem Thore anlangten, fragte Goethe den jungen Herrn: „Wo haben Sie das Perspectiv?" Dieser befühlte seine Taschen, nirgends war es zu finden. „Es liegt auf dem Tischchen vor dem Spiegel im Eßsaale des Albishauses." „Gehen Sie gleich zurück und bringen Sie es!" Der junge Mann ging.

Das fand ich etwas hart, schloß Escher sein Geschichtchen, aber Goethe wollte seinem jungen Begleiter eben eine tüchtige Lehre geben.

F. M.

An

Adolf Calmberg.



Adolf Calmberg.

Adolf Calmberg, geb. 21. April 1837 zu Lauterbach in Hessen, trat 1851 zu Reichelsheim im Odenwald als Apotheker in eine Lehre, bezog aber zwei Jahre darauf das Gymnasium zu Büdingen und im Frühling 1856 die Universität Gießen, wo er promovierte. Er setzte seine auf ein Gymnasiallehreramt berechneten Studien 1861 auf der Berliner, 1862 auf der Leipziger Hochschule fort und übernahm 1863 die Leitung eines Privatinstitutes in Schlitz bei Fulda. Die Regierung des Kantons Zürich berief ihn 1867 als Lehrer für deutsche Sprache und Literatur an das Seminar Küsnacht-Zürich. In dieser Stellung starb er 26. Mai 1887.

Außer lyrischen Gedichten, von denen mehrere in Franz Brümmers „Hausschatz deutscher Lyrik“ aufgenommen sind, schrieb Calmberg eine Reihe dramatischer Arbeiten, die zum Teil zahlreiche Aufführungen fanden: Adelgunde von Rodenstein, Ritterschauspiel in 5 Aufzügen, Darmstadt, H. Jacoby 1853. Jürgen Wullenweber, Bürgermeister von Lübeck, ein dramatisches Gedicht. Leipzig 1862. 2. Aufl. 1866. Theodor Körner. Ein dramatisches Gedicht. 3. Aufl. Universalbibliothek Ph. Reclam, Leipzig. (Erstaufführung 17. Okt. 1864, Stadttheater Mainz.) Die Braut in Schleswig. Schauspiel in 3 Aufzügen (ungedruckt). Der Erbe des Millionärs. Schauspiel in 4 Aufz. 1864. 2. Aufl. Zürich 1874. (Erstaufführung 30. Dez. 1867, Zürich.) Wer ist der Herr Pfarrer? Lustspiel in 1 Aufz. 2. Aufl. Berlin 1874. (Erstaufführung Zürich 29. Nov. 1868.) Der Sekretär. Lustspiel in 1 Aufz. 3. Aufl. Universalbibliothek Phil. Reclam, Leipzig. (Erstaufführung Zürich 24. Nov. 1869.) Holländ. Übersetzung: Het misverstand. L. van Helft, Kampen. Die beiden Mosen. Ein vaterl. Gedicht 1871. Der neue Columbus, Lustspiel in 2 Aufz. Zürich 1871. Der Sohn des Pastors. Schauspiel in 1 Aufzug. 1874. (Erstaufführung Karlsruhe 22. Jan. 1873.) Das Röschen vom Kochersberg. Elsässisches Lebensbild in 5 Aufz. 2. Aufl. Zürich 1875. Ingeborg. Schauspiel in 4 Aufz. Zürich 1886. (Erstaufführung 12. März 1886 Zürich.)

Calmberg schrieb auch Die Kunst der Rede, Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik. Zürich 1884. 2. Aufl. 1885 (wenige Monate nach der ersten).

(Quellen: 1. Handschriftl. autobiogr. Skizze Calmbergs. 2. Korrespondenzblatt der Burschenschaft Germania in Gießen. III. Jahrgang. Nr. 3. August 1881. 3. Deutsches Dichter-Lexikon von Franz Brümmer.)

Bei der großen Schwierigkeit, sich über Calmberg zu instruieren, bin ich hier absichtlich ausführlich geworden.

Davos Kulm 8 Aug. 1871.

Herzlichen Dank, lieber Freund, für Ihre Zeilen und die neuen Photographien, die mich nahezu befriedigen. Zur Vollendung Ihres Lustspiels[1]) wünsche ich Glück: möge Ihr Kind Ihnen Freude machen.

Es ist hier vieles Kleinere entstanden: Landschaftslyrik[2]) in bekannter Weise. Den Bogen des Odysseus aber, das Drama, halte ich noch, wie die Freier, betrachtend in der Hand.

Den Anfang des Hutten habe ich eben korrigirt und mich ergötzt an seiner Klarheit.

Gottbefohlen

Ihr C. F. Meyer.

Davos Kulm 18 Sept. 1871.

Lieber Freund,

ich empfehle Ihnen diese drei „Balladen" zu eingehender Kritik und mich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen.

Den Jenatsch betrachte ich als gesichert, da ich dem Stoff die dramatische Seite und den Characteren ihre Tiefe glaube abgewonnen zu haben.

Treuergeben

C. Fd. Meyer.

Der Hutten erscheint in einigen Tagen. Er sei Ihnen zum Voraus ans Herz gelegt!

(Auf der Rückseite steht, von Betsys Hand geschrieben, das Gedicht „Die Karyatide" mit den Bemerkungen Calmbergs:)

---

1) Wahrscheinlich „Der neue Columbus". Lustspiel in zwei Aufzügen. Zürich 1871. Erstaufführung im Spätherbst in Zürich.

2) Siehe Adolf Frey: „C. F. Meyer", S. 222—225.

Die Karyatide.

1570. 1871.

Am Louvre steht in griechischem Gewand
Ein junges Weib von Stein. Sahst du sie nie?
Vollendet hatte sie des Meisters Hand
Am Tage vor der Saint Barthelemy.

Der blutgen Hochzeit rother Fackelschein
Umlodert ihr die schöne Wange wild,
Dann schlummert sie auf ihrem Sockel ein
Im Busen grimmen Brudermordes Bild.

Dreihundert Jahre dunkelten den Bau,
Und wieder flammt das Louvre roth wie Blut,
Da regte langsam sich die Marmorfrau,
Antlitz und Arme heiß von Jugendglut.

Von ihren schweren Lidern hob der Bann
Sich mählig und der lange Schlummer wich,
Sie starrte staunend in den Brand und sann:
Das ist Paris! . . . Ich weiß . . . sie morden sich.

(Calmberg schickte den Brief mit folgenden Bemerkungen zurück: „Die Idee des Gedichts ist gut und lebensfähig. Ich würde von „flammt" an Praesens behalten, durchweg. Am Schluß wünschte ich eine wirksamere Pointe, die eine Steigerung, etwas Neues enthielte, z. B. wenn die Marmorfrau sich in die Flammen und Trümmer stürzte".)

Das zweite Blatt des Briefbogens, das jedenfalls die zwei andern „Balladen" enthielt, ist nicht mehr vorhanden.

Davoskulm 27 Sept. 1871.

Meinen besten Dank, verehrter Freund, für die Kritik der drei Balladen, mit der ich, bis auf einen Punkt,[1]) ein-

[1]) Bezieht sich zweifelsohne auf Calmbergs Vorschlag, das Ende der „Karyatide" zu ändern.

verstanden bin. Der Hutten von Peter Gisling[1]) langte an wie meine Zeilen abgingen. Durch die Geschmacklosigkeiten und die Rhetorik der 16 Jahre hindurch hat mich die große Wärme des Gedichts frappirt, ja ergriffen! Ein Stachel für die Lebenden.

Der Hutten ist correkt gedruckt. nur der Segen (13) ist durch eine falsche Lesart unruhig geworden (die doppelte Anrede an Deutschland und den Zürchersee)[2]) und pag. 107 steht ein: dieweil statt derweil. Was ich über das Ganze der Composition seit sie mir fremder geworden ist, denke, werde ich mich wohl hüten, meinem Rezensenten zu verrathen. Wir werden am 5 Okt. heimkehren, aber es liegen Projecte vor zu einer italienischen Reise, die nicht zu spät im Jahr angetreten werden darf.

Meine l. Schwester grüßt Sie mit mir auf's freundlichste. Von Hutten erhalten Sie zwei Exemplare so bald als möglich.

In alter Freundschaft

Ed. Fd. Meyer.

---

27 Okt. 1871

Lieber Freund,

Es ist mir unmöglich, Ihnen nicht sogleich zu sagen, wenigstens mit einer Zeile, welche Freude mir Ihr ausgezeichneter Artikel in der „Rheinischen" gemacht hat.[3])

Treuergeben Ed. Fd. M.

---

[1]) Alle Nachforschungen nach diesem Peter Gisling blieben erfolglos.

[2]) 2. Str.: Heimat, aus der ich, hart verfehmt, entwich,
Mit laut erhobner Stimme segn' ich dich!
6. Str.: Oft hört' ich von der Schweizerseen Reiz,
Jetzt schirmst du mich, du hellster See der Schweiz.
7. Str.: Vergiß nicht, Deutschland, wer dem Hutten bot,
Die letzte Freistatt und das letzte Brot!

[3]) Betsy Meyer legte ein Blättchen bei: „Eine vortreffliche Beurteilung des „Hutten", verehrter Freund! Die beste, die erschien und die, welche Conrad die meiste Freude macht! Herzlichsten Dank!"

Venedig 21 Dez. 1871.

Lieber Freund,

Ihre l. Zeilen, die von der Aufführung Ihres Lustspiels durch Poßart berichten, haben uns in Verona große Freude gemacht, und ich war im Begriff dieselben zu beantworten, als mich mein Aufbruch nach Venedig und gesellige Pflichten die meine letzten Tage in Verona ausfüllten, die Antwort vertagen ließen. Hier, in dieser wunderlichen Winkelstadt, mußte ich mich zuerst zurechtfinden lernen, ehe ich zur Feder griff. Dieß Venedig hat mich wirklich überrascht. Die-

---

Die Rezension erschien im Feuilleton der „Rheinischen Zeitung" vom 25. Okt. 1871. „Huttens letzte Tage." Unter diesem Titel ist soeben bei H. Haessel in Leipzig eine Dichtung von C. Ferdinand Meyer erschienen, die wir allen Freunden der Poesie, insbesondere allen freisinnigen Deutschen, welche in Hutten einen Vorkämpfer für deutsche Freiheit verehren, bestens empfehlen können. . . . .

Dieses freundliche Eiland, umgeben von einer herrlichen Alpennatur, ist der Schauplatz unserer Dichtung. Wir sehen Hutten zur Insel kommen, darauf leben und sterben. Die Zeit seines Aufenthaltes auf der Insel ist nur kurz, der Dichter aber hat es mit großer Kunst verstanden, in diesen engen Rahmen die bedeutendsten Momente von Huttens Leben und Weltanschauung zu sammeln, so daß uns die Dichtung in kurzen, scharfen Umrissen ein anschauliches Bild des ganzen Mannes gibt.

Bot sich dem Dichter hierbei die Schwierigkeit, seinen Helden bisweilen in Erinnerung statt in Aktion zu zeigen, so hat er doch auch durch geschickte, der Geschichte entsprechende Griffe Gelegenheit gefunden, eine große Reihe höchst lebensvoller Bilder zu zeichnen, in welchen er uns den Helden in gegenseitigem Verkehr mit Freunden und Feinden zeigt. . . .

Einfach, aber ergreifend schön durch die Tiefe der Empfindung und die Farbenpracht der knappen Sprache ist Huttens Begegnung mit dem berühmten Arzte Theophrastus Bombastus Paracelsus dargestellt, aus dessen zurückhaltendem Wesen Hutten schließt, daß er bald sterben müsse. . . .

Was die Dichtung als Ganzes betrifft, so hat der Dichter mehr das poetisch Schöne als die Parteitendenz im Auge gehabt, doch ist die Dichtung — der Form nach eine Reihe von Monologen — durchweg im Geiste der Gegenwart gehalten und deshalb angesichts der neuerdings sich wieder hoch aufblähenden Jesuiterei sehr zeitgemäß und des großen Hutten würdig. Daß der Verfasser als Schweizer mit solcher Liebe einen Deutschen feiern konnte, müssen wir von deutschem Standpunkt aus mit besonderer Freude anerkennen . . . ."

Wolkenlosigkeit des ganzen Monats blieb uns bei der Einfahrt und bis heute treu, und so hat uns die als melancholisch berühmte Meerstadt eher einen heiter großartigen Eindruck gemacht, ja, die große Wasserstraße des Canal grande mit ihren alten Palästen, dann die Piazza und Piazetta, die Meer- und Inselaussicht der Giardini publici verdienen die Bezeichnung der Einzigkeit. Der Styl der alten Paläste scheint mir, im Gegensatz mit den römischen Bauten, ein kaufmännisch lebenslustiger, nur durch Alter und Verwitterung ehrwürdig. Höchst originell sind die meist engen Gassen, deren beide Seiten sich mit ausgebreiteten Armen erreichen lassen, und ich bin begierig auf den ersten Regentag und die Schirmverwirrung. Die berühmte Urbanität der Venetianer ist erklärlich: sie lernen ausweichen. Hier kann und muß man die Straßenfiguren in der Nähe betrachten, und ein Ausgang wird immer zur prächtigen Unterhaltung. Schönheit ist hier, wie in Verona, gewöhnlich, doch sind nicht mehr als drei oder vier Typen und bedeutende Köpfe selten. In Verona ist die Farbe frisch und der Ausdruck resolut, hier dominirt das Teigichte und Blonde. Ein merkwürdiger Typus ist das alte Weib, ebenso der Betteljunge. Pfaffen sind hier rar und die Mönche ganz verschwunden.

Die italienische Geberde ist wunderbar ausdrucksvoll, fast gewaltsam, aber nie eckigt; oft nahe an der Fratze und doch nie widrig. Über das Lächeln und Lachen ließe sich ein Kapitel schreiben: es ist ein wahres Aufglänzen des Innern. — Sinn für Einzelstellung und Gruppe. Neulich sah ich fünf Buben, die sich unter den Armen faßten und richtig ganz instinktiv so, daß der Größte in die Mitte und die zwei Kleinsten an die Enden kamen, eine völlige Pyramidalstellung.

Ich bin zwischen diesen und den obigen Zeilen in der Pinakothek gewesen, habe aber nur die Titiane betrachtet. Und Titian ist ebenso groß als Raphael, realistischer, breiter, irdisch feuriger, männlicher (Raphael starb eben mit 36). Übrigens idealisirte auch Raphael weit weniger, als wir glauben. Schönheit und große Geberde (z. B. beim Schreiten) fand er in der Natur. Raphael ging durchaus von der Wirk-

lichkeit aus, der er freilich einen wunderbaren Glanz und Schwung zu geben wußte. M. Angelo allerdings hat sich mit Hülfe seiner anatomischen Studien ein eignes Riesengeschlecht erschaffen. Doch ich gerathe ins Plaudern. Lieber setze ich Ihnen noch eine Kleinigkeit bei.

Santa Lucia bei Verona,

wo das (deutsche) 10 Jägerbataillon 1848 zum großen Theil bei der Vertheidigung des Kirchhofs den Heldentod starb.[1])

a) Eine Reihe von Cypressen
Führt mich ernst und dunkelgrün
Auf die Gräber, wo vergessen
Helden schlummern schlicht und kühn.

b) Dort Verona, der Arene
Blutbesudelt Alterthum,
Hier des Friedhofs enge Szene
Drauf geblutet deutscher Ruhm.

c) Wochenlang aus welschen Lüften
Schlürf' ich Freude schon und Scherz,
Über diesen deutschen Grüften
Spricht zum ersten Mal das Herz.

d) Durch die wundersüße Bläue
Nördlich fest den Blick gewandt
Und den[2]) Fuß auf deutscher Treue,
Steh ich hier im Vaterland!

Wir haben hier im Hotel einen Nachbar aus Wien, der dem Rath Fischer in Laubes „bösen Zungen", wie ihn Possart in München auffaßte, zum Verwechseln gleicht.

Grüßen Sie freundlichst von mir Dr. Wille und theilen ihm meine Adresse mit: Ed. Ferd. Meyer von Zürich Hôtel Bauer Venezia. Wir beide wünschen Ihnen fröhliche Weihnachten.

---

[1]) C. F. Meyers Jugendfreund Conrad Nüscheler focht diesen Kampf als Offizier der Kaiserjäger mit, woraus sich des Dichters Teilnahme an Ort und Vorgang erklärt.

[2]) Daneben steht: (Meinen?).

Venedig 28 Jan. 1872

hôtel della Laguna, riva degli Schiavoni.

Ihr Schreiben, l. Freund, hat mir um so größere Freude gemacht, als ich längst auf Nachrichten von Ihnen begierig war. Freilich weiß ich, daß Sie in dieser Zeit schwer zur Feder greifen, angespannt, wie ich Sie gegen Ostern immer gesehen habe. Diese Zeilen mögen Sie wenigstens von Ihrer Unpäßlichkeit befreit finden. Wir sind ein seltsames Paar: Sie in der strengen Disziplin des Amtes, während ich zu thun habe, mir meine eigene Zucht zu schaffen; doch habe ich heute ein gutes Gewissen und mein Gestern keineswegs verloren.

Wesendoncks[1]) Abreise ist für uns ein nicht geringer Verlust, den wir erst später recht dürften fühlen lernen. Von U. Willes Verlobung wußte ich noch nichts, wohl aber von der Annäherung der jungen Leute, und von dem Wunsch, sich näher kennen zu lernen.

Ob ich dieses Jahr, l. Freund, Neapel werde besuchen können, ist zweifelhaft. Bologna und Ravenna werde ich wohl noch mitnehmen, aber vor Ende März muß ich wegen des Umzugs nach Meilen zurück sein.

Ich frage mich, warum Sie Possart in: „Wer ist der Herr Pfarrer" nicht vollständig befriedigte und vermuthe, wie ich den begabten Schauspieler in München auf der Bühne kennen lernte, daß er den Hn. Pfarrer zu sehr als Lustspielfigur behandelte, mit irgend einer komischen Färbung, schulmeisterlich, aber auch im Gegentheil als ironischen Frauenbändiger, kurz nicht edel und seiner Frau gegenüber nicht liebevoll genug.

Hier habe ich zwei Lustspiele gesehen beide, ohne daß ein Schauspieler ersten Ranges wäre, meisterhaft gespielt, beides bürgerliche Lustspiele, venetianische Lokalstücke, wo nicht nach dem Wagen, sondern nach der Gondel gerufen wird. Das eine, das venetianische Leben vor jetzt gerade einem Jahrhundert schildernd, heißt la buona madre von Goldoni.

[1]) O. und M. Wesendonck, die bekannten Freunde Wagners.

Es erscheint ein ungezogener, zugleich scheuer und bengelhafter Junge, der seiner Schwester mit dem Messer droht, weil sie ihm die Manschetten nicht rasch genug bügelt. Jammer der Mutter mit der Nachbarin, einer hübschen jungen Wittwe, die sich anerbietet, den Jungen zu heiraten, um ihn zu civilisiren. Freude der Mutter. Der Junge hat aber ein Verhältnis mit einem Mädchen aus dem Volke, deren Mutter ihn als Mann für ihre Tochter kapern möchte. Ein vom Podagra geplagter Nachbar (Nachbar und Nachbarin sind, wie bei Molière, stehende Rollen), der sich nicht allein setzen kann, dann aber gleich seine Beiständerin (wer sie sei) neben sich bittet und ihr einen Antrag macht, füllt als komische Figur, die Szene. Von ihm erfährt die buona madre, daß ihr ungelenker Sohn bei einem Mädchen sich emancipirt, eilt hin; die beiden Mütter zerren den Jungen (körperlich) hin und her, der zu flennen beginnt. Die junge Witwe nimmt sich des Verirrten an und das Mädchen aus dem Volke bekommt zu ihrer Zufriedenheit den alten Nachbar.

Das zweite Stück: „Die gute Tante" spielt in der Gegenwart. Eine zerrüttete Familie, schwacher Mann, putzsüchtige, junge zweite Frau, unbesonnene Tochter, ungezogene Buben wird alles durch eine drollige energische Tante vom Lande in Ordnung gebracht, die die Schulden zahlt und das Mädchen verheirathet.[1])

Nur noch ein Wort von meinem Gedicht;[2]) es gedeiht, ein Drittel ist niedergeschrieben, der Gedanke ist fruchtbar, die Form (die von Otto dem Schütz, aber sagen Sie Kinkel nichts davon!) gefällig. Ich habe recht gute Hoffnung.

Schreiben Sie mir bald wieder eine Zeile,

Ihr M.

---

[1]) C. F. Meyer skizziert diese Lustspiele zu Nutz und Frommen Calmbergs, der sich damals mit Lustspielstoffen beschäftigte und seine nach Italien reisenden Bekannten um Mitteilungen über italienisches Volksleben und italienische Lustspiele bat.

[2]) Engelberg.

Ein Wort über den Ausgang der Seminarfrage [1]) wäre mir erwünscht.

Meine l. Schwester grüßt aufs freundlichste.

(Von der Hand Betsy Meyers) Wie waren denn bei der Vorlesung der Edith [2]) die Rollen vertheilt? Gute Besserung! Auch hier haben wir Nebeltage.

Bologna 14 März 1872
hôtel Brun.

In vierzehn Tagen, l. Freund, hoffe ich Sie wieder zu begrüßen. Mein Umzug nach Meilen erfordert meine Heimkehr, und, da Schwester und Tante meines l. Freundes Nüscheler, während des nothwendig gewordenen Umbaus ihres Hauses in der Stadt meine bisherige Wohnung im Seehof in Küsnacht beziehen, will ich aus Freundesrücksichten so bald als möglich räumen.

Wenn die Volksabstimmung die Aufhebung des Seminars gutheißt, werden Sie, vermuthe ich, der pädagogischen Abtheilung der Universität (oder wie sich die neue Einrichtung benennen wird) nach Zürich folgen, auf jeden Fall Ihres Bleibens in Küsnacht nicht länger sein. Doch ist die Entfernung von Zürich nach Meilen eine leichtüberwindliche und unser Verkehr wird darunter nicht leiden.

Meine letzte Woche in Venedig wurde durch Willes Anwesenheit belebt. Die Angela [3]) war am Vorabend seiner Ankunft beendigt und ich hoffe, sie Ende April [4]) nach Leipzig zu senden, nachdem ich ihr zu Hause mit frischen Augen die letzten Striche werde gegeben haben. Sie können sich denken, daß ich hier im Stillen auch an meinen andern Entwürfen [5])

---

[1]) Der Gesetzentwurf, der das Seminar Küsnacht mit der Hochschule verschmelzen wollte, fiel bald darauf in der Volksabstimmung durch.

[2]) „Edith oder die Schlacht bei Hastings", Trauerspiel von Mathilde Wesendonck.

[3]) Engelberg.

[4]) Er kam erst im Juni dazu.

[5]) U. a. Amulet und Jenatsch.

fortbilde und das fortwährende Zusammenleben mit den Meisterwerken der bildenden Künste mich mannigfach anregt. Ich habe meine Zeit nicht verloren und, im einzelnen manches opfernd, im Ganzen meine Ziele so ziemlich erreicht. Möge mir gelingen, diesen modus vivendi (ich will sagen: diesen wohlthuenden Wechsel von Aufnehmen und Produziren) auch ferner festzuhalten.

Bologna, wo ich gegenwärtig weile, ist eine reiche Stadt mit hohen Bogengängen und wunderlichen Thürmen und — die Hauptsache — einer ganz unvergleichlichen Pinakothek. Der vorgestern hier bekannt werdende Tod Mazzini's und der gestrige Geburtstag des Königs gaben dem infolge alter munizipaler Freiheit sehr ausgeprägten Volkscharakter viel Physiognomie und Bewegung. Vorgestern wohnte ich auch der ersten Aufführung einer Oper mit den beklemmenden Schwankungen von Gunst und Ungunst des Publikums bei.

In Venedig sah ich vor meiner Abreise noch mit Wille zwei neue Stücke; worunter ein Nero, den ich gedruckt heimbringe. Wir plaudern einmal, so Gott will, von allen diesen Dingen mit Muße.

Seien Sie mir herzlich gegrüßt und auf baldiges gutes Wiedersehen

Ihr M.

Lieber Freund,

Glücklich heimgekehrt und in Meilen eingezogen, schicke ich meinem l. Mitstrebenden einen freundlichen, herzlichen Gruß, und bitte ihn, in nicht allzu langer Frist um eine Zusammenkunft und sein mir geradezu unentbehrliches Urtheil über mein neues Gedicht vor dessen letzter Überarbeitung.

30 März 1872. Treuergeben
Meilen, Seehof Cd. Fd. Meyer.

Seehof Meilen 21 Sept. 1872.

Lieber Freund,

seit einigen Tagen aus dem Engadin zurück, freue ich mich herzlich, Sie nächsten Mittwoch bei Dr. Wille wiederzusehen und Ihren Lessing[1]) mitanzuhören. Die mit C bezeichneten Zeilen in der N. Z. Z.[2]) die ich Ihrem Wohlwollen zuschreibe, sind mir lieb und theuer. Freilich hätte ich Lob und Bedenken, die ich zwischen den Zeilen lese, entschlossener ausgedrückt gewünscht, doch haben Sie vielleicht mit Recht diese harmlosere Art der Einführung in die Öffentlichkeit für Engelberg vorgezogen. Ich freue mich, Sie wiederzusehen.

Ihr M.

Seehof Meilen 11 Dez 1872

Lieber Freund,

ich habe in der letzten Zeit oft an Sie gedacht, und hätte Sie wohl einmal besucht, wenn ich Sie nicht beschäftigt gewußt hätte und selbst beschäftigt gewesen wäre. Vor Neujahr aber machen Sie mir die Freude eines Besuches, nicht wahr? Bestimmen Sie selbst Tag und Stunde! Doch ich besinne mich daß kein Spätbot geht, also ganz sans façon zum Mittagessen.

Für den neuen Beweis von Freundschaft den Sie mir gegeben haben und für welchen ich gar nicht unempfindlich bin, sage ich Ihnen meinen freundlichen Dank. Weiteres besprechen wir wohl mündlich.

---

[1]) Später, d. h. im Druck „Der Sohn des Pastors".

[2]) Neue Zürcher Zeitung vom 13. September 1872. Nach kurzer Inhaltsangabe heißt es: „Der Dichter nimmt auf die bekannte Sage Bezug, nach welcher jedesmal, wenn im Kloster Engelberg ein Abt gestorben ist, die Engel vom Himmel auf den Engelberg herabkommen und dort unter himmlischer Musik die Seele des Gestorbenen in Empfang nehmen. Der Umstand, daß der Dichter die Orte der Begebenheit aus eigener Anschauung kennt, hat seiner Dichtung eine besonderes frische Färbung verliehen."

Mich verlangt Sie wiederzusehen. Da wir nun einmal eine Art Waffenbrüder sind, haben wir uns viel zu erzählen.

Ihr M.

Meilen 10 Juli 1873.

Mein lieber Freund,

Für Ihren „Lessing" unsern herzlichen Dank. Durch Ihre letzte Bearbeitung hat er an Leben und Raschheit auffallend gewonnen und macht uns einen hübschen Eindruck. Ich wünsche Ihnen Glück dazu.

Ich höre von Wille, Sie werden in den nächsten Tagen nach Wien gehen. Wollen Sie uns nicht vor Ihrer Abreise noch ein oder ein paar Stündchen schenken: wir sind immer zu Hause.

Längst hatte ich einen Besuch bei Ihnen projektirt, wurde aber durch reichliche Beschäftigung und durch die Hitze festgehalten.

Es würde mir Freude machen, Ihnen wieder einmal die Hand zu drücken

in alten Treuen Ihr M.

Seehof. Meilen 20 März 1874.

Lieber Freund,

Da ich mit Fr. Brümmer in Berührung gekommen bin, der ein D. Dichterlexicon im Verlag von Knüll (Eichstätt und Leipzig) erscheinen läßt, wurde mir von ihm eine Liste von Namen mitgetheilt, über welche er Auskunft wünscht. Der Ihrige befindet sich darunter und Sie werden ihm einen Gefallen thun, wenn Sie ihm beförderlich eine autobiographische Notiz mittheilen. Die vollständige Adresse ist: Herr Franz Brümmer Lehrer an der höhern Bürgerschule in Nauen bei Berlin.

Ich fühle erst jetzt daß mich meine Halsentzündung doch etwas mitgenommen hat und freue mich auf das Frühjahr.

Ihr

C. F. M.

---

31 Dez. 1874.

Lieber Freund,

meine aufrichtigen Wünsche für 1875, nebst meinem Dank für die zweimal mir gegebenen guten Nachrichten, denen sich eine dritte anschließt, die in der Ill. Leipz. Z., nämlich daß Frau Niemann das Röschen vom Kochersberg in ihr Gastspielrepertoir aufgenommen hat.

Heute sind die Wille für zwei Monate nach Venedig verreist. Alles Liebe und Gute.

Ihr C. F. M.

Wangensbach. 14 Febr. 1876.

Lieber Freund,

vor einigen Tagen heimgekehrt,[1]) habe ich mir, bei dem raschen Klimawechsel — ich kam aus dem Sommer — eine Grippe geholt, bin aber fast wiederhergestellt. Sobald es geht, muß ich meine Dankbesuche in Zürich machen, habe auch sonst mit Aus- und Einräumen noch viel zu thun. Ende dieser Woche aber läßt sich gewiß ein Stündchen finden, wo ich Sie begrüßen kann, und danach verlangt mich herzlich. — Von den glänzenden Erfolgen Röschens habe ich gehört und freue mich dieselben vorhergesagt zu haben, sobald ich, bei der ersten Lectüre, den Herzenston in der Hauptrolle gefühlt hatte. Dieser Herzenston aber hat an dem Erfolg gewiß ebenso viel Antheil als die glückliche Wahl und Zeichnung von Land und Leuten.

---

[1]) Aus Korsika, von der Hochzeitsreise.

Wille meint, Sie sollten nur die „N. P. Fahrer“[1]) in Mariafeld vorlesen.

Meine l. Frau befindet sich Gottlob recht wohl, von meiner l. Schwester habe ich ganz vortreffliche Nachrichten aus Florenz. Sie zeichnet und ist in glücklicher Stimmung.

Ein „vaterl. Schauspiel von F. Dahn: Deutsche Treue“ fand ich hier vor und habe es gelesen. Ich profezeie ihm Glück.

Unverändert

Ihr CFM.

Kilchberg 30 Sept. 1877.

Mein lieber Freund,

Ihre Mitteilung hat mich gefreut und — lebhaft interessirt. Man sieht, wie solid eigentlich der deutsche Geschmack, selbst in Berlin ist. An Ihrer Stelle wäre ich, nach dieser Aufnahme des Röschens, in Berlin ganz Feuer und Flamme — Vorwärts!

Von Herzen

Ihr C F M.

Kilchberg 29 Nov. 1877.

Mein lieber Freund,

ich war in den letzten Tagen sehr nach Ihnen verlangend, zumal da ich letzten Sonnabend auf dem Spätbote hörte, daß Sie unbäßlich seien. Das ist nun vorüber, denke ich. Hüben oder drüben, wir müssen uns vor Weihnachten noch einmal ausgiebig sehen.

ich habe eine wahre Sehnsucht nach Ihnen und — nach Wille, den Sie mir grüßen. Es ist doch rein absurd, sich mit dem Auge — denn ich sehe hier auch Willes Hofräume —

[1]) „Die Nordpolfahrer,“ ein Stück, das Calmberg nie vollendete.

aber, ohne Umwege, nicht körperlich erreichen zu können. Ich habe sonst hier sehr geisteskräftige, leider nur durch allerhand Zwischenfälle zerhackte Tage.

Heut ist das Polakenfest in Rapperswyl.[1]) ich konnte mich in Gottesnamen nicht entschließen, daran theilzunehmen. Sonst mag ich den Nachbar[2]) — er fast ein König, ich fast ein Poet — das schickt sich ganz vortrefflich. Nur schimpft er mir etwas zuviel auf meine arme „an Bismarck verkaufte" Schweiz.

Anläßlich Ihrer Reise nach Deutschland wissen Sie, daß hier, in Kilchberg, einer ist, der an Ihnen großen Antheil nimmt und Ihnen jedes Gute und Beste wünscht.

Ihr M.

Kilchberg 20 Sept. 1878

Mein lieber Freund,

hier ein kleiner Beitrag von uns zu Ihrer häuslichen Einrichtung. Ein ähnliches Nachtlicht hat uns schon so oft gute Dienste geleistet. Wir hätten es vorgestern mitgebracht, aber Sie wissen, daß ich kein Freund von Gepäck bin. Es wäre ein Leichtes, das Geräth mit einigen allegorischen Reimen zu begleiten, aber Sie sind hinwieder kein Freund der Allegorie und überdieß, wer wollte Eulen nach Athen tragen?

Der Graf hat sich heute brieflich nach Ihnen erkundigt. Ich antwortete, Sie werden ihn besuchen; ob noch vor seiner Abreise, sei ungewiß.

Anläßlich des gräflichen Wunsches ist zu sagen, daß ich dem in der letzten Zeit mehr als billig geplagten Herrn gern etwas Nachbarliches erwiese. Ein kurzes Portrait der Gräfin[3])

---

[1]) Zu Rapperswil befindet sich auch das Polenmuseum.

[2]) Graf Ladislaus Broel-Plater, der bei der, wie er hoffte, baldigen Wiederaufrichtung Polens den Thron des Reiches zu besteigen dachte.

[3]) Caroline Bauer, Gräfin Plater, starb bald nachher, den 18. Okt. 1878.

von zugleich discreter und kräftiger Hand, das der Novelle voranginge, wäre wohl das Rechte. Die Titel-Angabe: „von den Freunden" gefiele mir ausnehmend.[1])

Die Schwierigkeit wäre, die unbedingt beste oder wenigstens populärste Novelle auszuwählen, zu erhalten, wenn dieselbe in fremden Händen liegt und druckfertig zu machen. Eins und Drei wäre Ihre, Zwei des Grafen Sache.

Daß ich — versuche ich es mit dem Portrait — jede Verbesserung von Ihrer Hand voraus acceptire, ist selbstverständlich.

Mein Engadiner-Aufenthalt[2]) hat mich merkwürdig erfrischt. Vergessen Sie ja nicht, im nächsten Jahre Ihre l. Frau diese beglückende Luft athmen zu lassen.

Sie sind jetzt der überall Erwartete, auch in Mariafeld. Wir hoffen an die Reihe zu kommen.

Grüße von Haus zu Hause!

In alter Liebe

Ihr C. F M.

---

12 April 1879.

Lieber Freund,

Dank für Ihre guten Zeilen! Ich wäre übrigens zu gewissenhaft gewesen, Ihnen meine Verwandte zu empfehlen, das hat meine l. Frau auf dem Gewissen.

Der Heilige. Eine Geschichte, die Hans der Armbruster erzählte, ist unwiderruflich fertig. Trotz Honorar und Ehre kann ich mich, mehr noch übrigens aus innern die Composition selbst (Bischof und König!) betreffenden als aus äußern Gründen nicht entschließen, die Novelle in die „Rundschau" zu geben und werde morgen an Rodenberg ad hoc schreiben.[3])

Ich würde Sie so gerne während Ihrer Ferien etwas ausgiebig hier sehen, einen Nachmittag, doch wollen wir das

[1]) Dieses literarische Denkmal kam nicht zustande.

[2]) C. F. Meyer war 1878 mit der Frau in Silvaplana gewesen.

[3]) Meyer änderte bald hernach diesen Entschluß.

Schneegestöber vorbeigehen lassen. Wir besprechen dann zusammen meine neue Composition, den „Comtur", der, nach meinem alten ersten Gedanken, sehr große Proportionen annehmen will (Roman = Epos, zweimal so groß als der Jenatsch).

Ich habe noch einige Scrupel über diese Art Composition, über die nötige Festigkeit der Fabel etc. Ich glaube, man kann sie so ziemlich den Gesetzen des Epos, die ja sehr bekannt sind, unterwerfen.

Die Figuren, die Fabel sind noch fluid. Fest aber steht der Grundgedanke: Übergang aus einer Zeit in die andere in einer Reihe von Characteren. Trotz der zahlreichen Unterliegenden ein Triumphzug der Menschheit. Ich muß abbrechen.

Ihr CFM.

Kilchberg den 5 Nov. 79.

dictirt[1])

Lieber Freund,

Es hat mir Freude gemacht Ihre Schrift nach langer Unterbrechung wieder einmal zu sehen. . . . . [Ausgeschnitten]. Einer sei Herr, sagt V[ater Homer?] heis Koiranos esto. Eine sei Herrin, ist eine noch größere Nothwendigkeit. Allerdings bin ich vor ein paar Wochen in der Nähe von Camfer mit dem Wagen gestürzt und wurde in einem starken Bogen auf einen Steinhaufen geschleudert. Ein Armbruch war das Kleinste, was ein Mann von meinem Gewicht bei einem solchen Wurf erleiden konnte. Die Heilung geht normal, aber recht langsam von Statten und es ist mir keine kleine Geduldsprobe auferlegt. [Rückseite des Ausgeschnittenen . . .]

Ich habe Ihnen gestern einen Separat-Abdruck des im Novemberheft der Rundschau erschienenen Anfanges meiner

---

[1]) Geschrieben von Frau L. Meyer.

Novelle[1]) geschickt, Mitte und Ende werden das Dezember- und das Januarheft bringen. Legen Sie es mir nicht als Eitelkeit aus, wenn ich Ihnen die drei Stücke separat zusende. Schon Ostern wird der Heilige in Buchform erscheinen, und wenn Sie mir eine Bemerkung, Klarheit der Zeichnung oder Richtigkeit der Farbe betreffend, oder wenn es auch nur eine grammatikalische wäre, zu machen haben, so kommt sie jetzt noch rechtzeitig. Der Text wird vorweg korrigirt und nach Leipzig gesandt. Das Ganze der Composition wird sich freilich erst mit der dritten Sendung beurtheilen lassen.

Auf die Einleitung zu Ihrer Stylistik[2]) bin ich begierig. Wie wäre es, wenn Sie einmal herüber kämen (zu Hause werden Sie mich immer treffen, und ich bin geistig vollkommen frisch) und mir dieselbe oder wenigstens ein Stück davon mittheilen würden? Ich frage mich, wie Sie die Sache angefaßt haben. Dieses und jenes Gedichtchen würde ich bei diesem Anlaß gern Ihrem Urtheil unterwerfen. Es kommt mir jetzt sehr zu Statten, daß ich gewohnt bin, meine Sachen ohne Hülfe der Feder im Kopf auszuarbeiten, übrigens ist auch für einen Secretair gesorgt und zu kurzen Episteln an meine Freunde leiht mir meine l. Frau ihre Feder. Grüßen Sie uns die Ihrige.

Ihr invalider

C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich. 6 Juni 1880.

Mein lieber Freund,

Ihre Besprechung des Heiligen in den „Züricher Nachrichten" hat mir mit ihrer kräftigen Manier und dem geübten Blicke für das, worauf es ankommt, wahre Freude gemacht. Ob ich nun noch den Artikel in der Frankfurter Ztg,

---

[1]) „Der Heilige."

[2]) A. Calmberg, „Die Kunst der Rede. Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik." Zürich 1884. Zweite Auflage 1885.

von welchem Sie mir sprachen, zu erwarten habe oder ob der in den Nachrichten das Aequivalent ist — gleichwohl, empfangen Sie meinen herzlichen Dank für das Ansetzen einer mir von langeher bekannten und lieben Feder.

Treuergeben

Ihr CFM.

---

10 Juni 1880.
Kilchberg bei Zürich.

Lieber Freund,

ich bin Ihnen für Ihre freundlichen Bemühungen um meine Novelle sehr verpflichtet, befürchte aber, die Frankf. Z. wird auch den kleinen Art. nicht aufnehmen, da sie wohl — das einzig denkbare Motiv solchen Verfahrens — den „Heiligen" für ultramontan hält, worin sie sich freilich täuschen würde.

Kommen Sie nicht bald einmal herüber zu Huschkes[1]) oder mir oder „Graf?"

Ihr alter CFM.

Kilchberg 16 Nov. 1880.

Lieber Freund,

Köberle's[2]) Buch zurücksendend, bitte ich um freundliche Verzeihung, dasselbe so lange behalten und überdies Ihre gerade im Momente meiner Abreise nach Dresden anlangende Zeile unbeantwortet gelassen zu haben. Eine Nummer der „Rundschau" war nicht zu senden, da — wenn ich mich nicht gänzlich täusche — H. Uhde's „Botschafterin" überhaupt nicht in dieser Zeitschrift erschienen ist.

Meine Wünsche im voraus für 1881,

Ihr treuergebener

C. Ferd. Meyer.

---

1) C. F. Meyers Nachbar in Kilchberg.

2) Von G. Koeberle erschien 1880 „Der Verfall der deutschen Schaubühne".

Grüßen Sie mir Dr. Wille und namentlich auch Frau Doctor, welcher hoffentlich dieser milde Winter zuträglich sein wird, recht herzlich. Köberle folgt morgen. Er ist noch nicht verpackt.

---

5 Jan. 1881.

Lieber Freund,

Ihre Zeilen haben mir als ein Lebenszeichen viel Freude gemacht. Wegen des Gräßlichen (Es ist auch wohl nur Ihr Spaß) fürchten Sie nichts! Außer dem Titel ist an meinem Novellchen „Die Hochzeit des Mönchs" nichts gräßlich. Im Gegentheil, ich habe eine Figur hinein erfunden, wohl die am meisten sympathische, welche ich je gezeichnet habe. Mit Goethe haben Sie schon recht. Die Graphie Göthe ist schrecklich. Ich habe mich daran gleich beim ersten Einblick in das Gedruckte geärgert. Huschkes haben mir unlängst von Zürich aus gratulirt.

Deutschland hat mich *sehr heimatlich* angemutet.[1])

Ihr alter CF Meyer

Vergessen Sie meiner bei der l. Frau nicht!

(Postkarte.) 14 Oct. 1881.

Mein lieber Freund,

Hier der neue Hutten.[2]) Wenn er etwas von seiner früheren Weichheit eingebüßt hat, so ist es ihm nicht anders ergangen als dem Poeten selbst. Ihre Besprechungen meiner Sachen haben mir, wegen Ihrer daraus hervortretenden und mir langeher lieben Individualität, stets eine besondere Freude gemacht. Werden Sie auch dieses Mal dieser Gepflogenheit nicht untreu, so bin ich dafür dankbar, Art und Ort Ihrer Besprechung Ihnen vertrauensvoll überlassend,

Unverändert

Ihr CFM.

---

1) Anläßlich des Oktober 1879 unternommenen Reischens.

2) Zweite Auflage.

Kilchberg 14 Aug. 1882.

Lieber Freund,

wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen — wollen Sie mir nicht wieder einmal die Freude Ihres Besuches machen? In meinen neuen Räumen? Spätestens wenigstens in den Herbstferien!

Ich bin zeither tätig gewesen (im Herbst erscheinen Sämmtliche Lyrica, ein stattlicher Band, mit vielen Inedita, eine Novelle[1]) (erst im Oct. Heft der Rundschau, Ende Nov. in Buchform, eine kleine Biographie einer Zürcherin, Freundin[2]) meiner Mutter, im Zürcher Taschenbuch: (Pietätssache) und neue Auflagen von Jenatsch und „König und Heiliger"). Dazu Amulet, Schuß von der Kanzel, Plautus im Nonnenkloster und noch eine vierte Novelle (eben die der Rundschau) als vier Bändchen „Kleine Novellen."

Wie geht es Ihnen? Und der Frau? Ist Ihre „Poetik" vollendet?

Ich würde ein großes Vergnügen haben, meinen alten Freund wieder einmal zu sehen, doch bitte ich um Ansage, da mein Schwiegervater, H. Oberst Ziegler, schwer leidend ist und wir uns auf das Äußerste gefaßt machen müssen.

Der Ihrige, wie immer

C F Meyer.

---

23 Oct. 1882. Kilchberg.

Lieber Freund,

hier die Sammlung![3]) Auf Ihr wohlwollendes, aber unparteiisches Urteil bin ich begierig. Finden Sie nicht in den Balladen, z. B. Blanchenef[4]) und Mars von Florenz[5]) einen Anklang an Bürger?

---

[1]) Gustav Adolfs Page.

[2]) Mathilde Escher. S. 1—18 Zürcher Taschenbuch 1883.

[3]) „Gedichte" von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Haessel 1882.

[4]) S. 255: La Blanche Nef.

[5]) S. 244: Der Mars von Florenz.

Ich bin gottlob gesund und in Stimmung, aber mit den widerwärtigsten Geschäften (nachträgliche Bausachen) überhäuft. Erquicken Sie mich nicht mit einem Besüchlein? Mit Anfrage; ich muß (leider) oft in die Stadt fahren.

Ihr M.

(Postkarte.) Poststempel: Kilchberg 4 Dez. 1882

Lieber Freund,

meinen freundlichen Dank für die hübsche Besprechung der Gedichte in der Darmstädterin, welche leider nur etwas kurz geraten ist. Die Erwähnung der Mängel macht das Lob glaubwürdig. Ich selbst denke von meinem Geschriebenen sehr mäßig, desto vorteilhafter von dem noch auf der Esse liegenden, um welches noch die Flamme der Phantasie züngelt. Das ermutigt. Ein Detail: „Boll", „gebollen"[1]) schreiben Goete (sic) und Luter (sic), „Dict von Grimm". Ich halte mich fest zu meiner Arbeit und das ist mir gesund. Einen guten Winter wünschend, Ihr getreuer

CFM.

Grüße von Haus zu Haus.

---

[1])
Ich mach' im Felde
Die Dämmerrunde,
Umkreist, umbollen
Von meinem Hunde.

(Erste Auflage, „Dämmergang", S. 179). Trotz der Verteidigung änderte der Dichter in der zweiten Auflage S. 187: Umbellt, umsprungen.

In der Besprechung Calmbergs („Darmstädter Zeitung" vom 1. Dez. 1882) heißt es: „Die Form ist fast bei allen Gedichten von hoher Schönheit, nur bei einigen wirkt es störend, daß der Dichter, seiner früheren Gewohnheit zuwider, sich einzelne dialektische Änderungen erlaubt, wie die Pfirsche hat gewunken, ein Wandrer zog derenden umbollen von einem Hunde, welche für deutsche Leser höchstens in komischer Rede erträglich sind; auch die ungebräuchlichen Pluralendungen wie „die Engen, die Purpurröten" 2c., die die Sache ins Allgemeine und Unbestimmte rücken, statt sie anschaulich zu individualisiren, gehören hierher".

17 Januar 1884

Mein lieber Freund,

ich danke herzlich für die heutige Zusendung: die freundliche Zeile über das „Leiden" und die lang erwartete „Kunst der Rede". Diese habe ich neugierig durchblättert, ob mir darin ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt wäre, aber vergebens. Ich tröste mich mit: non erat hic locus und freue mich an dem gereiften und seine Zwecke erfüllenden Buche.

Der Keuchhusten der kleinen Milly hat uns hier zeither beunruhigt, doch jetzt geht es erträglich. Ein Monat Lugano oder dieserenden, wenn das Kind dergleichen bedarf, wird hoffentlich nicht hindern, bis Ostern, welche heuer spät fällt, etwas Neues — wenn auch nichts Dramatisches — zu vollenden.

Grüßen Sie mir unsern Freund Wille aufs allerfreundlichste. Mit Ihrem Besuch würden Sie hier jederzeit große Freude machen

Ihrem C FMeyer.

Grüße von Haus zu Haus!

Eben, lieber Freund, finde ich in Ihrer „Kunst der Rede" den römischen Brunnen[1]). Lächeln Sie über mich, aber ich bin für dies Wahrzeichen langjähriger Freundschaft gar nicht unempfindlich.

17 Januar 1884 Ihr M

Kilchberg 25 Jan. 1886

Mein lieber Freund,

es ist recht lange daß wir uns gesehen haben und ich wünschte wohl, Ihr Drama[2]) oder wenigstens das Wesent-

---

[1]) „Der römische Brunnen". Gedichte, zweite Auflage, S. 133. In Calmbergs „Kunst der Rede" S. 244 abgedruckt als ein Beispiel des beschreibenden Lehrgedichts.

[2]) Ingeborg.

liche davon aus Ihrem Munde zu vernehmen, da mir Ihre Sachen nahe gehen und Dramatisches fortfährt mich insbesondere zu interessiren.

Vorläufig aber liegt auf diesem Felde ein anderer Fall vor, wo ich Ihres Rates benötigt wäre. Ich erhielt einen dramatischen Waldmann zugesendet, von einem Secundarschullehrer, wahrscheinlich einem Ihrer weiland Schüler und getraue mir, da ich leicht bestechlich bin, durch Stimmung und Einzelheiten — kein sicheres Urteil zu. Wenn Sie nun Muße fänden, das sehr leserliche und, wie mir scheint, trotz manches Unzulässigen und auch Geschmacklosen, lesenswerte Ms. einer Prüfung zu unterziehen, welche mir das Stück jedenfalls zu verdienen scheint, wäre, bei Ihrem ruhigen Blicke und Ihrer technischen Erfahrung kaum eine Ungerechtigkeit oder Gunst zu befürchten und der Autor wüßte, woran er wäre.

Kurz, darf ich das Msc. senden?

Herzlich und stets Ihr

CFM.

Empfehlen Sie mich der Frau Doctor aufs freundlichste. Auch die Frau grüßt hinüber[1]).

---

15 März 1886.

Mein lieber Freund,

denken Sie sich, daß mir gestern Frau E. B., bei welcher ich und meine l. Frau speisten, umständlichen Bericht über den schönen Erfolg Ihrer Ingeborg gegeben hat. Die begabte Dame hatte der Vorstellung mit aller Aufmerksamkeit gefolgt und war sehr befriedigt. Ich freue mich auf das hoffentlich bald erscheinende Buch.

Grüßen Sie mir Wille.

Ihr CFMeyer.

---

[1]) Über den See hinüber nach Küsnacht.

7 Mai 1886.

Mein lieber Freund,

Ingeborg habe ich ohne Verzug gelesen. In seiner Art ein vorzügliches Stück, klar gedacht, kräftig characterisirt, hübsch geführt, freilich nicht ohne gebliebene Spuren seiner epischen Herkunft.

Etwas mehr Farbe und Leidenschaft*) wäre ihm schon zu wünschen, doch kann hier der Schauspieler viel thun.

Bewunderung verdient, wie Sie ohne Anstoß zwischen Christen- und Heidenthum durchgekommen sind, sodaß sich keines von beiden beklagen darf.

Ohne Scherz, es ist ein nobles Stück.

Es noch einmal durchblätternd, finde ich seltsam, daß Sie, der Bühnendramatiker κατ' ἐξοχήν, ein zwar in seinen einzelnen Scenen dramatisches, aber im Ganzen, d. h. in der Anlage und Wirkung wahrhaftig eher episches Stück geschrieben haben.

ich sende Ihnen ein anderes, auch einen IV Acter, um dessen gelegentliche Rücksendung (vielleicht mit Ihrem Urteile) ich bitte.

Collegialisch

Ihr CFMeyer.

*) pag 14 Ingeborg 13. er hat im Grunde recht. Das ist zu kalt.

---

22 Nov. 1886

Mein lieber Freund,

nach alter Gepflogenheit und in Grußes Weise sende ich Ihnen — oder vielmehr der Frau. Ich habe es consequent an die Frauen oder Töchter meiner Freunde gesendet — das alte Engelbergchen, von welchem eine zweite Auflage notwendig geworden war. Es ist nur leicht retouchirt und der in ed. 1 auch gar zu blöde Schluß ein bischen gehoben. Wille wollte diesen wieder mit dem kathol. myth. Apparat

sich abspielen lassen, aber dazu konnte mein protestantisches Herz sich um so weniger verstehen, als ja auch die Vision im Anfang eine Mönchsphantasie und die ganze Geschichte meines Wissens rein meine Erfindung ist, mit der ich umspringen kann wie ich will. Es ist, wie ich glaube, nirgends in Geschichte, Sage noch Legende ein Anhalt vorhanden, den bloßen Namen Engelberg ausgenommen.

ich spinne jetzt eine große Novelle[1]) für die Rundschau. Und wie geht es Ihnen? Vorzüglich ohne Zweifel.

Sehr herzlich

Ihr CFM.

Kilchberg 26 Nov. 1886.

Mein lieber alter Freund,

es ist mir gar nicht recht, daß Sie leidend sind. Ich fürchte, es ist nachträglich die Seenähe Ihrer früheren Wohnung die sich rächt, oder eher noch die Dampfbotfahrten im Winter. Sie werden nächsten Sommer zu einer durchgreifenden Cur an einem der specifischen Badeorte schreiten müssen.

Daß Sie milde zu Engelberg sind freut mich um so mehr als ich es kaum erwarten durfte. Meine gegenwärtige Novelle, welche ich ein bischen breit behandle, um der mir für das Alter geweissagten „Kürze" zu entgehen, ist ein schweres, aber, ich glaube, lohnendes Thema. Von der Oper: Die Hochzeit des Mönchs will ich nichts wissen und das Schicksal derselben läßt mich vollkommen gleichgültig.

Grüße von Haus zu Haus.

In alter treuer Freundschaft

Ihr M.

---

[1]) „Die Versuchung des Pescara".

An Frau Julie Calmberg.

Verehrte Frau.

mit dem größten Schmerz habe ich den Hinschied meines lieben Adolf Calmberg vernommen. Ich werde es nicht versuchen, Sie zu trösten, sondern ich geselle mich einfach Ihrem tiefen Leide bei.

Da ich früher, solange ich noch das rechte Ufer bewohnte, mit Ihrem seligen Gatten öfter zusammenwar, hatte ich alle Gelegenheit, mit seinem Character vertraut zu werden und selten habe ich einen lauterern und loyalern gefunden. Auch war Calmberg ein liebenswürdiger nachsichtiger Freund von dem angenehmsten Umgange. Es war Verlaß auf ihn in allen Fällen; Ich rede nicht von seiner vorzüglichen Begabung von welcher er uns ja bleibende Denkmäler hinterlassen hat.

Empfangen Sie, verehrte Frau, den Ausdruck meiner ehrerbietigen Freundschaft!

Ihr

Conrad Ferdinand Meyer.

Kilchberg 27 Mai 1887.

An

Anna v. Doß.



An

Anna v. Doß.

Lebt in Partenkirchen. Lernte C. F. Meyer bei Willes kennen.

Meilen Seehof 12 Nov. 1872.

Verehrte Frau,

Ihr reichhaltiger l. Brief vom 29 Sept. hat mir große Freude gemacht u. ich danke Ihnen herzlich für die verständnißvolle Aufnahme, die Engelberg bei Ihnen gefunden hat. Es war mir ein Bedürfniß, neben das mit der Geschichte verflochtene herbe Loos des Ritters ein mehr mit dem Naturleben verwachsenes einfaches Frauenschicksal zu stellen; sicherlich will sich die anspruchlose stille Angela nicht mit dem herben Hutten in die gleiche Reihe drängen.

Felix Dahns sympathische Beurtheilung habe ich in der Allg. nicht gefunden, dafür aber eine Notiz, die ich nicht schelten will mit ihren strengen Forderungen, die ich aber doch, nach Ihrem warmen Brief, wie einen Guß kalten Wassers empfand. Um so wohlthuender waren mir Felix Dahns poesievolle Zeilen, u. ich würde lebhaft bedauern, wenn sie, wo nicht durch die Allg., doch anderswie in die Öffentlichkeit gelangten. Ich kann mich nicht enthalten, dem Dichter selbst, mit einigen Worten wenigstens, für sein Wohlwollen zu danken u. bitte Sie, die Adresse beiliegender Zeilen zu vervollständigen. Das feierlich einherschreitende Macte senex imperator wurde mir schon im Augenblick seines Erscheinens aus Deutschland zugesendet; Alma u. Sedan aber, die mir Ihr Brief versprach u. auf die ich begierig bin, besitze ich noch nicht.

Vergessen Sie nicht, verehrte Frau, wie wir Alle am Zürichsee Ihnen zugethan sind u. bewahren Sie meiner l. Schwester u. mir, wir bitten Sie darum, Ihr theures Wohlwollen. Unsere besten Empfehlungen an Herrn von Doß u. Ihre liebenswürdige Frl. Tochter.

Treu ergeben

Ihr M.

Chiamut. 22 Sept. 1873

(Briefe nach Seehof Meilen am Zürich-See.)

Verehrte Freundin,

Ihr l. Brief u. meine kleine Sendg haben sich gekreuzt u. ich will herzlich zufrieden sein, wenn Ihnen die letztere nur halb so viel Freude macht als mir Ihre Zeilen.

Ja gewiß will ich Dahns zweite Sammlg besprechen; nur ist die Aufgabe — Sie werden mir beipflichten — eine delicate, da diese Lyrik so eng mit Ebenerlebtem zusammenhängt. Nicht das stört mich daß hier ein Erlebtes zu Grunde liegt, (das ist im Gegentheil ein Vorzug, aber ich habe persönlich die ausgesprochenste Abneigg gegen Alles, was nur von ferne einer Indiscretion gleicht, und darf auch als Kritiker von dem Stoff, aus welchem die Gedichte entstanden sind, nicht mehr wissen oder wenigstens zu wissen scheinen, als sich billigerweise aus diesen selbst ergibt. Es wird daher, damit ich weder durch ein Zuwenig noch durch ein Zuviel anstoße, nothwendig sein, Ihnen mein Manuscript mitzutheilen, wozu ich um freundliche Erlaubniß bitte.

Für die Mittheilg des Bildnisses[1]) wäre ich zwiefach dankbar, erstens natürlich aus persönlichem Interesse, dann weil es — unter uns gesagt — allerdings auch meiner Arbeit zu gut kommen würde.

Ich habe mich verführen lassen, meinem Buchhändler bis Ostern zwei größere Arbeiten zuzusagen, die, ob sie mir

[1]) Von Therese Dahn, geb. Droste-Hülshoff.

gleich in der Alpenluft in großer Klarheit vorschweben, mich doch den nächsten Winter ausgiebig beschäftigen werden u. an deren kräftiger Ausführung mir unendlich viel gelegen ist. Ich muß mich männlich fassen, um nur diese meine nächsten Ziele zu erreichen.

Ich hoffe, Ihr Bergaufenthalt hat Sie recht gekräftigt, u. glaube daß eine herzliche Theilnahme an den Bestrebungen Ihrer Freunde, zu denen ich mich stets zählen werde (dazu etwa einmal ein kluger Rath oder eine freundlich ausgesprochene Wahrheit,) Sie nie wird vereinsamen lassen, wenn das bei Ihrer reichen Natur überhaupt denkbar wäre. Wer sich weder zu leidend noch zu thätig verhält, wird, nach den Wunden,[1]) auch die Heilkräfte des Lebens erfahren.

Meine besten Grüße an Sie u. Ihre Frl. Tochter, denen sich Betsy anschließt.

Ihr M.

---

12 Oct. 1885.

Verehrte liebe Frau,

unter den Bescheerungen von heute ist die Ihrige die prächtigste, aber mir nicht deshalb die liebste, sondern weil sie aus lieber Hand und einem nicht kleinen Herzen kommt.

Gestern gab ich einem Brautpaar aus der Familie meiner l. Frau eine kl. Fête. Es waren Leute aus der hohen Kaufmannschaft, also aus ziemlich unlit. Kreisen. Da kam die Rede auf unseres Freundes Kampf um Rom u. siehe — wörtlich — es erhob sich ein Sturm der Bewunderung; in Wahrheit ein unverdächtiges Zeugniß für die weite Popularität des Buches. Meinen „Kampf" habe ich schon zwei Male umbinden lassen müssen, weil er stets auf der Wanderschaft ist, freilich in anderen, i. e. studentischen Regionen.

[1]) Frau v. Doß hatte ihren Gatten verloren.

Zu Weihnachten sende ich Ihnen meine „gesammelten Novellen", 2 Bände (mit der neuesten jetzt in der Rundschau stehenden: Die Richterin).

P. S. Eben erhalte ich ein Telegramm von Dahn aus Leipzig. Sie sehen: ich dachte an ihn.

Sehr herzlich

C F M.

Und auch von Frau Therese. Danken Sie ihr in meinem Namen noch ganz besonders.

Kilchberg 17 April 1890

Verehrte Frau,

es freut mich, Sie wohlauf und in dem lieben Rom zu wissen, wo Sie aber den Marmorsarg nicht suchen dürfen.

Der todte Achill[1]) hatte ursprünglich eine andere Fassg: er zog einer Insel zu, an deren Ufer Homer seine Leyer stimmt.[2]) Erst in der Sammlg[3]) bekam er die jetzige Gestalt.

Die Scene ist aber doch wohl nicht von meiner Erfindg, denn ich erinnere mich dunkel, in meiner Jugend die Abbildg eines Basreliefs von Thorwaldsen, wenn ich nicht irre, gesehen zu haben, das denselben oder einen ähnlichen Gegenstand darstellt.

Neulich wurde mir von Rom ein blühender Lorbeer zugesendet. Wenn er von Ihnen ist[4]) so nehmen Sie dafür freundlichen Dank. Ja, wer ihn verdiente!

Herzlich ergeben

Ihr C F M.

Verehrte Frau,

die l. Frau ersucht mich, Ihnen in ihrem Namen für die Zusendg der Photogr. Ihrer Frau Tochter und Ihrer

---

[1]) „Der todte Achill", Gedichte I, S. 129.

[2]) „Die Fahrt des Achilles", Romanzen und Bilder, S. 77.

[3]) „Gedichte" von Conrad Ferdinand Meyer. 1882.

[4]) Frau v. Doß hatte ihn für den Dichter im Giardino d'Este gepflückt.

hübschen Enkelin aufs freundlichste zu danken. ich thue es auch in dem meinigen, da mich die Bilder gleichfalls freuen u. ich Ihre Frau Tochter gleich erkannt und wenig verändert gefunden habe.

Die l. Frau ist mitgenommen von dem Verlust ihres Lieblingsbruders, Herrn Alfred Ziegler auf Steinegg, im Thurgau, den wir am vorletzten Sonntag bestattet haben. Wir erhielten die Todesnachricht, gerade da wir in den Wagen stiegen, um zur Hochzeit unserer Nichte Burkhard zu fahren, mußten sie dann dort natürlich verheimlichen, und diese schmerzliche Anstrengung setzte der Frau begreiflicherweise zu.

Auch geringere Unbilde (Dienstbotenwechsel, notwendig werdende Bauten u. Wasserleitungen etc.) macht unsere Gegenwart unruhig und läßt uns unsere Bergfrische ersehnen, die wir dieses Jahr — um in der Nähe zu bleiben, wohl auf dem Rigi suchen werden.

Bei alledem bin ich weniger betheiligt als die l. Frau, da ich meine andere Welt habe, helfe aber doch getreulich, wo ich kann.

Grüßen Sie mir ja gelegentlich — und angelegentlich — P. Heyse, dessen wieder gelesene Sachen mir ganz neulich wieder unendliches Vergnügen gemacht haben.

Natürlich senden Sie mir das fragl. Heft von „Gesellschaft" nicht, auch wenn es wieder zum Vorscheine käme!

Herzlich Ihr

C F Meyer.

Kilchberg 25 Juni 1890.

---

24 Jan. 1892

Verehrte l. Frau,

Die Borgia's haben noch ein Unheil angestiftet. Die Correcturen bei dem — wegen des Setzerstrikes — überstürzten Buchdrucke haben mir — mit der Hülfe einer zufälligen Erkältg — ein Augenrheuma zugezogen. ich muß die Augen aufs äußerste schonen u. so auch, was mir besonders leid thut, meinen Dank kurz fassen.

Frau u. Kleine, die gestern ihren ersten Ball hatte, werden selbst danken, nun aber will ich Ihnen sagen, daß ich selten eine angenehmere Überraschg u. lebhaftere Rückerinnerg gehabt als beim Anblick der mir bescheerten Photographien.[1]) Besonders von Cesare, der am Ende doch authentisch ist, konnte ich gar nicht los kommen.

Die dram. Gedanken kamen mir infolge einer merkwürdigen Aufforderung — ich bin aber — gerade durch meine Augen u. auch durch mein Alter so sehr in den Händen des Schicksals, daß ich in der beschränkten Arbeitszeit je nur dem stärksten Impulse folgen muß, u. der ist jetzt nicht das Theater. Eigentlich tendirt jetzt alles in mir zur Sammlg u. ich möchte mich am liebsten eine Weile stille halten.

Was an der Borgianovelle vielleicht merkwürdig ist u. ihre Fehler u. Tugenden constituirt, ist die geradezu unglaubliche, bis zur Vision gehende, jedes Denkens u. Rechnens bare Spontaneität ihrer Entstehung. Doch ich habe mein Maß ärztlich erlaubten Schreibens längst überschritten.

Grüße von Haus zu Haus,

Ihr C F. Meyer.

---

[1]) Cesare Borgia, Vittoria Colonna, Tizians himmlische und irdische Liebe, Die gegeißelte Psyche, Borghese-Brunnen, Sacchis Mönche usw.

An

Paul Wislicenus.



An

Paul Wislicenus.

Paul Wislicenus (geb. 2. I. 1847) lernte Conrad Ferdinand Meyer im Willeschen Kreise zu Mariafeld kennen und wurde sein eifriger Verehrer, sobald er die Erstlinge „Hutten", „Engelberg" und „Amulet" gelesen hatte. Bewundernd und verständnisvoll zugleich wies er, wohl der erste in Deutschland, dem Dichter vor der Öffentlichkeit den gebührenden Platz an. Vom „Hutten" sagte er: „In neuerer Zeit ist selten etwas so Gediegenes geschrieben worden . . . Das Buch gewinnt eine Lebendigkeit, wie kaum eine moderne Schöpfung sie aufzuweisen hat . . . . C. F. Meyer ist ein ganzer Dichter, ein denkender und empfindender zugleich. Seine Erfindungen tragen die bekannten Schönheitsgesetze der Steigerung und Umkehr in reiner Erscheinung in sich. Die Wahl seines Stoffes ist eine überaus glückliche, die Durchführung eine reife und dichterisch kraftvolle und der Geist, der in dem Ganzen lebt ...., ein so rein menschlicher, daß man der deutschen Literatur zu dieser Bereicherung Glück wünschen darf." (10. X. 1873.)

Nach einem Lobe „Engelbergs" äußerte er sich folgendermaßen über das „Amulet": „Das Amulet ist den besten Schöpfungen unserer Dichtkunst an die Seite zu stellen; und wenn mir zwischen Kleists berühmtem „Michael Kohlhaas" und dem „Amulet" die Wahl gelassen ist, so entscheide ich mich kurz für das letztere . . . . . Das historische Kolorit ist von solcher Echtheit, daß wir das Behagen empfinden, welches nur eine echt dichterische Auffassung vergangener Zeiten in uns wachzurufen vermag und welches die halb wissenschaftlichen Arbeiten Freytags und Scheffels nicht in dem Maße zu erwecken vermögen." (14. XI. 1873.)

Diese Urteile stehen in der „Literatur. Wochenschrift für das nationale Geistesleben der Gegenwart." Paul Wislicenus hatte sie mit Hermann Riotte gegründet. Das vornehme und gehaltvolle Organ vermochte sich aber nicht lange zu halten. Im zweiten, nur von Wislicenus redigierten Jahrgang begann in der 31. Nummer (31. Juli 1874) der Erstdruck von C. F. Meyers „Georg Jenatsch". Selbst dieser unvergleichliche Beitrag vermochte die Zeitschrift nicht zu retten.

Meilen-Seehof bei Zürich

23 Juli 1874.

Verehrter Freund,

gestern habe ich Jenatsch beendigt und bei Wille vorgelesen. Nennen wir ihn definitiv: eine Geschichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges. der andere Titel wäre zu lang. Ich zähle darauf.

Das Vorwort[1]) mögen Sie immerhin weglassen. Die nächste Sendung erhalten Sie Anfang August. Wille meint, man sollte dem Titel beifügen: Alle Eigenthums- und Übersetzungsrechte vorbehalten oder so etwas. Auf Dahn halte ich die größten Stücke. Grüßen Sie mir ihn gelegentlich recht herzlich.

Ihr

C F M.

Seehof-Meilen bei Zürich 26 D. 1874.

Lieber Freund,

So ist denn der Druck des Jenatsch wenn auch mit vermehrten Fehlern (noch die drittletzte Zeile enthält einen solchen) in der Literatur in diesem Jahr vollendet, was mir eine wahre Erleichterung ist.

Über den ganzen Wert der Dichtung wird man erst urtheilen können, wenn sie, was übrigens keine Eile hat, in definitiver Redaction und in Buchform vorliegt.

Wohl habe ich nicht gefeiert und manches ist im Werden, aber ich denke, wir wollen den Lesern der Literatur, deren Geduld ich so lange in Anspruch genommen, nun einmal von Anderen etwas vorerzählen lassen.

Daß ich die Entwickelung Ihres Blattes fortwährend mit dem lebhaftesten Interesse verfolgen werde, trauen Sie mir

---

[1]) Abgedruckt in Adolf Frey, „C. F. Meyer“ S. 268.

zu. Es würde mich freuen, von Ihnen auch etwas über die wachsende Abonnentenzahl und das ökonomische Gedeihen des Blattes zu vernehmen.

Meine aufrichtigen Wünsche für 1875.

Treuergeben
Ihr
C. F. M.

Seehof-Meilen bei Zürich 16 Jan. 1875.

Verehrter Freund,

eben erhalte ich durch die Postämter die befremdende indirecte Mittheilung, daß die „Literatur“ während der Monate Januar und Februar nicht erscheinen und dann in einen Berliner Verlag übergehen werde. Diese Nachricht hat mich umsomehr überrascht, als die letzte Nummer 1874 ausdrücklich zu sofortiger Erneuerung des Abonnements aufforderte. Bei dem lebhaften und aufrichtigen Freundesinteresse, das Dr. Fr. Wille und ich an Ihrem Blatte nehmen, sind Sie uns Beiden ein Wort der Aufklärung schuldig, das ich von Ihnen ohne Verzögerung erwarte, da ich einen Brief Willes aus Venedig, wo er einige Zeit verweilt, zu beantworten im Begriff bin.

Zugleich werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie ersuche, das vereinbarte Honorar für G. Jenatsch mir zu übermitteln oder sicher zu stellen, ehe Ihr Blatt in einen neuen Verlag übergeht und aus dieser Änderung für mich unangenehme Verwickelungen entstehen könnten. Doch das ist wohl selbstverständlich und unsere Briefe kreuzen sich vielleicht.

Für das von mir bei dem Postamt Meilen bezahlte Abonnement des ersten Semesters 1875 wäre ich bereit, ja ich würde es vorziehn, das den Jenatsch enthaltende zweite Semester 1874 anzunehmen und mich dann gelegentlich auf die in Berlin erscheinende „Literatur“ wieder zu abonniren.

Sie entschuldigen, geehrter Freund, daß ich auf sofortige Antwort dringe. Gewiß, ich bin von Ihrer Worttreue und

vollkommenen Ehrenhaftigkeit vollständig überzeugt, aber Sie räumen mir ein, daß dieß ungewöhnliche Abbrechen Ihres Blattes Sie zu einem Aufschluß Ihren redlichen Freunden gegenüber verpflichtet.

Ihr treu ergebener

C. Ferd. Meyer.

An

Alfred Meißner.



An

Alfred Meißner.

Seehof, Meilen bei Zürich
17 Oct. 1874

Hier, verehrtester Herr, Amulet, Engelberg, was v. G. Jenatsch[1]) erschienen ist und die Halle[2]) bis auf die vier letzten Nummern, die noch bei Wille liegen. Das Amulet gehört Ihnen, Engelberg Ihrer Frau, unter deren Schutz ich es stelle.

Es wird Wille leid thun nicht zu Hause gewesen zu sein; dieses Mal hat das Glück mich begünstigt.

Treu ergeben

C. Ferd. Meyer.

Meilen bei Zürich 10 Nov 1874.

Verehrter Freund,

Schon war der Brief versiegelt, der Ihre Gastfreundschaft für einige Stunden in Anspruch nehmen sollte, als eine auf dem Nachtboot geholte Erkältung u. ein mir bleibender Correkturbogen mich nöthigten, meinen Ausflug zu verschieben. Ich mußte mit mir selbst und mit dem Drucker Geduld haben. Sobald ich aber kann, verreise ich nach München,

---

1) „Georg Jenatsch" in der von P. Wislicenus herausgegebenen Zeitschrift „Die Literatur".

2) Die von O. Blumenthal, später von E. Eckstein herausgegebene „Deutsche Dichterhalle".

wo ich einen Verwandten besuche, u. auf dem Heimweg klopfe ich bei Ihnen in Bregenz an. Bis dahin kümmern Sie sich nicht um mich. Ich möchte Sie mit keinen Planänderungen langweilen, aber voraussichtlich werde ich mich am 17. oder 18. von Lindau, wo wir[1]) übernachten, telegraphisch bei Ihnen anmelden.

Meinen verbindlichsten Dank für die zwei Bände Novellen. Ich habe sie in einem Zug durchlesen und der seltsame kecke Humor darin hat mir viel Freude gemacht. Den Spieltisch Peter des Großen hat uns Wille in zahlreicher Gesellschaft vorgelesen, u. die Novelle tat vortreffliche Wirkung. Mit Caesar Schmidt, unserem unternehmendsten Buchhändler habe ich eingehend den in Ihren letzten Zeilen berührten Punkt besprochen, das Nähere erzähle ich mündlich. Ihr freundlicher Anteil an Jenatsch ist mir um so wertvoller, als es mir in meiner Abgeschnittenheit fast unmöglich ist, für meine Sachen einen Maßstab zu haben. Etwas Umgang mit tüchtigen Leuten täte mir wohl, wenn es sich würde machen lassen.

Noch einmal meinen herzlichsten Dank für Ihr Zuvorkommen und die besten Empfehlungen an Sie Beide von uns Beiden.

Treu ergeben

Ihr

C. Fd. M.

Lit.[2]) u. Dichterhalle habe ich eben zurückerhalten. Die herzlichsten Grüße von Wille's.

Seehof-Meilen bei Zürich. 7 Dec. 1874

Nur mit einigen Zeilen, verehrtester Herr und Freund, will ich Ihnen für Ihren freundlichen Empfang in Bregenz danken, ehe es auch gar zu spät ist. Ich glaube: Ihr Ab-

[1]) C. F. Meyer und die Schwester Betsy.

[2]) „Die Literatur".

schiedswort, in die schönen bei Ihnen verlebten Stunden sei ein Samenkorn gelegt, wird für mich wenigstens in Erfüllung gehen.

Ich bin gegenwärtig, wie jedermann, gegen Ende des Jahres überhäuft, z. T. mit unangenehmen Geschäften, hoffe aber im neuen Raum zu schönerer Tätigkeit zu gewinnen. Ich halte, mir zum Troste, den Gedanken fest, daß Sie im kommenden Frühjahr, bei Willes Einkehr nehmen werden, wo Sie große Freude machen würden, wie ich Ihnen versichern kann. Die Rezension des Olaf[1]) in der Deutschen Zeitung hat Frau Elisa s. Zeit durch die Freundlichkeit der Gräfin Plater erhalten.

Ihre in unsere Gespräche geworfenen Äußerungen über meine Compositionsweise geben mir viel zu schaffen. Auch blicke ich manches aus Ihren Novellen ab. Statt mir aber Theorien zu machen u. mich so — wie manchmal zu geschehen pflegt, im Kreise herumzutreiben, will ich einmal ein Novellenmotiv in der von Ihnen angedeuteten Weise behandeln und zwar sobald wie möglich. Dann läßt sich wieder über die Sache reden. Ich befürchte, Sie werden, zumal im letzten Kapitel des 2. Buches des G. Jenatsch, das Schroffe und Sprungartige meiner Manier verdoppelt finden.

Wenn Sie einen Blick in Dahns Roderich werfen, werden Ihnen Vorzüge und Mängel gleich ins Auge springen. Ich habe ihm eine Rezension versprochen und werde sie sobald als möglich schreiben, freundschaftlich, vorsichtig und ehrlich.[2])

Der vierte Teil der Leute von Seldwila v. G. Keller enthält zwei hübsche Novellen. Die erste[3]) hat ein Motiv à la Brentano und ist in altdeutscher Manier behandelt. Ein Mädchen bittet einen schlechtgehängten und wieder aufgelebten Knaben frei, u. wird, da beide erwachsen sind, von ihm vom Schaffot weg geholt und geheiratet. Keller, nach Malermanier,

---

[1]) Eliza Wille, „Johannes Olaf", Roman, 1871.

[2]) „König Roderich", Trauerspiel von Felix Dahn, Allgemeine Zeitung, Augsburg, 11. Januar 1875. Die Rezension ist gezeichnet cfm.

[3]) Dietegen.

erzählt von Tableau zu Tableau. Das harmonische Eintreten des Einzelnen ins Ganze mangelt. Alles Gute u. Liebe.

Ihr

C. F. M.

Seehof-Meilen bei Zürich 1 März 1875.

Verehrter Herr u. Freund,

Ihre l. Zeilen sind lange unbeantwortet geblieben, meine Lebensgeister waren bei dieser herben Kälte und in unserer Einsamkeit etwas eingefroren, ein Bann, den es mir zuweilen schwerer wird zu brechen als billig und mir lieb ist u. den ich fast geneigt wäre als eine wohltätige Naturnotwendigkeit zu betrachten. So kann ich Ihnen nicht, wie Sie mir, von einem gelungenen Winterfeldzuge melden, mein guter Augenblick ist die Zeit, wenn der Saft mit Macht in die Bäume steigt. Kleineres indeßen wurde manches vollendet und entworfen.

Nun kehren Wille's, die Jan. u. Febr. in Venedig verlebten, nächstens zurück. Ich habe Wille von Ihrem neuen Poem geschrieben u. daß Sie eine Anmuthung hätten, es sich von ihm vortragen zu lassen. Zögern Sie ja nicht lange nach seiner Rückkehr, diesen guten Gedanken auszuführen und uns damit allen eine große Freude zu machen. Auch ich bin auf Ihren rauhen Thracier und seine Korintherin gespannt, und, obschon von Natur nicht eben zur Eifersucht geneigt, ahne ich die schweren Conflikte, die aus einem solchen Bund entstehen müßen. Ich vermute, aus einem Wort im Programm zu Blumenthals neuen Monatsheften,[1]) daß Ihre Dichtung zuerst und hoffentlich bald dort erscheinen wird.

Neulich habe ich meiner Schwester Ihren Ziska zum ersten Mal vorgelesen, der uns durch sein Feuer und seine

---

[1]) „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik". Das Programm findet sich hier nicht.

jugendliche Bravur imponirt und daneben große Freude gemacht hat, trotz der allerdings seit seiner Entstehungszeit veränderten Ideenströmung.

Ihr Urteil über Jenatsch ist durchaus das meinige. An einigen Stellen, besonders aber an der von Ihnen bezeichneten, muß Jenatschens Verhältnis zu Lucretia und sein keineswegs einfacher Charakter nicht analysirt, aber doch vorübergehend und wie zufällig besser beleuchtet werden. Ein Roman ist J. entschieden nicht, ich würde ihn eher eine Novelle heißen. Wenn wenigstens der Roman mehr epischen und die Novelle mehr dramatischen Charakter hat.

Heute morgen erhielt ich einen Brief von dem überglücklichen Felix Dahn, dessen Roderich in Königsberg bei der ersten Aufführung einen beispiellosen Erfolg erlebt und nun 12 mal nacheinander gegeben werden soll. Er sagt: „Gewaltig war der Hauch seelenerschütternder sittlicher tragischer Mächte, welcher an jenem Abend über unsern Häuptern schwebte", und freut sich — u. es ist auch erfreulich — daß eine „Tragödie in hohem Styl" so gewirkt hat.

Eben kommt eine Zeile von Wille aus Mariafeld, er ist seit gestern abend zurück.

Unsere herzl. Empfehlungen Ihrer verehrten Frau.

Ihr

M.

Verehrtester Freund,

es wäre mir so lieb, Sie noch einmal zu sehen. Freitag — komme ich nicht ungelegen und schreiben Sie nicht ab — besuche ich Sie Nachmittags 4 Uhr. Ziehen Sie, bei günstiger Witterung, einen Gang oder die kleine Seefahrt vor, so sind Sie mir jederzeit erwünscht und willkommen. Morgen

finden Sie den Oberst Ziegler bei mir, Freitag aber oder Samstag würden Sie mich — wahrscheinlich — allein treffen.

Mit den besten Wünschen und Empfehlungen an die Frau Doktor,

Ihr

C. F. Meyer.

Wangensbach 17 Mai 1876

---

7 Juni 1876. Wangensbach-Küsnach b. Zürich

Verehrtester Freund,

Ihre l. Zeilen erhielt ich gestern aus der Stadt zurückkehrend, wo ich meine aus Italien angelangte Schwester empfangen hatte. Sie erkundigte sich gleich nach Ihnen und Ihrer l. Frau. Es ist mir recht herzlich leid, daß ich Sie nicht wiedersah. Möge — das ist die Hauptsache und ich hätte es Ihnen gern noch einmal mündlich gesagt — Ihre l. Frau recht bald und völlig genesen. Seien Sie meines Anteils gewiß. Ehe diese Sorge gehoben ist, mag ich Ihnen von gar nichts anderem reden.

Kommen Sie wieder in die Nähe, so wissen Sie, daß Sie im Wangensbach zu jeder Stunde der willkommenste Gast sind, oder Sie befehlen mich mit einer Zeile zu sich, wenn Ihnen meine laute Gegenwart nicht zu viel ist.

Das neueste Gedicht von Lingg in der Halle[1]) hat mich gerührt. Er ist u. bleibt ein großer Poet.

In großer aufrichtiger Verehrung und treuer Freundschaft

Ihr

C. F. Meyer.

Wangenbach-Küsnach bei Zürich

19 Sept. 1876.

Verehrtester Freund,

wir fragen uns oft, ob Sie wieder in Ihr Schlößchen zurückgekehrt sind, ob die Schweizerluft Ihrer l. Frau wohl-

---

[1]) Wohl S. 204 „Die Antiken".

gethan hat — denn wir haben von Willes vernommen, daß Sie einen Aufenthalt in Churwalden gemacht und ob Sie — dieß ist mein Gedanke — den Winter mit Frau und Kindern in Italien zubringen werden. Schon lange hätte ich mich gerne um Nachricht an Sie gewendet, wenn wir nicht gefürchtet hätten, durch unbescheidene Teilnahme zudringlich zu werden.

Haben Sie wohl noch etwas Interesse für G. Jenatsch übrig? Er erscheint in diesen Tagen und Sie werden unter den Ersten sein, denen ich mein Buch zusende, das Ihnen — in seiner jetzigen Form — vieles zu danken hat. Sie werden ja sehen, was daran anders geworden ist.

Daß mir jede Zeile und kleinste Nachricht von Ihnen lieb ist, wissen Sie.

Ihr treu ergebener

C. Ferd. Meyer.

Adresse:

Meyer-Ziegler. Küsnach bei Zürich.

Verehrtester Freund,

Vor nahe drei Wochen sandte ich Ihnen Jenatsch mit der Bitte, mir, zu meiner Seelenstärkung, mit einer Zeile Ihren ersten Eindruck zu melden, ob ich nichts daran verdorben habe. Ist Ihnen das Buch zugekommen? Und Ihrer l. Frau geht es doch gut, bei dieser Witterung?

Vergeben Sie meine Ungeduld. Ich habe freilich jetzt schon manches Urteil — und darunter kein ungünstiges — vernommen; aber das Ihrige wiegt mir sehr schwer, ja ist für mich endgültig, weil es, was selten beisammen ist, Competenz mit Wohlwollen vereinigt.

Ihr

treu ergebener

C. F. Meyer.

17 Oct. 1876

Wangensbach-Küsnach bei Zürich.

Küsnacht den 23 Dez. 1876.

Verehrtester Freund

Mit Ihrer Erlaubniß beantworte ich Ihre l. Zeilen gleich umgehend, ohne in meine Thurmklause zu steigen, hier am Eßtisch, wo ich sie empfangen habe.

Zuerst bin ich ganz glücklich, daß es Ihrer Frau gut geht; ernsthaft scheint es gewesen zu sein, möge sie lange, recht lange und glücklich leben.

Ich bin doch begierig, was Sie schaffen, ich werde mir das Blatt halten, wie ich mir jetzt das Berliner Tageblatt für die N. Serapionsbrüder von Gutzkow halte. Auch M. König und die neuen Hortgeschichten habe ich gelesen und möchte Sie wohl darüber ein Stündchen hier auf meinem Kanapee festhalten. Die Geschichte der 20000 Thaler[1]) in den Monatsheften hat mich frappirt durch die Kraft der Satire.

Jenatsch ist doch wohl sehr manirirt, die einzige Lucretia ausgenommen, die ächt ist. Mir däucht, ich sollte etwas weit größeres u. freieres machen können. Von meinen von mir vorausgesehenen Rezensenten haben alle versagt. Dahn hatte ich mir ausdrücklich verbeten, weil mich die Mechanik von Dienst u. Gegendienst langweilte . . . dafür aber den immerhin tüchtigeren Kinkel angesprochen — da fährt der Doctor Aurelio Buddäus, der Schwager von Laube dazwischen, und, wie Sie sagen, in der Art des Königs Kambyses. Der Lump in der Neuen Freien ist ein gewisser Hofrat H . ., er hat meinem Buchhändler Haessel noch eine Geheimrezension überschickt, die seine „wahre Meinung" enthalte. Haessel schreibt ferner: „Der Mensch sei gefährlich." Wie und wodurch soll er mir gefährlich sein, hier auf Wangensbach bei Küsnach?

Doch lassen wir diese Armseligkeiten — Wissen Sie daß ich Ihrer u. Linggs oft in treuer Anhänglichkeit und Freundschaft gedenke? Warum hat Lingg die projektirte Sammlung

[1]) Alfred Meißner, „Schattentanz". 2 Bände, Zürich 1881. Band I S. 178 „Die Geschichte von zehntausend Gulden".

bei Grote nicht erscheinen lassen? Ich bin sonst recht glücklich und auch gesund. Werden wir uns nicht bald so oder so ein Stündchen sehen?

Mit den besten Weihnachts- und Jahreswünschen

Ihr

C. F. M.

Eine Ihrer Zeilen scheint zu sagen, daß Sie selbst noch ein Wort über Jenatsch sagen wollen. Das wäre zu schön, um daran zu glauben.

In der Schweiz wird der J. gelesen und faßt Wurzel. Noch einmal meine besten Wünsche, ich bin Ihnen recht herzlich zugethan.

Kilchberg bei Zürich 14 April 1877.

Spät u. mit fliegender Feder.

Mein verehrter und lieber Freund,

Ihre feindlichen Pole werde ich in dem Berliner Tageblatt lesen, das ich schon seit Jahren halte; ich freue mich darauf.

Die Genesung Ihrer Frau macht mir große Freude.

Lingg, der mir sehr lieb ist, lasse ich ganz besonders herzlich grüßen — ist er dieses Frühjahr nicht in Florenz gewesen, wovon er gesprochen hat? — und ich will es nicht verreden, mir womöglich einen Tag bei Ihnen Beiden zu gönnen. Ich habe Manches im Kopfe. Sachen von einer gewissen Tiefe, aber jetzt — wie Sie unten sehen werden — durchaus keine Zeit zur Ausführung. Mit dem Jenatsch wollen wir es bewenden lassen. Sie sprechen gelegentlich am rechten Ort ein Freundeswort über mich nach Ihrem Ermessen. Die Gedichte von Herwegh haben mir denn doch Eindruck gemacht. Neben schönen Überbleibseln, die mit der ersten Sammlung rangiren, meist satyrische Gedichte à la Heine (letzte Manier), Form schön, witzig, wehmütig, nie unbe-

deutend. Er hat sein ganzes Talent bis zum letzten Atemzug behalten. Doch vielleicht bin ich für ihn voreingenommen, er war mein Jugendpoet.

Ich beantworte Ihre l. Zeilen in der (bis jetzt einzig eingerichteten) Dienstbotenstube meines neuen Landhauses; wo ich eben, obwohl es noch voll Arbeiter ist u. bis Ende Mai bleiben wird, eingezogen bin. Ich trage meine eigene Erde an den Stiefeln. Ich wohne ziemlich hoch über dem Ufer aber nahe an Bahn und Boot, eine Viertel Bahnstunde von Zürich u. mein Blick reicht von Zürich bis Rapperswyl. Was ich seit vier Wochen controlirt, befohlen, geschimpft habe, es ist unglaublich, wobei mir mein schönes Phlegma zu statten kommt. Mein Auszug aus dem Wangensbach, den ich in Aftermiete an den U. S. Consul abgab, war eine Schlacht. Im letzten Augenblick rebellirte die Köchin (eine Schwäbin, ein Gewaltsmensch) u. drohte meiner Frau u. der Schweiz im allgemeinen mit „Bismark", worauf ich sie fortschickte. Gestohlen wurde nichts als die erste Nummer von Lindaus „Nord u. Süd" von einem Schreiner, dessen literarische u. künstlerische Neigungen — er stiehlt vorzugsweise Kupferstiche — notorisch sind, aber wahre Orgien mit Wein und Würsten wurden gefeiert unter dem Vorsitz gerade jener Schwäbin. Das ist vorüber. Mein Nachbar hier in Kilchberg ist Graf Plater, den die Polen zu ihrem Vertreter — Fürsten und Nationen gegenüber — bezeichnet haben u. dessen Frau die vormalige morganatische Gemahlin des Königs von Belgien und die Schauspielerin und Schriftstellerin Caroline Bauer ist. Er fast ein König, sie fast eine Königin und ich fast ein Poet — es wird schon gehen.

Ihr C. F. M.

Es ist hier viel Elend, veranlaßt durch unsere miserablen Handels- und Eisenbahnverhältnisse und es vollzieht sich eine Wendung nach der conservativen Seite.

Behalten Sie mich lieb. Ich bin Ihnen aufs treueste zugethan.

Kilchberg 16 Juni 1877.

Liebster Freund,

ich danke Ihnen für Ihre l. Zeilen von gestern, die meine eigenen Eindrücke wörtlich wiedergeben. Ich las das sizilianische Drama[1]) bei der ersten Sommerhitze nach einem mit lässigen und unzuverlässigen Arbeitern durchgescholtenen Tag und es schwamm mir so vor den Augen. Zwei andere competente Urteile stimmen mit den unsrigen. Etwas Freundl. läßt sich immer noch darüber sagen, sobald man mit sich selbst im Reinen ist. Auf die Ausrede des Dämonischen bin ich gleich verfallen, es ist aber eine arme Ausrede. Wir werden ja sehen, wie es anzufassen ist.

Daß Ihr zweiter König U von Theman beibehalten werde, das, liebster Freund, habe ich gewußt, ohne mich zu rühmen — und Ihre Art zu scherzen, jeder hat die seinige, ist mir auch nicht unbekannt. Scharfer Umriß und eine merkwürdige Bravur der Ausführung die im Grund schon im Ziska so bestechend wirkt — ist mir ungemein sympathisch. Nach klar durchdachtem Plane kann die Ausführung nicht ein- u. aufdringlich genug sein. Ich spreche nicht von der satyrischen Ader, nur dieses: wenn Sie dieselbe einmal isoliren würden und voll ausströmen ließen, in einer großen komischen Hauptfigur mit innern Widersprüchen (Don Quichote — die Figuren Molières) und das Liebliche und Angenehme nur zur Milderung in Nebenfiguren — hier wäre ein schöner Kranz zu ergreifen. Davon einmal mündlich. Meine kleine Novelle, „Der Schuß von der Kanzel" belustigt mich herzlich*

Ihr CFM.

*ein unbedeutendes Motiv, das ich aber flott ausführe, en attendant mieux. Es ist der alte Werdmüller, der, wie eine Art Rübezahl, auf seinem Landsitz — die Au, (hier in der Nähe) — sein Wesen treibt. Ich habe die Kleinigkeit

[1]) „Macalda", von Herm. Lingg, 1877. C. F. Meyers Rezension steht in der Neuen Zürcher Zeitung vom 5. Juli 1877.

meinen Freunden für einen lokalen Almanach zugesagt. Ihre Briefe sind mir ungemein lieb, sie regen mich an u. erfrischen mich im Staube meiner Bauten.

Ihr dankbarer

CFM.

Kilchberg bei Zürich. 24 Nov 1877.

Ihre Handschrift, verehrter Freund, und das Postzeichen sagten mir gleich, daß Ihnen ein langweiliger Winter bevorstehe. Möge er Ihrer l. Frau Genesung bringen. Ich nehme Anteil, mehr als sich schreiben läßt u. wünschte Ihnen werktätig zu etwas gut zu sein: kann Ihnen etwas dienen, was hier zu haben ist, so geben Sie nur einen Wink. Ich hoffe, wir werden uns, in nicht allzulanger Zeit, in Ihrem oder meinem Heim wiedersehen, nicht in einem ungemütlichen Wirtshause.

Ich glaubte mich nicht vergessen, aber ich fürchtete, Sie hätten mir nicht mehr so gute Nachricht zu geben von dem, was Ihnen das Liebste ist und schwiegen deßhalb, nach Ihrer Weise. Nun, Davos heilt oder — ganz gewiß — hält hin in infinitum, das ist seine Specialität und wir haben davon tausend Beispiele.

Noch etwas, das ich Ihnen ins Ohr sage — nur aus großer Freundschaft und Dienstwilligkeit. In meinen ganz schlimmen Zeiten habe ich mich oft mit etwas bescheidenem Mysticismus gefristet und ihn — in kleinen Dosen — probat gefunden d. h. über die Unterwerfung unter das Notwendige, die ihre Heiligkeit in Würde hat, hinaus suchte ich im Schicksal, wie es falle, etwas zu lieben — das ist freilich nicht für jedermann, aber vielleicht für Ihre Frau. — Lingg, den ich verehre und liebe, ist entschieden ein großer Mensch, aber rein instinctiv. Von der Macalda gilt der Vers von Freiligrath:

„Kein Teufel weiß, was drinnen steht.“[1])

---

[1]) Kein Teufel wüßt' was drinnen stand. (Liebe Heere).

und er weiß es wirklich selbst nicht. Ich sah schon aus seinem Neusten in der „Halle", daß er zu meiner großen Freude — wieder aufsteigt mit Posaunenklang. — Über „Sadal", den ich sehr hoch stelle, will ich bei meinem Buchhändler ein ganz unverfängliches Wort fallen lassen. Bei seinem Besuche hier im Sommer hat er mich durch gewisse mich wie einen Hammel oder andere Waare betastende Maniren schlecht erbaut. Seit ich meine eigene Erde an den Sohlen trage, bekomme ich überhaupt eine Art Schweizertrotzkopf, der mir entweder sehr schlecht bekommen oder mich entschieden fördern wird. — Rodenberg suchte mich hier auf und sagte mir zum Abschied, er hätte mich ganz anders gefunden, als er nicht dachte, worauf ich erwiederte, daß bei mir das Entgegengesetzte der Fall sei und ich ihn gefunden, wie ich mir ihn vorstellte.

Mein kleiner Sitz ist eingerichtet, ich bewohne ihn — un châlet, dürfte ich Ihnen bald darin χαῖρε sagen! er ist in der von mir in das heurige Zürcher Taschenbuch gegebenen Novelle „Der Schuß von der Kanzel" geschildert, die Sie, gleich nach der Veröffentlichung, erhalten werden. Etwas ganz Anderes, für meine Kräfte ziemlich oder sehr Kühnes habe ich jetzt unterhänden.

Und nun noch ein Wort. Halten wir, wie Sie — wissen Sie noch bei meinem ersten Besuche in Bregenz — sagten, zusammen, ganz treu, allezeit aber lieber in Freud als in Leid. Meine Grüße u. Wünsche der l. Frau.

Ihr

C. Ferd. Meyer

Kilchberg bei Zürich 28 Dec. 1877.

Mein verehrter Freund,

es ist mir unmöglich,* wie ich wohl gewünscht hätte und wie es ein Gedanke meiner l. Frau war, uns durch eine kleine Zusendung vor Jahresende bei Ihnen in freundliche

Erinnerung zu bringen; aber ich schicke Ihnen und der lieben Frau, auf Gerathewohl, meine allerherzlichsten Wünsche und Grüße.

Ihr hochachtungsvoll und treu ergebener

C. F. Meyer

*wegen mangelnder Adresse.

Hier, verehrter Freund, die Correkturfahne meines Artikels. Ich bin — aufrichtig, nicht unzufrieden mit demselben und wünsche mir, er möge Ihnen eine kleine Freude machen.

Wie geht es zu Hause?

Den Jenatsch ed. 2 u. „Denkwürdige Tage" sende ich nächstens. Sagen Sie mir mit einer Zeile, daß Sie mit mir zufrieden sind — man kann nie wissen.

Ihr C. F. M.

Kilchberg bei Zürich. 1 Nov. 1878

Verehrter Freund,

ich mochte Ihnen, die Größe Ihres Verlustes kennend und Ihren Schmerz ehrend, kein Beileidsschreiben schicken — jetzt aber, gegen Jahresende, sagen Sie mir wohl mit einer Zeile, wie Sie sich befinden? ob wir Sie zum Nachbar behalten oder ob Sie Bregenz verlassen werden, worüber ich mich nicht verwundern würde.

Meine l. Frau und meine Schwester haben großen Antheil genommen.

Oberst Nüscheler war gestern hier und besucht morgen Bregenz. Ich sage das nur zur Erinnerung an jenen hübschen Tag, wo Sie, auf der Station von mir Abschied nehmend, ihm begegneten.

In treuer Ergebenheit und mit guten Wünschen für 1879

Ihr C. F. M.

Kilchberg bei Zürich. 20 Dec. 1878

Kilchberg bei Zürich 29 Januar 1879

Lieber, verehrter Freund,

es ist mir doch recht tröstlich, einige Zeilen von Ihnen erhalten zu haben. Daß Sie vorläufig in Bregenz bleiben, gibt mir vielleicht die Gelegenheit — egoistisch gesprochen — Ihnen im Frühjahr einmal die Hand zu drücken. Ich glaube, das Frühjahr wird Ihnen gut thun. Der tiefste Schmerz ist wohl mit der großen Poesie nicht unvereinbar, im Gegenteil. Ich Geringer habe meinerseits mein Erträglichstes regelmäßig in tormentis geschrieben. Aber ein Pessimist dürfen Sie mir nicht werden. Hans Scherr's (dem ich Ihre Grüße gelegentlich ausrichte —) Standpunkt ist ein sehr individueller, und wenn er das Zufällige höchst energisch betont, darin liegt, viel persönliche Bravheit und Gradheit hinzugerechnet, seine Stärke, so erschöpft er die menschlichen Dinge, in denen viel Vernunft ist, lange nicht. Auch müssen Sie den Mann nicht allzu sehr beim Worte nehmen, es ist auch etwas schriftstellerische Manier und gewollte Originalität dabei.

Es freut mich, daß Sie die „Schlußsteine"[1]) in der N. F. P. besprochen haben. Übrigt Ihnen ein Ex., so wäre ich neugierig, den Artikel zu lesen. Wenn Sie mir gelegentlich dieselbe Ehre zu Theil werden lassen, werde ich dafür dankbar sein. Ich weiß aber nicht, ob Ihnen die große Novelle, die ich gegenwärtig auf dem Webstuhl habe und — wenn nichts dazwischen fällt — im Herbst, wohl zuerst in einer Zeitschrift, veröffentlichen werde, zusagen wird. Es ist eben der mittelalterliche Heilige, den ich Ihnen vor Jahren, in dram. Form, vorskizzirte. Dann kommt eine andere Novelle: „Der Comtur" — auf die ich mich unbändig freue. Ich arbeite eigentlich ohne Unterbruch, aber ungeheuer langsam und cultivire dieses Phlegma recht eigentlich, weil ich in dieser kostbaren Naturanlage meine Sicherheit sehe; denn ich habe zuweilen das Gefühl, daß die Parze zwar nicht ihre Scheere öffne, aber doch mit der geschlossnen zuweilen versuchsweise an meinem

---

[1]) Hermann Lingg, „Schlußsteine". Grote, Berlin 1878.

Lebensfaden ein bischen „kratze". Dann werde ich auch täglich und stündlich zerstreut und abgezogen. Heute z. B. großer Hundehandel! Verschiedene Thiere werden vorgeführt und die Wahl, auch der Preis wollen erwogen sein. —

Sie haben hier den „Nimrod" von Kinkel recht ordentlich aufgeführt. Circa dreißig Jahre war das Drama „auf Lager". Ich erzähle das dem „in seinen Hoffnungen getäuschten Dramatiker" zum Troste.

Gestern Abend hatten wir das Carolus-Mahl, eine Vereinigung aller „Gelehrten". Es war heimlich und gemütlich-altertümlich. Vorgestern Clara Schumann, die Pianistin. Sie sehen, daß wir uns hier nicht langweilen!

Der Teufel plagt mich, Ihnen ein Novissimum beizulegen.

Ihr C. F. M.

Kilchberg 5 Februar 1879
(mit der als Briefkopf gestochenen Ansicht seines Hauses).

Hier, l. Freund, Ihren stylvollen Lingg-Artikel zurück, mit einem andern, nicht für die Wiener, sondern für die nüchternen Schweizer geschriebenen[1]). Der gute Lingg, dem ich in meinem Namen die Hand zu drücken bitte, mag nun selbst entscheiden, ob er mit seinem Viergespanne im Land des „Übels u. Unmuts" oder in dem der „wachsenden Heiterkeit" angelangt ist.

Wenn Sie mich wirklich in der N. Fr. Presse besprechen — ich dränge nicht, da ich aus Erfahrung weiß, wie eine Muß-recension... die das Tagewerk überlegende Morgenstunde verbittern kann — so ist es das erste Mal, daß ein bedeutender Mensch über mich zu Gericht sitzt. Nur reden Sie nicht von den Auflagen, dem Geschäftlichen, vom Markte. Ich hätte es dem Haessel in seinem Haesselhause — eine Art Palast, den

[1]) Wahrscheinlich C. F. Meyers Rezension der Linggschen „Schlußsteine" in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23. Dezember 1878.

sich der Mann in Leipzig gebaut hat, schon gönnen mögen, wenn meine 2. Auflagen nicht gegangen wären — er jammert in diesen Fällen zu komisch! Aber es scheint, daß es ordentlich geht. Auch ins Dänische ist der „Jenatsch" übersetzt, vortrefflich, wie mir scheint. Aber Sie wissen, daß bei mangelndem Vertrage — aller Schund ins Dänische übersetzt wird.

Es freut mich, daß Sie reisen, besonders in die Fremde, nach London. Nach einem schweren Verluste soll das niemand, der es kann, unterlassen, es ist eine Pflicht.

Gestern habe ich Musik gehört, eine gedankenhafte und zerfahrene Symphonie von Brahms,[1]) dann aber die Ouvertüre zur Lenore von Beethoven. Diese Gewalt und Steigerung predigt mit tausend Zungen, was Styl ist.

Vorstehend unser Haus! Ein hartes Blatt, von einem schlechten Stecher verhunzt, aber es gibt einen ungefähren Begriff.

Meine l. Frau empfiehlt sich Ihnen und grüßt Ihre Kinder.

Ihr C. F. M.

Kilchberg bei Zürich 30 Aug. 1879.

Dank für Ihre Zeilen, l. verehrter Freund, u. Schade, daß Sie mich nicht besucht haben. . . Mit Malchen Lingg tut es mir leid, sehr leid. Wenn ich nicht nach München gehe, so ist es allerdings weniger äußere Abhaltung — obwohl ich meinen kl. Sitz nur ungern verlasse) sondern absoluter Mangel an Bedürfniß. Ich bin zeither thätig gewesen, manches für den Winter vorbereitend. Jetzt gehe ich noch für ein paar Wochen in oder über die Berge, um Ende Sept. wieder zurück zu sein.

Ihre Romane machen mir immer große Freude, freilich kommen mir Motiv und Mache nur in zweiter Linie; was ich liebe, ist die Individualität des Schriftstellers in ihrer besondern Mischung.

---

[1]) Die zweite Sinfonie in D-dur wurde den 4. Februar 1879 im Zürcher Abonnements-Konzert aufgeführt.

Es freut mich, daß Sie den Meister Gottfried fortuito gefunden und ausgiebig gesprochen haben. So war es am Besten.

Wenn Sie in Bregenz bleiben, könnten wir einmal an einem blauen Oct.-Tag in Romanshorn zusammen speisen!

Treu ergeben

Ihr C. F. M.

---

25 Mars 1880.

Eine Zeile, lieber Freund.

Hübsch, daß wir wieder Nachbarn sind! Seien Sie mir gegrüßt. Allernächstens sollen Sie für Ihren Züricher-Artikel etwas Zweckdienliches erhalten. Ich bin (immer Hals u. Brust abgerechnet) wohl. Der Arm ist quasi heil. Dabei geistig rege. Den Heiligen erhalten Sie in circa 2 Wochen. Eine 2. Auflage ist jetzt schon notwendig.

Allerdings ist gegenwärtig in Zürich viel Krankheit.

Ihr Dr. C. F. Meyer.

(Karte.) 19 April 1880

Lieber Freund,

Die erstaunliche Promptheit, mit welcher Sie mir einen Dienst leisteten, hat mich geradezu erschreckt und wahrhaft beschämt. Ich werde Gelegenheit zur Rache suchen.

Das Züricher Taschenbuch behalten Sie. Ich sitze hier an der Quelle und muß für dieses verdammte Taschenbuch bis Ende Juni eine Novelle schreiben, natürlich gratis, aus Patriotismus. Gestern las ich Ihre frische, klare „Tony“[1]) vor, erste Hälfte, die sehr gefiel. Ich bin zeither ganz leicht und heiter, obschon ich keinen Grund dazu habe. Ich glaube das Heranwachsen Ihrer Kinder wird Ihnen noch manchen schönen Stoff à la Wilhelm Meister geben.

Ihr M.

---

[1]) A. Meißner, „Schattentanz“. Darin S. 1ff. Toni.

Kilchberg 2 Juni 1880.

Mein verehrter Freund,

eben erhielt ich Ihren Artikel in den „Bl. f. lit. U."[1]) u. danke herzlich dafür; ich hätte mir denselben nicht anders wünschen können, einige Minima abgerechnet. („Cardinal" statt Primas und die zwei Normannengestalten, während Becket ein Sachse war). Das Übrige u. Ganze ist vorzüglich. Die Hervorhebung des Fundes und der dram. Entgegenstellung der zwei Charaktere (1/3 der Chronik, 1/3 Thierry, 1/3 mir gehörig) scharf und klar, die Kritik berechtigt. Man sieht, Sie haben sich während des Lesens über meinen Zeilen Ihren eigenen und ich fürchte einen besseren, jedenfalls einen feurigeren Verlauf der Geschichte gestaltet.

Was mir aber am meisten Freude gemacht hat, ist die Art, wie Sie mich selbst behandeln. Genau diese Wertung ist, bei dem jetzigen Stand meiner poetischen Gabe die passende und für das deutsche Publikum zulässige. Das ist viel werth.

Nordmanns Novelle hatte mir, vor einigen Tagen, meine l. Schwester in Meilen als Heimfahrts-Lektüre in die Tasche gesteckt.

Unter uns, Sie haben Ihrem Jugendfreunde mit Ihrem Desiderium einen Streich gespielt. Der barocke, gruselige Ritt der zwei Mönche, des toten u. des lebendigen ist denn doch das Hübscheste, wenigstens das Originellste an der übrigens vorzüglichen Novelle. Freilich fällt es gegen das Andere aus dem Tone!

Mir hier geht es ganz erträglich. Ich besitze und liebkose ein paar singuläre Motive. Wenn ich mir nur hübsch das Strudeln abgewöhnen und einen gelassenen Schritt anschlagen kann.

Daneben Haussorgen (3—4 Dienstboten, darunter eine Mormonin und Baupläne!) Hohe Zimmer und ein neues Nebenhaus. Meine l. Frau will absolut, daß ich ein hohes

---

[1]) „Über den Heiligen" in den Blättern für literarische Unterhaltung, 27. Mai 1880.

und geräumiges Studirzimmer bekomme, ferner ein hohes Schlafzimmer, natürlich auch ein Kinderzimmer.

Der jetzt 81jährige Oberst Ziegler, mein Schwiegervater, der ein in seiner Weise vorzüglicher und ein sehr nobler Mann ist, obwohl er von der Kunst (Landschaft abgerechnet) rein nichts versteht, will, daß noch bei seinen Lebzeiten gebaut werde. . . . Doch ich plaudre.

Mein l. Freund, ich bin Ihnen recht von Herzen zugethan.

Ihr

M.

Kilchberg bei Zürich. 5 Juni spät 1880.

Lieber Freund,

Ihre Zeilen hat mein Diener eben, etwas verspätet, von der Post gebracht.

Morgen in die Stadt zu kommen, ist mir leider unmöglich, da ich mich auf einem Ausgange bei den heutigen Regengüssen erkältet habe, überdies Sonntag mein Empfangstag ist und ich meiner lieben Frau nicht wohl zumuten darf, meine Besuche aus der Stadt allein zu empfangen.

Sie würden mir natürlich mit einem Morgen- oder Abendbesuch die größte Freude machen.

Sollte es sich zu meinem Mißgeschicke nicht machen lassen, so sage ich Ihnen hier noch einmal meinen freundlichsten Dank für Ihre Besprechung in den Gottschall'schen Blättern. Mit den besten Grüßen

Ihr

C. F. M.

Ich lasse diese Zeilen morgen früh auf die Post bringen.

(Postadr:) Kilchberg 30 Dec. 1880

Verehrter Freund,

„Schattentanz" habe ich mitten im Trubel der Jahreswende, wie ein Knabe zwischen den Schulstunden gelesen.

Addio Paviani[1]), und mangia, bestia![2]) ist bei den Weihnachts- und Neujahrdiners, vergeben Sie den Mißbrauch, von glänzender Verwendung. „Toni" habe ich mit Rührung wieder begrüßt, den Heine-Artikel[3]) zweimal gelesen. Offenbar ist das Portrait, das seinige und das der Frau, sprechend ähnlich und auch gar nicht geschmeichelt, z. B. das Belachen der eigenen Witze. Mein Nachbar, Graf Plater, ist ganz niedergeschlagen über den III Band Wellmers und ich bin empört. Vorzüglich ist, wie der Sch . . r sich gegenüber dem polnischen Grafen als „Deutscher" aufthut, nicht anders als der Major in „Kabale und Liebe" gegen Lady Milford: „Ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!" Das perfekte Gegenstück zu Ihrem: „Es liegt darauf der Fluch des Greises!" Welche Welt!

Bewahren Sie mir, in dieser falschen Welt, Ihre liebe treue Freundschaft.

Ihr

C. F. M.

Kilchberg 11 Januar 1881

Verehrter l. Freund,

Ich bedaure, Ihnen berichten zu müssen, daß das Feuilleton der N. Zürcherin unzugänglich ist. Der Redactor, Dr. Baechtold, schreibt mir, auf mein Anklopfen, S . . . habe sich so taktlos (er braucht einen stärkeren Ausdruck) gegen ihn benommen, daß er ein für alle Male jede Zusendung S . . . . scher Verlagsartikel sich verbeten habe.

Soll ich eine Zeile an V. Widmann, Red. des „Bund" in Bern, schreiben? Ich bin gern dazu, wie zu jedem andern kleinen Dienst, bereit.

Ihr

CFM.

---

[1]) In „Frühlingstage in Oberitalien" (Band I von Schattentanz).
[2]) In „Ugolino" (Band I von Schattentanz).
[3]) In „Schattentanz".

Kilchberg 5 Febr. 1881

Lieber Freund,

ich bin im Falle, Ihnen einen kleinen Aufschluß zu geben. Vor einiger Zeit sandte ich an das Feuilleton der N. Z. eine Zeile über „Schattentanz" ein und erhielt dieselbe mit einigen Worten von Dr. Baechtold zurück, der sich höflich, aber entschieden und principiell weigerte, etwas bei C. Sch. Erschienenes zu recensiren.

Vor einer Woche etwa nun schrieb mir C. Sch.: dieses Interdict sei gehoben (?) und bat um meine Zeile über „Schattentanz", welche er — oder vielmehr eine neugeschriebene — „zu freier Verfügung" erhielt. Zugleich aber avisirte ich Baechtold von dem Sachverhalt, was ich meiner Ehre und der Wahrheit schuldig war.

Ihr alter CFM.

Kilchberg bei Zürich 1 Dec. 1882

Mein verehrter lieber Freund,

Freundlichsten Dank für Ihren N. Norson, welcher mich von Seite zu Seite gezogen hat. Er ist in Ihrer kräftigsten Manier und hat mich — hin und wieder — an den Ardinghello gemahnt. Ein sehr hübsches Buch!

C. Schmidt hat mich um eine Rezension ersucht, ich habe ihn aber abschläglich berichtet, da er offenbar ohne Auftrag gehandelt hat.

Denn Sie hätten mich doch wohl selbst angegangen. Sie haben es nicht getan, lieber Freund, und dafür weiß ich Ihnen Dank.

Schicken wir uns unsere Sachen zu reinem Genuß und als Zeichen unserer Freundschaft! Die meinige und die Bewunderung der vielen seltenen Vorzüge Ihres großen Talentes ist Ihnen gewiß.

Unverändert

Ihr C. F. Meyer

Kilchberg bei Zürich 7 Febr. 1884.

Verehrter lieber Freund

ich habe mich höchst unnützer Weise mit alberner Rätselhaftigkeit ausgedrückt. Die schwarzgeränderte Karte mit meinem Namen ging in das Trauerhaus „Grube", woher ich eine von Ihnen mitunterzeichnete Annonce erhalten. Aber wie konnten Sie wissen, daß ich Grube durch die Schindler von Hörensagen kannte.

Mir geht es — unberufen — zeither recht gut, mit Calderon's standhaftem Prinzen zu reden:

„Besser, Herr, als ich verdiene!"

Diesen Winter beteilige ich mich sogar gegen mein Naturell, aber mit wohltätiger Wirkung an allerhand städtischer Geselligkeit, sodaß ich mich nur über mich selbst wundern muß.

Auch mich würde es herzlich freuen, mich wieder einmal mit Ihnen auszureden! Es ist schon wahr: für Leute, die „schreiben", ist eine ausgiebige Plauderei erquicklicher als Buchstaben und immer wieder Buchstaben.

Hier empfängt Sie mit offenen Armen

Ihr

C. FMeyer



An

Hermann Lingg.



An

Hermann Lingg.

Meilen (Seehof) 27 Mai 1875.
bei Zürich

Verehrtester Freund,

ich möchte die mir von Calmbg gebrachten Grüße mit einem schriftlichen erwiedern u. Ihnen sagen, wie mich jedes Lebenszeichen von Ihnen freut. Da kam zuerst Ihr schöner Nachruf an Herwegh, dem ich die Ehre hatte, mit meinem Guise[1]) als Fußgestell zu dienen, u. gestern der schreckliche Hawkwood in der, wie meine Schwester meint, diesmal allzublutigen Halle.

Stellen Sie sich vor, wir haben in Glarus einen couragirten Buchhändler,[2]) der vor Jahren drei dicke Bände Schweiz. Nationallit.[3]) herausgegeben hat, welchem er jetzt einen vierten[4]) folgen läßt. Für die Redaction dieses vierten Theils hat er den Literaturhistoriker Prof. Dr. J. J. Honegger gewonnen u. Dranmor,[5]) Victor Widmann, ich u. mehrere andere sollen den Reigen anführen. Unter diesen ist der talentvollste, Leuthold, seiner Heimat quasi verloren gegangen. Wollten Sie, Verehrtester, uns zu seiner Auffindung behülflich sein, so erwürben Sie sich ein Verdienst um unsere „Nationalliteratur". Honegger bittet Sie herzlich, den beigeschlossenen Brief an Leuthold zu bestellen u. ihn zu einer patriotischen Mitwirkg anzueifern.

---

[1]) „Mourir ou parvenir."

[2]) J. Vogel.

[3]) Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Herausgegeben von Robert Weber. 3 Bände. 1866—1867.

[4]) Vierter Band 1876, herausg. von Dr. J. J. Honegger.

[5]) Pseudonym für Ferdinand Schmid, 1823—1888.

Calmberg hat mir von einem Napoleon in Rußland gesprochen, den Sie ihm vorgelesen. Ich würde wohl wünschen, das Gedicht kennen zu lernen. Den meinigen[1]) habe ich einer Schweiz. Jugendzeitg gegeben, in der Hoffng, daß ihn die Buben declamiren werden.

Nach Ihrem Rath habe ich den Tomasee in einheitliche Stimmg gebracht — wie gefällt Ihnen die neue Fassung?[2]) Ich lege ein kleines Genrebild aus der Zeit des Reislaufens[3]) bei, das ich in das „Schweizerhaus" 1876 gestiftet u. dessen Correctur ich eben besorgt habe. Gegenwärtig beschäftige ich mich mit einer wunderlichen im XII Jahrh. spielenden Novelle,[4]) die ich vor Jahresmitte beendigen werde.

Meine Schwester läßt sich Ihrer l. Frau aufs herzlichste empfehlen u. würde gerne erfahren, wann Frl. Amaliens Sommerferien beginnen. Wir haben für einmal keine Reisepläne.

In treuster Verehrung Ihr C. F. M.

Wie geht es auch Paul Heyse? Ist es wahr, wie ich gestern hörte, daß seine Gesundheit angegriffen ist?

---

30 August 1875.
Rigi Staffel

Verehrtester Freund,

Ihre letzten lieben Zeilen beantwortete ich mit meiner Verlobungsanzeige, die Ihnen freilich mit dem Namen Luise Ziegler wenig sagte. Ein Wort darüber und zuerst eine Bitte. Wenn Sie sich in Lindau befinden, und Sie mir die Ehre eines Besuches in Meilen zudenken, so werde ich glücklich sein Sie zu empfangen, ersuche aber um ein anmeldendes Wort. Vom 5ten bis zum letzten September bin ich zu Hause. Dann Hochzeit u. Abreise nach dem Süden. Frl. Ziegler ist eine ebenso einfache als liebenswürdige Persönlichkeit. Die Neigung ist alt, eine Verbindung aber wurde durch mannigfache

[1]) „Napoleon im Kreml".
[2]) „Der Rheinborn".
[3]) „Die Schweizer des Herrn von Tremouille".
[4]) „Der Heilige".

Schwierigkeiten verzögert. Daß ich Frl. Ziegler sehr, sehr liebe, werden Sie, verehrtester Freund, mir zutrauen. Ein vollständiges Zusammenpassen der Neigungen und Charaktere läßt mich den in meinen Jahren schweren Schritt mit Leichtigkeit u. Gewißheit thun. — Ich bin gewiß daß dadurch auch meine bescheidene literarische Thätigkeit an Kraft u. Consequenz gewinnen wird. Wenn Sie mir gelegentlich ein Wörtchen von der Ihrigen sagen, so weit ich es werth bin, so machen Sie damit einen Glücklichen. Sie kennen meine aufrichtige Bewunderung für Ihr Genie.

In Verehrung und Liebe

Ihr Crd. Ferd. Meyer

Seehof Meilen 12 September 1875.

Verehrter Meister,

Ihre Zeilen die mir, wie immer, große Freude machten, beantworte ich umgehend. Ich hoffe, Sie haben, bei diesem Wetter, Ihre Fahrt in's Engadin angetreten, das Hochthal ist mir wohlbekannt u. ich weiß: es wird Sie mit seiner herrlichen Luft erfrischen u. gewiß auch inspiriren. Was Sie von Ihren Arbeiten melden, hat mich gewaltig interessirt. Ich weiß nicht, ob ich mir von Ihren Dramoletten die richtige Vorstellung mache, bin aber gewiß, daß sich in denselben Ihr ganz besonderer Sinn für kosmische und historische Krisen, für die Mächte und Seelen des Weltlebens manifestirt, der ja in Ihrem kleinsten lyrischen Gedicht ebenso sichtbar ist, wie in Ihrer Völkerwanderung und Ihre Größe ausmacht, an der sich gar nicht mäkeln läßt. Doch ich will nicht in den Tag hineinreden u. geduldig warten, bis ich die Dramolette kenne, die vielleicht ein Ganzes bilden. Haben Sie meine kleine Rezension in der A. A. über Dahns Roderich[1]) gelesen? Da

---

[1]) „Markgraf Rüdiger von Bachekaren. Trauerspiel". 1875. C. F. Meyers Rezension in der Beilage Nr. 233 der Allg. Augsburger Ztg. vom 21. August 1875.

blickt meine Sehnsucht durch, nicht nach dem Bühnendrama (das ist mir Nebensache) sondern nach jenem shakespearischen Drama mit ganz lebendigen vollständigen Menschen, wo die Handlung mit Nothwendigkeit aus den Charakteren hervorgeht.

Das haben Hebbel u. O. Ludwig versucht, der eine fratzenhaft, der andere mit müden, von Anstrengung zitternden Händen.

Verzeihung, verehrtester Freund, ich soll Ihnen noch ein Wörtchen von mir sagen. Was jetzt etwa entsteht, leichtsinnig entworfene, sehr individuelle Sachen, will später durch ein wenig Kunst gestärkt oder gemildert werden, ehe es sich blicken lassen darf. — Eine Novelle: Der Heilige (Thomas Beket Sujet) ist fertig, aber an die letzte Hand und den Druck, sowie an den Druck des G. Jenatsch ist vor dem neuen Jahre kaum zu denken. Sie begreifen, daß das Leben jetzt seine Rechte stark geltend macht. —

Ihr Vorschlag, verehrter Freund, uns einige Stunden zu sehen z. B. in Romanshorn, das ich am leichtesten erreiche, ist für mich höchst anziehend. — Schlagen Sie den Tag vor (Samstag, Sonntag u. Montag in 14 Tagen bin ich nicht frei). Ich habe Ihnen tausend Dinge zu sagen, auch manchen Rath zu erbitten.

Ihr treuer

C. F. Meyer.

Ajaccio 26 November 1875.

Verehrter Freund,

Seit ich die Freude hatte, Sie, wenn auch nicht unter den Kastanien meiner Wohnung zu Meilen, doch auf dem Boote zu begrüßen, habe ich mich verheiratet und den October an der Riviera verlebt, dann ging ich zu Meer nach Bastia und im Wagen quer durch die Insel nach Ajaccio. Von dieser schönen Insel, wo ich Ihnen, verehrter Meister, das flüchtige Blatt

beschreibe, weiß ich nun nicht wie loskommen. Das Meer ist ein bischen unruhig. Ueberdieß hat das Winterleben im Süden seinen alten, und das Zusammenalleinsein mit einem geliebten Weib einen neuen Reiz für mich. Beides fesselt mich an Corsika. Nächsten Freitag aber darf ich das afrikanische Boot nach Marseille nicht länger versäumen, um jedenfalls Dezembermitte in meiner neuen Behausung in Wangensbach Küsnach bei Zürich einzutreffen.

Meine Schwester ist in Florenz wo sie den ganzen Winter verlebt.

Corsika würde Ihnen gefallen u. Sie ohne Anlaß nachhaltig inspiriren. Land und Leute, nicht nur das Innere, auch die Küste sind interessant. Es gibt hier Meer und Felspartien von der schönsten Wildheit. In diesen prächtigen Öden kommt mir oft das Wort auf die Lippen: Wie heimlich.

Jeder verbindet eben mit „heimlich" seinen eigenen Urbegriff des Behagens. Aber auch die erste beste Landstraße mit ihren Schafherden, Reitergruppen (hier reitet alles u. zwar auf den kleinen corsischen Pferden) u. Landstreicher à la Callot bietet eine vortreffliche Unterhaltung, selbst die napoleonische Legende, die mir sonst gründlich zuwider ist, hier mag ich sie leiden als Lokalmärchen. Doch ehe ich geschwätzig werde, schließe ich mit der Versicherung meiner Liebe und Bewunderung. Natürlich bin ich seit Monaten von aller d.(eutschen) Lit. abgeschnitten.

Ihr

C. F. Meyer

Küsnach=(Wangensbach) bei Zürich 7 Juni 1876.

Ihre Zeilen, verehrter lieber Meister, mußte mir meine Schwester gestern auf dem Boot aus dem Koffer geben, so begierig war ich danach. Ihre Campagne auf den Brettern[1])

[1]) Die Aufführung von Linggs fünfaktigem Drama „Der Doge Candiano" in München.

war also, wenn auch keine leichte, doch eine glückliche, woran ich von Herzen theilnehme. Betsy sagte, Sie seien ihr ganz frisch und jugendlich erschienen. Ihr liebes Gedicht vom Bodensee freilich und auch Meißner, der hier war und jetzt der Sorge genug hat, deuteten an, der Doge Candiano habe Ihnen hart angelegen, dafür ist nun aber auch die Bataille gewonnen. Einer Aufführg in München würde ich gern beiwohnen, doch komme ich hier nicht weg u. bin — unter uns gesagt — so glücklich als mein Naturell und die Einrichtg dieses Erdballs es zulassen. Dagegen sehne ich mich nach Ihrer neuen Sammlg bei Grote u. noch mehr, Sie für einen Tag (von Lindau aus wo Sie gewiß den Hochsommer verbaden) persönlich hier, in diesen großen Räumen und genügenden Schatten zu haben, wo sich dann, bei einem Glas Bier, ausgiebig plaudern ließe. Wir haben sehr viel Besuch, nicht immer den erwünschten — der fährt auf dem Boot vorüber, wie H. Lingg im letzten Sommer.

Mit . . den Rezensionen hat . . es seine Bewandniß. . . Ich vermißte das eigentlich Dramatische, die aufrichtige Leidenschaft u., in den Charakteren, das Individuelle, kurz „das Leben". Das wollte ich nun, aus Wahrheitsliebe, durchblicken lassen, strich dann aber, aus Courtoisie u. weil ich eben . . . eingeführt war, meine Bedenken bis auf ein Minimum. So gediehen diese gequälten Artikel mir zum Ärgerniß u. X. nicht zur Freude . . .

Ich werde gerufen u. muß abbrechen, damit diese Zeilen dem lieben Meister umgehend meinen Dank für seinen kleinen Gruß überbringen.

In Verehrg u. Liebe

CFMeyer

Küsnach-Wangensbach 8(?) Aug. 1876.

Nur eine umgehende mitternächtliche Zeile, verehrter Meister. ich bin in diesen schönen aber heißen Tagen ausnahmsweise angespannt, da mein „Georg Jenatsch" vorweg

in Leipzig gedruckt wird, während ich hier Bogen um Bogen revidire und theilweise umarbeite. Darüber bin ich ins Feuer gerathen daß ich keine Ermüdg spüre. Täglich fahre ich nach Meilen, wo ich meiner Schwester die letzte Redaction des Romans in die Feder dictire. Unterdessen ruht sich meine l. Frau auf dem Landsitz ihres Bruders im Thurgau ein bischen aus.

Von Ihren neusten Sachen hat mir die kleine Komödie in den Monatsheften ausnehmend gefallen. Diese liebliche Klarheit und dann der ächt lingg'sche Zug der eindringenden Bettlerschaar, kurz ich u. die Schwester waren ganz hingerissen.

Ob ich es erübrige, die Ausstellg in München zu besuchen, weiß ich zur Stunde noch nicht.

An Ihrem Verlust nehme ich herzlichen Antheil. Ist Meißner nicht in Curwalden? Ich glaubte ihn dort mit seiner l. Frau.

Behalten Sie mich recht lieb. Sie sind der Erste, dem ich den Jenatsch übersende.

In alter Verehrg

Ihr

C. F. M.

Meine kurze u. sichere Adresse ist: Meyer-Ziegler, Küsnach bei Zürich.

---

12 Februar 1877.[1])

Verehrter Meister,

ich schrieb Ihnen, daß ich ein Heim suche. Jetzt gehört ein kleines Gut drüben in Kilchberg mein, nicht viel mehr als eine Hütte, aber mit einem Baumgarten u. geräumigen, mir die ideale Aussicht, nahezu die schönste am See, sichernden Weinbergen. Natürlich tausend Sorgen dazu. Was mich tröstet, ist daß ich schon die Kammer ausgesucht habe, die Sie be-

---

[1]) Zweifelsohne fehlt ein Brief aus dem Jahre 1876. Denn für eine Rezension Linggs in der „Gegenwart" 1876, S. 329 („Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte") hat C. F. Meyer sicherlich gedankt.

wohnen werden, auf meinem Grund und Boden. Das wird eine Freude sein! Paul Heyses Sonnet auf Sie in der Rundschau[1]) hat mich gefreut u. gerührt. Ich habe hier mit der weit verbreiteten N. Zürcher Ztg. eine Art Kartell geschlossen, zu Besprechg. meiner lit. Freunde. Bis Ostern noch hier in Küsnach.

Ihr treuer

C. F. Meyer

Kilchberg b./Z. 1 Juni 1877.

Verehrter lieber Meister!

Die Postmarke auf Ihrem Couvert hat mir eine flüchtige Freude gemacht, ich meinte Sie einen Augenblick nahe. —

Ihr Drama habe ich noch nicht erhalten, hätte auch nicht Muse gehabt, es aufmerksam zu lesen. Jetzt gewinne ich hin u. wieder freie Stunden u. freue mich auf Ihre Dichtung. An die N. Z. Z. schreibe ich gleich eine meine Besprechung anmeldende Zeile.

Ich lebte hier u. lebe zum Theil noch in einer Jagd u. Hetze, die sich nicht beschreiben läßt. Da ich nämlich meine Wohnung in Wangensbach in Aftermiethe für den Sommer vergeben hatte, zog ich schon Ostern hieher, wo uns alle ersinnlichen Verwicklungen über den Hals gekommen sind. Den alten Eigentümer, ein Original, der absolut nicht weichen wollte, mußte ich, nicht nur bildlich, vor die Thür stellen, u. meinen Baumeister muß ich täglich schelten. Solche Executionen gehen mir gänzlich gegen die Natur u. setzen mir mehr zu als den Schuldigen. Bei alledem wird mir mein Eigentum täglich lieber. Heute zum ersten Male schreibe ich in einem kleinen die Seebreite, wenigstens zehn Kirchtürme, die ganze Flucht der Hochgebirge weitumschauenden Zimmer, das ich mir oben eingerichtet, u. wo ich mich aufhalte, wenn ich nicht

---

[1]) „Zwölf Dichterprofile“.

zu Hause bin. Stellen Sie sich aber unter meinem Haus keine Villa vor, es ist ein nothdürftig restaurirtes Bauernhaus mit vielen Winkeln und Treppen. Aus meinem Garten habe ich alle Treibhäuser u. Topfpflanzen entfernt, ich will nur Bäume u. Gras. Eher pflanze ich noch einen Tannenwinkel.

Mein kleines tapferes Weibchen hat sein militärisches Blut bewährt u. sich sehr resolut gehalten.

Noch ein Glück: ich habe zwei treue Dienstboten. Mein Nachbar ist der Chef der polnischen Emigration, Graf Plater, der Mann der Schauspielerin u. Schriftstellerin Caroline Bauer, ein guter Mann.

Diesen Sommer schreibe ich nur eine kleine, einem städtischen Almanach zugesagte Novelle,[1]) die mich belustigen wird, denn das Motiv ist ein heiteres. Ich schreibe Ihnen nach erhaltener Zusendung.

Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg 24 Juni 1877.

Verehrter lieber Meister,

ich habe meine Besprechung der „Macalda"[2]) eingesendet u. frage mich mit Besorgniß wie dieselbe Ihnen gefallen wird. Leicht u. handwerksmäßig habe ich es nicht genommen, im Gegenteil — Verehrung u. Liebe haben mir die Feder geführt, aber nicht eine Linie bin ich von der Wahrheit soweit ich sie erkenne, abgewichen, das war ich Ihnen und mir schuldig.

Nun, ich will mir darüber keine grauen Haare wachsen lassen, kenne ich Sie doch viel zu gut u. weiß ich doch daß Ihnen nur ein ganz überzeugtes Lob Freude machen kann. Im Leben geht Eines ins Andere, nur der Gesammteindruck

---

[1]) „Der Schuß von der Kanzel".

[2]) „Macalda, Trauerspiel" von H. Lingg. Rezension — unterzeichnet Ferdinand Meyer — in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 5. Juli 1877.

bleibt: die Großheit Ihrer Anlage u. Dichtung ist unantastbar u. unvergänglich.

Paul Heyse hat einen schweren Verlust erlitten. Versichern Sie ihn meiner Theilnahme.

In alter Bewunderung u. Teilnahme

Ihr C. F. M.

Kilchberg 28 Juni 1877.

Verehrter Freund,

Wahrhaftig wenn ich bange mache, ist es, weil mir bange u. am Ende haben wir Beide keinen Grund bange zu sein.

Die Sache ist diese: ich finde: Mehr als ein Charakter in der Macalda ist schwer fest zu halten. Da ich meinem Urtheile nicht traute, habe ich das Stück drei Freunden zu lesen gegeben, mir von jedem ein umständliches schriftliches Urteil erbittend. Alle bewunderten die Großheit der Anlage, die Schönheit der Ausführung, alle theilten mehr oder weniger meinen Eindruck über das Rätselhafte einiger Charaktere. Nun, Sie werden sehen, wie ich mir das zurecht legte. Die Bühnenfähigkeit der Macalda habe ich nicht im Geringsten bezweifelt, im Gegenteil! Und über den Ton des Ganzen können Sie nicht im Zweifel sein.

Sobald die Kritik (in der N. Z. Ztg.) erscheint, sende ich sie Ihnen. — Befriedigt Sie dieselbe nicht, nun so ist die Schweizer Ztg im Reich nicht so gelesen u mein Name nicht so bekannt, daß daraus ein Unheil entstehen könnte. —

Heute wird mir das reparaturbedürftige Dach über dem Kopfe abgedeckt.

Vae possidentibus!

In großer Liebe und Verehrung

Ihr

C. F. Meyer

Kilchberg 5 Juli 1877.

Hier, verehrtester Freund, die Besprechung Ihrer „Macalda" deren Abdruck ich mit einer kräftigen Zuschrift an die Red. beschleunigt habe. Versichern Sie mich mit einer Zeile daß Sie nicht allzu unzufrieden damit sind.

Hier wird noch einen Monat lang gehämmert, gepocht u. gegraben.

Ihr l. Besuch würde mich sehr glücklich machen. Garten u. Zimmer sind völlig frei.

Ich sehne mich mit wahrer Inbrunst nach ruhigen Stunden, es reift so manches.

In alter Liebe

Ihr

C. F. M

Kilchberg b. Zürich 13 August 1877.

Es ist mir ein wahres Geschenk verehrter Freund daß Sie meine gute Treue in der Besprechung der Macalda anerkennen. Hätte ich mehr Muße gehabt als mir nicht zu Gebote stand, ich hätte wohl noch etwas Besseres geschrieben. Um Reminiscenzen, erwiesene oder problematische, dürfen Sie sich gar nicht kümmern. Fällt mir gelegentlich ein für die Situation durchaus passendes Bild ein aus Homer oder Sophokles oder H. Lingg, so wende ich es resolut an. Was will ein Metapherchen heißen gegen den Eindruck des Ganzen auf welchen allein Alles ankommt.

Ueberhaupt, das Fertige, Vollendete ist unvollkommen, das Werdende allein kann uns mit dem Schein der Vollendung täuschen u beseeligen.

Nach Romanshorn zu gehen ist mir, so gerne ich Sie de facie ad faciem begrüßen würde, unmöglich da ich heute meinen Verleger erwarte, u. rebus bene oder male gestis, mit meinem Weibchen einige Tage auf das Gut ihres Bruders (Steinegg im Thurgau) verreisen werde, um sie dort in dem alten Burgneste u. den anliegenden Wäldern in vollständiger

Einsamkeit zu verbringen. Ich verzichte wahrlich ungerne, Sie diesen Sommer de facie ad faciem zu begrüßen bei der großen Liebe und Verehrung, die ich Ihnen widme. — Vielleicht findet sich im Frühwinter nach der Lese Rath. — Ich habe, da Sie so gütig sind Nachfrage zu halten, für einen hiesigen städtischen Almanach eine kleine Novelle beendigt „Der Schuß von der Kanzel", tolles Zeug, das mir eigentlich gar nicht zu Gesichte steht, doch bis Mai 1878 werde ich etwas Tüchtiges unternehmen.

Meine Grüße u Empfehlungen an das Fräulein u den Herrn Bruder.

Unter tausend Unterbrechungen

C. F. Meyer

Kilchberg bei Zürich 13 Juni 1878

Mein verehrter Freund,

Eine Zeile des Dankes für die Ihrigen. Es freut mich herzlich, daß Sie sich wohl befinden u. mich nicht vergessen.

Von dem Finale, so weit ich mir dasselbe vergegenwärtige, augurire ich sehr günstig.

An der Stelle Ihres Briefes: „das Geisterroß[1]) ist so ganz in Ihrer eigenen Art" haben Sie sich offenbar verschrieben, es mußte heißen: in der mir (Hermann Lingg) eigenen Art.

Und einmal auf dem Boden der Lesarten — denken Sie sich — meine Frau, mir über die Schulter blickend, hat da wo Sie mich „wohl u. schaffensfroh" wünschen, gelesen „wohl u. gattenfroh" u. sie wollte es sich zuerst gar nicht ausreden lassen.

Wiedersehen würde ich Sie unendlich gerne, aber nicht raptim, sondern kühl u. bequem. Wir hätten über tausend Dinge zu plaudern. Wie wäre es, wenn Sie von Lindau abends hier anlangten, um entweder bei mir oder, wenn Sie

[1]) „Gedichte" S. 206, vorher.

lieber frei sind in dem ganz nahen geräumigen Nidelbad zu nächtigen. Ich garantire Ihnen einen stillen Abend in Garten oder Wald, sehr gute Luft, schönen Ausblick, ein Glas Rheinwein oder Veltliner u. ein ruhiges Lager. Doch müßte es in der ersten Hälfte Juli sein, da wir zweite Hälfte und erste August einen Aufenthalt im Engadin im Auge haben.

Wissen Sie etwas von Meißner? Ich bin ganz ohne Nachrichten u. beunruhige mich.

In Liebe u. Verehrg

Ihr CFM.

Kilchberg bei Zürich, 1 Oct. 1878

Mein verehrter Freund,

ich komme mit einem kleinen Anliegen.

Einem von Ihnen mitunterzeichneten Circular, einer Einladung nach Leipzig (6 Oct) kann ich unmöglich Folge geben, interessire mich aber für die Sache und die bezeichneten Hauptpunkte der Verhandlung lebhaft.

Da ich annehme, daß Sie den Weg nach Leipzig machen werden, wage ich, verehrter Freund, die Bitte, mich hernach mit einer Zeile darüber orientiren zu wollen, was zu Stande gekommen ist.

Constituirt sich die Gesellschaft in befriedigender Weise, so würde es mich freuen, wenn Sie, als mein Meister, gleich meinen Beitritt erklären oder meine Aufnahme bewerkstelligen wollten.

Meine Schwester u. ich haben an Ihrer letzten Ballade unsere große Freude gehabt. Der „Ring der Fastrada"[1]) vereinigt mit Ihrem alten Mark u. Feuer eine künstlerische u. zugleich populäre Klarheit, eine schöne, langsame Entwickelung u. einen eben so unerwarteten als rein-menschlichen,

---

[1]) „Lyrisches". Neue Gedichte von Hermann Lingg. S. 96.

durchaus befriedigenden u. sympathischen Schluß. Ich stelle die Ballade, unter Ihren Sachen, sehr hoch u. gratulire von Herzen.

Sie wissen wohl, daß es der Frau unseres Freundes Alfred Meißner nicht gut geht? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie er mich dauert! Ist keine Rettung möglich, dann hat er eine schwere Krise zu überwinden.

Mit dem Jahre hoffe ich meine neue Novelle zu beendigen. Sie heißt: „Ein Heiliger, wie Hans der Armbruster ihn kannte."

In alter Verehrung u. Liebe

Ihr C. F. Meyer

Mein verehrter Freund,

Meine letzten Zeilen[1]) besagten wohl nur, anders lese sich ein Poet nach persönlicher Bekanntschaft als zuvor.[2]) Ihre Sammlung[3]) steht mir höher als jede frühere. Ich warf einiges darüber auf das Papier, fand es aber ungenügend. Auch wollte ich Keller, der in diesen Tagen Leuthold (kurz aber mit großem Verstande) in der Neuen Zürcherin[4]) besprach, den Vortritt lassen. Vor Jahresende hoffe ich mich aber noch öffentlich vernehmen zu lassen. — Obwohl dieselbe vergrößert, macht die Photographie von Frl. Malchen meiner Frau viel Vergnügen.

Ich denke oft an Sie u. bin allerwege vergnügt hier in meinem Schnee, auch bequem-fleißig.

Gott erhalte Sie, verehrter Freund, u. mich gesund u. thätig, in herzlicher Ehrerbietung

Ihr C.F.M.

Kilchberg bei Zürich, 14 Dec. 1878.

---

[1]) Sind nicht vorhanden.
[2]) Mitte Oktober hatte ein Wiedersehen in Zürich stattgefunden.
[3]) „Schlußsteine".
[4]) 12. Dezember 1878.

Kilchberg (bei Zürich) 11 Apr. 1879.

Mein verehrter Freund,

eine Zeile. Zuerst bitte ich um Vergebung, Jenatsch ed. 2. noch nicht gesendet zu haben. Das für Sie bereite Exemplar wurde mir von l. Hand abgebettelt. Sie erhalten später eines von Leipzig, mit dem „Heiligen".

Ihre „Schlußsteine" sind unerschöpflich, kein Tag vergeht ohne daß ich hineinblicke. Nur hat mich ein bischen geärgert, daß Sie der l. Meißner, der Sie wohl inzwischen in München aufgesucht haben wird, in seinem Artikel in der N. Fr. Pr. als einen Unmuthvollen in Anspruch nimmt. Was will er damit? Sie ein Unmuthvoller? Nichtsweniger!

In „Leuthold" ziehe ich persönlich das Liederartige der geschliffenen Cristallwaare der Sonnette vor u. finde im Ganzen wie bei Platen den Gehalt etwas gering. Aber Tiefe u. Formklarheit sind fast unvereinbar u. unsere charakteristischen Vorzüge eben auch unsere Grenzen.

Wann kommen die „byzantinischen Geschichten"?

Der „Heilige" ist fertig bis auf die letzten Lichter, u. in Wahrheit nicht übel gerathen, wie ich meine, obwol der Eindruck des Ganzen in keinem Verhältnisse steht mit den verwendeten Mitteln.

Eine fatale Geschichte ist, daß ich mich nicht entschließen kann, denselben — was für mich eine Ehre wäre u. ich überdieß versprochen habe, in die „Rundschau" zu geben.[1]) Es ist mir dieß innerlich unmöglich. Sehr bedauern wird es Rodenberg nicht, wie ich mich u. mein Können anschlage, aber ich wollte doch — wegen des verfluchten Nichtworthaltens — den Brief an ihn schon geschrieben haben!

Übrigens wende ich mit dieser Arbeit dem Hoch-Mittelalter, d. h. die Ritter u. Pfaffenzeit, das ich eigentlich nicht leiden kann, ja hasse, den Rücken u. tauche mich in meiner nächsten Composition,[2]) die ziemlich große Proportionen an-

[1]) Der Heilige erschien dann doch in der Deutschen Rundschau.
[2]) Wohl der Comtur.

nehmen will u. auf die ich mich freue wie ein Kind, in die volle Renaissance.

Machen Sie mir die Freude, mir zu sagen, nur mit einer Zeile, wie Sie leben. P. Heyse lasse ich recht herzlich grüßen. Ich las neulich seine Leopardi-Novelle, die „Nerine" wieder. Ein schönes Ding!

Mir hier geht es ganz leidlich: ich wünschte nichts als die Fortdauer meines gegenwärtigen mäßigen Besitzes von Gesundheit u. Freiheit.

In alter Liebe u. Verehrung,

Ihr C. F. Meyer

Kilchberg b. Zürich 7 Mai 1879.

Verehrtester Freund!

Ihre Zeilen vom 16 April hätte ich früher beantwortet, wenn ich nicht durch die letzte Durchsicht meiner Novelle, immer eine peinliche Sache, wer kann hier genug thun? — u. dann auch durch mehrere Erkrankungen in meiner Familie in Anspruch genommen wäre. —

Das Unwolsein von Frl. Malchen die ich hier so glücklich u. blühend gesehen hatte, hat mich überrascht u. betrübt, u. ich vereinige meine Wünsche mit den Ihrigen für die rasche u. völlige Genesung des l. Mädchens. Unterlassen Sie ja nicht zu berichten, wie sie sich befindet u. ob Sie mit ihr in unsere Nähe kommen werden. In diesem Falle würde ich mich unendlich freuen, sie Beide wiederzusehen.

Lassen Sie sich X's Rec. ja nicht anfechten, dieser Mensch, dessen Sachen lauter falsche Steine sind hat gar nicht das Recht, unter Ihren Diamanten einen Kiesel hervorzuheben. Ich habe mich übrigens nicht entschließen können, auf dem Museum nach den „Blättern" zu langen! Lassen Sie sich dagegen sagen, was Dr. Adolf Frey, ein junger begabter Mensch, der mich etwa besuchte u. der jetzt in Leipzig studiert,

über Ihre Schlußsteine[1]) geäußert hat: Es stehen herrliche Sachen darin! sagte er mit Feuer u. Ueberzeugung.

Stellen Sie sich vor, daß ich nun doch den „Heiligen“ wenigstens zur Einsicht an Rodenberg, der gegen mich immer charmant war, absende. Die entgegengesetzten Gründe (oh thörichtes Menschenherz!) schreckten mich anfangs davon ab, die Besorgniß, in eine verbreitete Zeitschrift etwas Mangelhaftes mich Compromittirendes zu geben u. gleicherweise die andere entgegengesetzte Besorgniß durch eine Novelle in der Rundschau bekannter werden zu können, als mir, einem Stillen im Lande, lieb sein kann. Und am Ende sind beide Besorgnisse gleich unnütz.

Grüßen Sie mir Heyse. Keller hat mir von seinem (Heyses) Lustspiel erzählt. G. Keller war, bei meinem letzten Besuche auf dem Bürgli — so heißt seine Wohnung, ganz liebenswürdig, ja heimlich, kurz, „bon prince“ u. erkundigte sich angelegentlich nach Ihnen.

Von Leuthold keine guten Nachrichten.

Ich hoffe diese Zeilen finden Sie Ihrer großen Sorge ledig u. Sie haben mir von Frl. Malchen gute Nachrichten zu geben. Auch Frau u. Schwester nehmen herzlichen Anteil.

Ihr

C. F. Meyer

Kilchberg 18 Juli 1879

Verehrter l. Freund,

Meine l. Frau u. ich grüßen Frl. Malchen freundlich u. wünschen von Herzen beschleunigte u. vollständige Genesung. Es scheint ihr, auch nach einer Zeile Meißners

---

[1]) „Schlußsteine“. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin, 1878. Rezension — unterzeichnet Ferdinand Meyer — in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 23. Dez. 1878.

zu urteilen, jetzt recht gut zu gehen. — Die beiliegenden „Benfey" gezeichneten Zeilen versuchen es, Ihrer Dichtung die Zukunft zu prophezeien. Solche Prognostika sind immerhin bemerkenswerth. Der „Heilige" erscheint in No 1 u. 2 oder 2 u. 3 des neuen Jahrganges der Rundschau. Vier andere Novellen sollen mit d. Heiligen Gruppe bilden. Ihre schöne Ausstellung werde ich kaum besuchen können. Ich komme hier nicht los, zwei August oder Sept. Wochen im Engadin ausgenommen.

Ihr

Cd. F. M

(undatirt).[1] Zweites Blatt.[2])

Lieber würde ich von Ihnen vernehmen, was Sie auf dem Webstuhl haben. Wann erscheinen die „Byzantinischen Novellen"? Und noch lieber Ihnen wieder einmal in die Augen schauen.

Ich habe zwei sehr hübsche Novellenstoffe. Möge es mir gelingen, dieselben mit höchstem Vigor auszuführen! Ich möchte mir ein Amulet kaufen, so sehr glaube ich den vom „morgen" bedroht, dem es halbweg erträglich geht!

Ungefähr vor $1^1/_2$ Monaten hat mir die Zürcher Universität, nach Erscheinung des „Heiligen", den Dr. philos. honoris causa gegeben, ganz ohne mein Vorwissen oder Zuthun, aber ich habe Mühe, meinen Titel zu behaupten. Zuerst hat mir meine Frau rundweg erklärt, sie wolle nicht „Frau Dr." heißen. Die Bauern hier erkundigen sich, ob ich mich als Arzt aufthue u. mein Freund Hermann Lingg, für den ich in mein letztes Briefcouvert den Ausschnitt eines Abdruckes des Diploms geschoben habe, hat das Papierfetzchen nur gar nicht beachtet.

---

[1]) Da die Erteilung des Ehrendoktors am 17. Januar 1880 stattfand, so muß der Brief etwa den 1. März geschrieben sein.

[2]) Das erste fehlt.

Vanitas. Vanitatum vanitas! Allerdings hat mir die Kälte gut bekommen.

In Treuen
Ihr M.

Jetzt können Sie am Ende diesen Brief nicht lesen wegen undeutlicher Handschrift u. erfahren wieder nicht, daß ich Dr. bin.

---

2 Mai 1880.

Andeutungen über den Heiligen.

Was gibt der geschichtliche Rohstoff? Ein normännischer König überhäuft einen sächsischen Günstling und macht ihn aus politischen Gründen zu seinem Primas. Dieser wendet sich plötzlich gegen ihn, und es entsteht zwischen König und Bischof ein entsetzliches Ringen. Der König hat sich also gründlich und furchtbar in seinem Günstling getäuscht. Wie habe ich das motivirt?

I. Charakter von Th. Becket: 1. Orientalisches Blut (Benutzung der Legende) 2. Höchste Bildung und gründliche Verachtung seiner rohen Zeit. 3. Überlegene Ruhe, höchster Verstand, aber (als Sachse oder Orientale) ein Unterdrückter, daher durch und durch Diplomat. 4. Human, sittlich rein, eine vornehme Natur. 5. Ein Zug von Ehrgeiz oder vielmehr ein Gefühl enormer geistiger Überlegenheit. 6. Orientalisch nachtragend, ich will nicht sagen: rachsüchtig, aber doch (gegen Laster und Gewaltthat) fein-grausam. Er spielt mit dem König von Anfang bis Ende wie die Katze mit der Maus. Alle diese Züge sind, trotz der Bekehrung des Thomas, von Anfang bis zu Ende streng festgehalten.

II. Charakter des Königs das gerade Gegentheil: starkes Temperament, gutmüthig, durchaus naiv, dabei gründlich unsittlich (in der Geschichte verbrach er noch Schlimmeres als die von mir erfundene Zerstörung Graces). Er kennt seinen Kanzler stellenweise nicht übel, obwohl er sich immerwährend in ihm täuscht.

III. Der Konflikt. Der König verdirbt in fürstlichem Leichtsinn Th. Beckets Kind. Ich lasse das Kind gleich sterben,

weil es ja doch einmal ruinirt ist. Er hat, als Autokrat, kein Gefühl von der Schwere seiner That und kennt überdies den „feigen" (wie Herr Rollo sagt) Charakter des Becket, von dem er (König Heinrich) keine Rache fürchtet. Wie sollte er auch? Aber der sanfte Becket unter seiner ruhigen Miene ist unversöhnlich, und auch der erzählende Armbruster, der den gesunden Menschenverstand personificirt, nennt die That eine Todsünde, wie sie auch, für den Vater wenigstens, sein muß.

Problem: Rächt sich Thomas Becket und wie? Er ist zu vorsichtig und vielleicht zu edel, um seinen König auf gewöhnliche Weise zu verraten. Er verhält sich passiv 1. aus Frömmigkeit, die aus dem Gefühl seines Elends entspringt. 2. aus Klugheit und Fatalismus zugleich, 3. aus der unbestimmten Ahnung, die Stunde der Rache werde kommen. Aber er schwebt über dem König wie ein Geier. Da gibt ihm dieser eine furchtbare Waffe in die Hand, „den Primat". Becket erschrickt, er braucht nur ein „wahrer Bischof" zu werden, so identificiert er seine Sache mit der göttlichen Gerechtigkeit (die damals gleich Kirche war). In dem Akt seiner Bekehrung durchdringen sich Rachsucht und Frömmigkeit auf eine unheimliche Weise. Dann verzweifelter Kampf des brutalen Königs mit dem überlegenen Kopf (Löwe und Schlange). Versuch einer Versöhnung, absolute Unmöglichkeit. Bischöflicher Zug des Ehrgeizes in Thomas Becket. Endlich Zorn des Königs und Martyrium. Große Scenen! Das Lächeln Beckets auf seinem Grabmal ist reine Phantasie. Becket ist ja tot! Die Einrahmung mit dem Armbruster nothwendig: 1. als Idylle, das Schreckliche mildernd, 2. als Angabe des Kostüms, 3. als naiver Augenzeuge eines einzigartigen Charakters (Thomas). Reichthum der Nebenfiguren. Dramatischer Gang. Großer Stil.

Ich schließe ohne zu überlesen.

Es ist eine eigene Sache, sich selbst zu erklären und zu rühmen.

1000 Grüße

C. F. M.

Kilchberg bei Zürich, 9 Mai 1880.

Verehrter Freund,

es thut mir aufrichtig leid, daß ich Sie mit meiner Angelegenheit noch einmal belästigen muß. Eine Zeile von F. Dahn benachrichtigt mich, daß er in der „Deutschen Revue" den Heiligen bespricht. Mein junger hiesiger Freund will es bei der „Gegenwart" versuchen. — Haben Sie den von mir erbetenen Freundes- u. Frohndienst schon gethan, so bitte ich freundl, Ihren Artikel in ein drittes Blatt (weder Gegenwart noch Deutsche Revue noch auch Allg. Zeitg, wo schon ein Artikel liegt) zu senden, er wird mir, mit Ihrem Namen gezeichnet, ein liebes Geschenk sein! Haben Sie aber noch nicht begonnen, was ich Ihnen wahrlich nicht verübeln würde, so lassen Sie es. Ihren treuen u. guten Freundeswillen kenne ich u. Sie haben wahrlich besseres zu thun als Rezensionen zu schreiben. Also machen Sie etwas, sehr gut u. willkommen; wo nicht, auch gut!

Ich bin gewiß, Ihre Reise hat Sie mit 1000 Eindrücken bereichert u. wohl auch erheitert! Mir geht es ganz erträglich.

In alter Verehrung

Ihr

M.

Ich öffne das Couvert wieder, um Sie noch einmal zu bitten, mich ja nicht zu mißverstehen! Jede Zeile von Ihnen über mich ist mir wert u. theuer! Aber während ich von dem schnell- u. leichtschreibenden Dahn einen Freundesdienst gern annehme, der ihn wenig kostete, so mache ich mir fast ein Gewissen daraus, einen Mann, wie Sie, zu Beurtheilung eines Productes, das große Mängel hat (wie niemand besser weiß als ich) anzuspannen.

Ihr M.

Neujahrsnacht 1880—81
g. f. f. f. s.

Verehrter Freund,

Ein Zeilchen. Ich freue mich daß Sie Volkszähler und Schützenpräsident sind; dazu werde ich es nie bringen. Irre ich oder lebt Ihr Bruder diesen Winter in München? In diesem Falle grüßen Sie mir ihn herzlich. Es ist mir heute so gemütlich in meinem Dörfchen. Bald beginnt das Geläute. Ich sende Ihnen zwei Separatabdrücke[1]) (den einen ganz gelegentlich an Heyse zu bestellen). Ein Nichts, Lokalgeschichte, aber ein Lebenszeichen. Die „Gedanken des Königs René"[2]) in der Halle hat Eckstein aus einer alten Mappe hervorgewühlt. Das Product ist einige Jahre alt. Der Schluß ist entsetzlich gemein u. sieht mir auch gar nicht gleich. Aber eines ins andere gerechnet! Das ist mein Spruch.

Ihr C. F. M.

---

14 März 1881.

Verehrter Freund,

ein Herr Hermann Friedrichs, ein artiger, literarisch sich bethätigender junger Mann (Rheinländer) wird mit Kinkel München über 8 oder 15 Tage besuchen und wünscht dort „Hermann Lingg" kennen zu lernen. Da Sie u. Kinkel Bekannte sind, wäre Dieser des jungen Reisenden natürlicher Einführer. Doch H. Friedrich wünscht Ihnen auch meine Grüße zu überbringen. Also sei er Ihrem Wohlwollen empfohlen u. ich empfehle mich demselben auch gleich ein bischen mit. Das ist nicht unnötig, denn Sie scheinen Ihren treusten Verehrer ganz gemütlich zu vergessen.

Hier wird schon wacker gebaut. Ich bewohne inzwischen das Nebenhaus. Otto Janke, welcher mich hier besuchte, sprach

---

[1]) „Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts".

[2]) Deutsche Dichterhalle 1880, S. 84. Die letzte Strophe lautet:

Ich werd' sie schon erwerben, das Erben ist mein Sach —
Madame de la Garde, wend ab das Ungemach!
Sonst geht's mit meinen Dingen, wie hier auf Erden, dort,
Und kaum bin ich im Himmel, nimmt mich der Teufel fort.

mir von dem bevorstehenden Erscheinen Ihrer Byzantiner-Novellen, auf welche ich begierig bin. Ihre drei neusten Sachen in der Halle: Nero, Sturmwind u. Tauben sind sehr schön.

Treuergeben

C. F. Meyer

Eine fliegende Zeile, verehrter l. Freund. Ich sende Ihnen im Voraus mein Gegenstück zu Ihrem Infanterie-Prolog,[1]) wovon ein Exemplar an P. Heyse. Der zugesendete Prolog[2]) wurde von keiner Schauspielerin, sondern von einem kecken großen Fräulein als erste Leistung ganz mutig in die Menschenmenge hineingesprochen. Sie war als „Lied" costümirt. Natürlich ist alle diese Symbolik u. Allegorik nichts wert u. rangirt mit den alleg. Figuren in der Architektur. Haben Sie den einen der Ihnen im Jan. zugesendeten Separat-Abdrücke aus dem Züricher Taschenbuche: Kleinstadt u. Dorf in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an Heyse gegeben? Oder die Sendung nicht erhalten? Es ist eine Kleinigkeit, deren Verlust nichts zu sagen hätte.

In die „Deutsche" u. manche andere Revue hätte ich längst etwas geben sollen, aber — ich baue, rechne, empfange Besuche etc. Obwol ich mit der Red. der N. Zürcher Z. auf keinem Fuße mehr stehe, möchte ich doch die Byz. Novellen gerne besprechen, irgendwo, wir werden sehen. Der Tod des Kaisers[3]) ist mir menschlich nahe gegangen; überdieß bin ich rechtes Centrum oder rechts, natürlich mit aller Humanität. Über M. Jokay stelle ich Kraszewsky, welchen ich vergangenen

---

[1]) Prolog zur Festvorstellung beim Jubiläum des k. bayrischen 1. Inf.-Reg. „König". („Lyrisches", S. 214.)

[2]) „Zur Heim-Feier. Dichtung von C. Ferdinand Meyer". Zürich, Druck von Orell Füßli & Co. 1881. Die Feier fand 6. III. 81 statt.

[3]) Kaiser Alexander II. von Rußland starb 13. III. 1881. Danach kann dieser Brief nicht vor dem 14. März geschrieben sein.

Spätherbst in Dresden persönlich kennen lernte und — àpropos Romane, kennen Sie ein älteres Buch Immermanns „Epigonen“? Das ist geradezu ein Meisterstück.

Spät u. in Eile

Ihr treuer

C. F. M.

Charfreitag 1881.

Liebster Freund,

Kinkel hat eines der zwei Ex. erhalten. Nur mit Beschämung lege ich das unbedeutende Artikelchen[1]) in der N. Z. Z. bei. Da ich mit dem Redacteur Dr. Baechtold auf einem undefinirbaren Fuße stehe . ., brennt mir, wann ich in die N. Zürcherin schreibe, immer der Boden unter den Füßen u. ich mache es so kurz als möglich.

Mein Urteil über die Byz. Nov. ist folgendes. Genialität in Erfindung u. Motiven, aber letztere nicht völlig ausgebeutet. Rascher Gang, kräftige Entfaltung ächt novellistisch! Composition und Charactere nicht immer durchgebildet. Immerhin imponirende Fülle u. Großartigkeit der Einbildungskraft. Vollständige Originalität. Dabei kurzweilig. Erfolg wahrscheinlich.

. . In der Wiener Presse, Beilage (9 April oder einen Tag vorher oder nachher, ich erinnere mich nicht mehr genau) hat ein gescheidtes Männchen meinen „Heiligen“ heruntergerissen. Mein Hausbau ist ganz nur auf Bequemlichkeit u. ein paar hohe Räume berechnet. Alles Musenhafte reservire ich für meine Lyrica, welche mich nichts kosten. Daß mich Ihr Besuch allezeit beglückt, wissen Sie. Ohne Umstände.

Treuergeben

Ihr

C. F. M.

---

[1]) Wenige nichtige Zeilen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 15. April 1881 über Linggs „Byzantinische Novellen“. Gezeichnet sind sie mit R.

Kilchberg bei Zürich. 1 Oct. 1881.

Mein verehrter Freund,

seit Monaten bin ich ohne Nachricht von Ihnen u. erhalte eben eine Zeile von G. Kinkel, welcher Ihnen auf Geratewol nach München geschrieben hat (wie ich Ihnen auf Geratewol nach Lindau schreibe) und der sich angelegentlich nach Ihnen bei mir erkundigt.

Kommen Sie wirklich nach oder durch Zürich, würden Sie mich mit einem leicht auszuführenden Besuche glücklich machen. Abfahrt von Zürich 2.20, Rückfahrt nach Zürich 6,47 und neun Uhr. Mein Neubau ist quasi vollendet (sehr einfach, aber genügend u. nicht ohne Character). Ich bewohne inzwischen das von mir gemietete Nachbarhaus, wo ein bescheidenes Zimmer für Gäste stets disponibel ist.

Sehr rasch verging mein Sommer unter Arbeit und Bausachen und wurde mit einer Fußwanderung in das mittlere Gebirge (Schwyz Zug) abgeschlossen, von welcher ich gestern spät hierher zurückgekehrt bin,

Unverändert in treuster Ergebenheit

Ihr C. F. Meyer

Kilchberg bei Zürich, 9 Oct. 1881.

Mein verehrter Freund,

Ihre Zeilen waren mir sehr willkommen. Dieselben haben einen heitern Ton, welcher mich gefreut hat. Der Auftrag an Kinkel ist besorgt. Im nächsten Spätjahr also sitzen wir — Deo volente — in meinem neuen dreigiebligen Cottage zusammen. Mich soll es unendlich freuen.

Wenn Sie noch etwas von Ihren heurigen Gelegenheitsgedichten (Schützenfest, Regiments-Saecularfeier, Cantate Agrippina) vorrätig haben, könnten Sie mir damit eine gute Stunde machen. Ich habe m. Verleger angewiesen, Ihnen meinen neuen, i. e. gründlich umgebildeten Hutten zu senden. Ich habe den „Ritter" jetzt ganz realistisch gefaßt. Nächstens

erhalten Sie auch den Separat-Abdruck eines Novellchens[1]) (D. Rundschau), das zwar nicht viel zu bedeuten hat, aber solid gebaut ist. (Schweizerstyl).

Ja freilich, wer ginge jetzt nicht gerne für einige Tage nach „Minchen", ein gutes Bier zu trinken, ein gutes Stück — Komödie oder Leinwand — zu sehen und — das Beste, einen guten Freund zu begrüßen? Doch auch hier ist dies die schönste Jahreszeit und — dann der Bau und die Lese!

Von W. Hertz kenne ich nur wenige Lyrica welche mir aber einen festen u. feinen Eindruck gemacht haben.

Stets der Ihrige,

M.

---

18 Mai 1882.

Verehrtester Freund,

ich muß Ihnen doch sagen, wie mich der „Manlius"[2]) in der Halle überrascht hat. Es ist eines der schönsten Gedichte, die ich kenne. Unendlich wahr! Auf die Fortsetzg der „Bregenzer-Klause" bin ich begierig. Mir scheint: Sie sind im besten Zuge! Ich gab Auftrag, Ihnen noch einige manuscripte Balladen zu senden. Verfahren Sie damit ganz nach Belieben, aufnehmend, zurücklegend, ganz wie Sie wollen.

Ihr M.

---

3 Aug 1882

Lieber, verehrter Freund!

Der Grund meines Schweigens war — neben viel Arbeit — das Leiden meines Schwiegervaters, des Obersten Ziegler (der Verlust dieses ausgezeichneten Mannes würde mir großes Leid u. viel Geschäfte verursachen) welcher wahrhaft qualvolle Tage verbringt. Er liegt an der Brustwassersucht. —

---

1) Das Brigittchen von Trogen (Plautus im Nonnenkloster).

2) Manlius („Lyrisches", S. 88).

Ihre zwei Prologe haben mir beide sehr wohl gefallen, bes. der über die edle Buchdruckerkunst.[1]) Auf Ihre Balladensammlung freue ich mich ganz besonders. Meine neuen Räume machen mir den Sommer sehr angenehm, da dieselben Luft u. Kühle bieten. Eine Schlangenbrut (freil. höchst unschädliche Nattern) in dem Strohdach einer Gartenhütte, welche sich dann auch in das Haus einschlich, hat uns zu schaffen gegeben. Das Gerücht davon muß sich sehr rasch verbreitet haben, denn wie ich neulich ein Buch-Paket von C. Schmidt öffne, liegt obenauf ein — Schlangenbuch mit illuminirten Kupfern. —

Viel Besuch anläßlich der Liszt-Anwesenheit u. des Musikfestes. — Für die Rundschau habe ich einen Pagen Leubelfing geschrieben, (der mit Gust. Adolf fiel, also auch 30.jährg. Krieg) u. für das Zürcher Taschenbuch das Portrait einer Freundin[2]) meiner sel. Mutter (Pietätssache). — Die Gedichte (vollständige Sammlung) werden schon pag. 350 erreichen.

Ihr C. F. M.

Letzten Aug. 1882. Kilchberg bei Zürich.

Längst, verehrtester Freund, hätte ich Ihnen wieder mal einen ordentl. Brief geschrieben, wenn ich ein Briefschreiber wäre u. wenn ich nicht wüßte, daß Sie ebenfalls keiner sind.

Ihre Epigramme in der letzten Halle haben mich belustigt, sie sind etwas bitter aber vollkommen wahr. Die Folge Ihrer Nov. (30jähriger Krieg) habe ich nicht erhalten und ich will sie auch lieber als Buch fertig lesen. So weit sich urteilen läßt, ist es ein phantasie- und kraftvolles Product u. eine glückliche Fabel.

Auf meinen Pagen Leubelfing (Oct. Rundschau) (Kardinal Richelieu französirt den Namen in seinen Memoiren gar nicht

[1]) Prolog zum Gutenberg-Jubiläum. („Lyrisches", S. 252.)

[2]) Mathilde Escher.

übel: „Léobfingue") lege ich weniger Wert als auf meine gegenwärtige Novelle: „Magna peccatrix" (Hohenstaufenzeit).

In den Gedichten bin ich im Druck bis pag. 200 gekommen (das Ganze wird pag. 300 wenig überschreiten) und vollende sorgfältig, da die Sächelchen in der Tat nur durch einen Schein von Vollendg erträglich werden.

Der Tod meines Schwiegervaters ist mir nahe gegangen. Er war nicht nur ein patriotischer, verdienter und hilfreicher, sondern auch ein tactvoller u. höchst angenehmer Mann. Die Einzelnheiten der Agonie und der Bestattg (Grabreden etc.) haben mir einen realistisch bittern Mund gemacht.

Meine neue Behausg (d. h. zur Hälfte neu) ist gut geraten u. der Wechsel hoher u. niedriger Räume originell und bequem für alle Jahreszeiten.

Ich habe allerhand Pläne, hange aber sehr von äußern Umständen u. innern Zuständen ab. Hab ich mein Heute genützt, muß ich schon zufrieden sein. Grüßen Sie mir die Ihrigen u. Paul Heyse. Unverändert

Ihr C. F. M.

Kilchberg 6 November 1883.

Verehrter lieber Freund,

nach langer Unterbrechg unsres briefl. Verkehrs komme ich ohne ein eigentliches Anliegen mit der Bitte um ein Wort über Ihr Befinden, kurz um ein Lebenszeichen. Ihre letzten Zeilen waren aus einem Kurorte wohin Sie Frl. Malchen begleitet hatten: wie geht es dem l. Mädchen? Die mir zugesagte Liebig-Cantate[1]) habe ich nicht erhalten u. zu Ihrer Münchner Ausstellung (so schön u. complett dieselbe sein mochte) bin ich nicht gegangen, weil ich meine Sommer-

[1]) Festchor zur Enthüllung des Liebig-Denkmals („Lyrisches", S. 217).

frische am Liebsten hier genieße. Jetzt, im Frühwinter bis Neujahr führe ich vielleicht, aber nur vielleicht (unterlassen Sie eine freundliche Beantwortung dieser Zeilen nicht deßwegen, dieselben werden mir prompt nachgeschickt) meine Frau, um sie für ihre mustergültige Besorgung von Haus u. Hof zu belohnen, ein bischen nach Paris, wo ich ein angenehmes, stilles Gasthöfchen weiß. —

Ich bin neugierig was Sie Neues u. Schönes auf den Weihnachtsmarkt bringen. Von mir kommen Gedichte u. ein Novellchen: Das Leiden eines Knaben, u. eine größere[1]) in der Rundschau Dez—Jan.

Ich sende die erstere in Buchform, die letztere wohl im Separat-Abdrucke. Auch an Heyse welchen ich bitte meine Sachen freundlich aufzunehmen. H. wollte den Pagen Leubfing f. f. Novellenschatz u. mein Verleger der alte Sonderling, dessen Eigentum der Page ist, wollte diesen nur nicht hergeben. Ich weiß nun nicht ob Heyse unter seinen feinen Formen doch nicht ein bischen empfindlich geworden ist — — aber die Sache ist wahrlich für ihn unbedeutend u. dann büsse ich der Unschuldige es allein, der ich so gerne in der kl. Notiz mein Lob gelesen hätte, während der alte verhärtete Haessel durchaus keine Reue zeigt. Reden Sie mir, lieber Freund, zu Best, hier u. überall. Ich habe es nötig: denn meine Neigung, mich zu isoliren ist groß, durchaus nicht aus Timons Launen, sondern aus reiner Liebe zu meinen IV Pfählen.

Ihr C. F. Meyer

Kilchberg 28 Nov. 1883.

Mein verehrter l. Freund,

allerherzlichsten Dank für die V Novellen[2]) von welchen ich „Sirmio" u. die Br. Klause schon kenne u. voll würdige!

[1]) „Die Hochzeit des Mönchs".

[2]) „Die Bregenzer Klause".

Sobald die Zeit es erlaubt, werde ich die übrigen 3 kosten, welchen Sie — das habe ich vom bloßen Hineinschauen — Ihre gewaltige Marke deutlich eingeprägt haben. Ich bin zeither sehr gejagt, da ich jetzt auch als „Lokaldichter" häufig in Anspruch genommen werde, daß Gott erbarm!

Doch hoffe ich vor Neujahr wohl etwas (ein Novellchen)[1]) zu vollenden. —

Hier der verbesserte „Page".

Ihr

C. F. Meyer

Kilchberg 14 Novbr. 1884

Liebster Freund,

ich kann es mir nicht erklären, daß der „Mönch" bei Ihnen ausgeblieben ist. Sie standen auf der meinem Verleger zugestellten Liste obenan. Nun sende ich Ihnen gleich direkt eines meiner eigenen Exemplare. — Auf den neuen Band Gedichte freue ich von ganzem Herzen mich. —

Mein Roman[2]) beschäftigt mich sehr angenehm. Er wird in der Rundschau nach dem Kellers, welcher voraussichtlich Januar bis Mai fällt, also kaum vor Juni oder Juli erscheinen. Ich werde zu thun haben um auf diesen Termin fertig zu werden. Meine Frau u. meine Schwester grüßen Sie u. die Ihrigen in bester Erinnerung.

Ihr treuer

C. F. Meyer

Kilchberg 9 Dez. 1884

Ich kann nur wiederholen, liebster Freund, daß Sie auf der Liste der Schenkexemplare des Mönches obenan stunden, es sind übrigens in Leipzig noch andere Vergessen

---

[1]) „Das Leiden eines Knaben".

[2]) „Die Richterin".

vorgekommen, keines aber war mir unleidlicher. Was Sie mir vom Ursprunge Hoegnis[1]) schreiben, interessirt mich höchlich wie alles Ihre „Bahn" betreffende u. wegen der Aufnahme der neuen Sammlung bangen Sie ja nicht! Ich nahm letzten Sommer Gelegenheit mit verschiedenen, bedeutenden Leuten, Begegnungen u. Besuchen, von Ihnen zu sprechen u. alle waren einstimmig darüber, daß Ihr Kern u. Wesen ganz unangreifbar u. unzerstörlich sei. Einzelnes aber fällt immer, u. bei uns Allen, der Kritik anheim.

Von Meißner habe ich einige Zeilen erhalten, welche mich freuten. Seine neue Ritterschaft macht ihm Vergnügen u. er hat ganz recht, sich für geehrt zu halten. Heyse entfaltet ja eine merkwürdige Thätigkeit: Allen Respekt vor der wunderbaren Elastizität dieser Natur. Durchaus ohne ihm die tragische Maske zu weigern finde ich, daß er mit dem feinen Lustspiele (vide getrennte Welten) eine große Lücke füllt, denn er hat viel Grazie u. deutsche Grazie. — Doch ich wollte nur Ihren lieben Festwunsch erwiedern.

Herzlich

Ihr M.

---

19 März 1885

Verehrter lieber Freund,

nun ist es an mir, leise zu klagen, daß ich Ihre neueste Sammlung, von welcher ich ringsum reden höre, durch eine Ungunst des Zufalles nicht erhalten habe. Wenn es zu spät ist, u. Sie mir dieselbe nicht mehr senden können, werde ich sie mir auf dem gewöhnlichsten Wege verschaffen, denn es ist ja ganz unmöglich, lieber Freund, daß ich Etwas von Ihnen ungelesen lasse.

Herzlichst Ihr

C. F. M.

---

[1]) Högnis letzte Heerfahrt. Drama. 1884.

Kilchberg, Zürich 23 März 1885

Verehrter Freund,

Sie zweifeln nicht an meiner u. der Frau Theilnahme mit Ihrem schweren Loose, das Leben eines Sohnes bedroht zu sehen. Möge das Vaterhaus u. ein warmer Frühsommer das Beste thun! Daß sich dafür Frl. Malchens Gesundheit gut hält, ist uns eine liebe Beruhigung.

Für „Lyrisches“[1]) danke ich sehr herzlich. Ich weiß nicht liegt es z. Th. an meiner eigenen Stimmung, aber nach dem ersten Eindruck stelle ich „Lyrisches“ höher als Alles was ich bisher an Sammlungen von Ihnen besitze. Unter bewährter Pracht u. Größe spielt hier ein ungemein sympathischer Herzenston, etwas Mildes u. Weiches, oder auch Ruhig-Verklärtes. Kurz „Lyrisches“ — da bin ich gewiß — wird unbestritten u. überall gefeiert seinen Weg gehen u. Ihnen lauter Freude machen. — Einzelnes hebe ich nicht hervor, nur sagen will ich daß mir „Manlius“ als ein Lingg par excellence erscheint. —

Was meine Sachen betrifft, so liegt allerlei da, der Vollendung am Nächsten eine Novelle, die „Richterin“. In der Rundschau habe ich meinen Kopf darauf gesetzt Keller den Vortritt zu geben. Dieser aber zögert mit seinem Roman.

Die Heimkehr eines Jugendfreundes[2]) (schon pensionirter k. k. Generalmajor) zieht mich zeither mehr als sonst in Gesellschaft. Ich habe zuweilen den Eindruck schon 3 oder 4 mal gelebt zu haben. Noch einmal Gott befohlen, auch für den Sohn.

In herzlicher Verehrung

Ihr C. F. Meyer.

---

[1]) „Lyrisches. Neue Gedichte“ von Hermann Lingg. Wien und Teschen. Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

[2]) Conrad Nüscheler.

Kilchberg 21. Juni 1885

Eben, verehrter Freund, habe ich Ihren schönen Nachruf an Meißner gelesen und Lust bekommen, ein bischen mit Ihnen zu plaudern. Darf ich?

Auch mir ist sein Tod nahe gegangen, obwol ich in der letzten Zeit wenig Beziehung mehr zu ihm hatte, einzelne Briefe deren letzter ein trüber war, ausgenommen. Er sagte mir einst: „ich bin nie kränkelnd, wenn ich aber einmal erkranke, werde ich rasch machen."

Ihr eigener Verlust, lieber Freund, wird Ihnen schwer anliegen und wohl lange noch nicht verwunden sein. Wenn Sie mir gelegentlich etwas Näheres über das Ende Ihres sel. Sohnes sagen, wird es mich herzlich interessiren wie alles, was Sie angeht. Es hat mich gefreut, daß das öffentliche Urteil — so weit ich es kenne — mein sehr unmaßgebliches über Ihr „Lyrisches" ratificirt hat. Nach meinem Gefühl hat diese letzte Sammlung etwas Reifes u. Süßes ohne das geringste Nachlassen der ursprünglichen Kräfte. Ich möchte wohl wissen, was Sie jetzt auf dem Webstuhle haben.

Hier in Kilchberg war so ziemlich Stillstand und ich habe meinen letzten Winter mit Lektüre u. Geselligkeit verschlissen. Jetzt aber im Genusse der freien Luft (trotz einem Umbau u. einem verwünschten, doch notwendigen Hauskauf zur Vermeidung eines Wirtshauses u. einer Metzgerei in meiner Nähe — trotz alledem habe ich wieder Arbeitslust und strenge mich sogar an um bald u. kraftvoll fertig zu werden, befinde mich aber dabei viel wohler als während winterlichen Halb-Müßigganges u. der vielen dazu gerauchten, starken Cigarren.

Sie kennen ja aber eigentlich mein neues Kilchberg noch gar nicht. Es hat sich sehr verschönert, auch der Garten, der nun dichte Schatten bietet. Wie geht es Fräulein Malchen? Ich habe lange nichts mehr von ihr gehört.

Und nun, behüte Sie Gott, verehrter Freund

Ihr

C. F. Meyer

Kilchberg 20 Oct 1885.

Verehrter lieber Freund,

ich weiß, wie es geht. Wenn nicht meine kl. Milly*) mit so großen Augen in jede neue Gegend blickte, würde auch ich mein Heim, wo mir wohl ist, die paar Athemzüge Gebirgsluft im Hochsommer abgerechnet, selten verlassen. Wenn Sie sich aber in Lindau bleibend setzen (und das ist doch ausgemacht oder?) wird es sich von selbst geben, daß wir häufiger zusammenkommen.

Ich bitte Sie um die Gunst, meine Richterin erst in der bald erscheinenden Buchform lesen zu wollen. Manches ist gebessert u. Sie werden das erste Exemplar erhalten. Ich habe die ersonnene Fabel erst in Sicilien u. unter Friedrich II spielen lassen wollen, dann aber — es ist eine Gewissensgeschichte — um eines strengeren Hintergrundes willen — in das Gebirg u. unter Charlemagne versetzt.

Ich begreife nicht, daß Franzos aus meinem Ballädchen[1]) ein Wesen machen kann. Ich schrieb es, um Wort zu halten, ich hatte Franzos etwas versprochen, u. enthob das Motiv einer Seite der Schweizergeschichte Johannes von Müllers u. der Stoffmasse meines neuen Romans, welcher in der Zeit des Concils von Constanz spielt.[2])

Den Gelimer[3]) habe ich noch nicht gelesen, dagegen mich an den Fastnachtspielen meines Landsmannes Edmund Dorer[4]) (von Baden im Aargau) desselben, welcher — wie Sie sich

*) In Lugano sagte sie diesen Sommer: „Hier wollen wir bleiben, Papa!“

---

[1]) Vielleicht „König Siegmunds Ende“. Steht nicht, wie Lingg angibt, in der von Franzos redigierten „Neuen Ill. Zeitg.“ (Gütige Mitteilung von Prof. R. F. Arnold.)

[2]) „Der Dynast“.

[3]) Roman von Felix Dahn. 1885.

[4]) Edmund Dorer, „Fastnachtsspiele“ (15 Hefte) im Kommissionsverlag bei v. Zahn-Jänsch. Dresden 1884—85. Zehn von diesen fünfzehn meist auf spanischen Vorbildern aufgebauten kleinen Schöpfungen hat Graf Schack im ersten Bande von Edm. Dorers nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt.

vielleicht erinnern — den Calderon-Preis erhalten hat — herzlich ergötzt. Es sind lustige u. dabei harmlose Dinger; wenn die blauen Heftchen Ihnen leicht erreichbar sind, blicken Sie sie doch an.

Wir haben hier gestern unsere Lese beendigt bei dem herrlichsten Wetter, während es jetzt trostlos regnet. Quantität groß, Qualität gering. Der September-Schneefall vor ein paar Wochen hat dieser noch geschadet, doch er hat schlimmeres angerichtet, Bäume zerrissen, Äste geknickt. Ich bin noch so leidlich weggekommen.

Schreiben wir uns ja zuweilen eine Zeile.

Herzlich Ihr Meyer

Das alberne Gerücht, Ihr König werde die Glyptothek verkaufen, macht mir nicht bange.

---

30 Dez. 1885.

Lieber verehrter Freund,

es war mir ein gutes Omen, zum Jahresschlusse ein paar Zeilen von Ihnen zu erhalten. Möge das neue Jahr Ihnen milder sein als dieses endende! Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, welche wir hoffentlich 1886 durch eine persönliche Begegnung auffrischen werden.

Haben Sie Neues auf dem Webstuhle? Ich allerhand, doch muß Kraft u. Wohlbefinden ausreichen u. das liegt nicht in meiner Hand. Wünschen wir uns u. unsern Häusern das Beste!

Unsere Zürcher, welche sonst sehr fürsichtig und züchtig sind, haben an der Richterin keinen Anstoß genommen, weil strenge Gerechtigkeit geübt wird, wovon sie ebenfalls große Liebhaber sind. Übrigens gehe ich ruhig meinen Weg, ohne umzublicken: das habe ich in meinen 60 Jahren gelernt.

Grüßen Sie mir P. Heyse recht herzlich u. im eigenen Hause Frl. Malchen sehr freundlich.

Ihr alter M.

10 Febr. 1886.

Verehrter Freund,

unter meinen heutigen Briefen u. Zeitungen verbarg sich ein Zeitungsausschnittchen unter Kreuzband mit zwei Gedichten: Abend im Walde[1]) u. Frage, welches mir augenscheinlich Einer oder Eine aus dem Reiche zusendete, die wußte, wie ich Ihre Muse liebe. Wie heimlich mutete mich diese wohlbekannte u. so eigentümliche, mit nichts zu verwechselnde Lyrik an, ja sie stimmte mich sofort auch wieder einmal ein lyrisches Stücklein zu entwerfen. Das heißt doch Wirkg in die Ferne.

Herzlich

Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg 4 November 1886

Mein lieber Freund,

Ihr hübsches u. heimliches Goethegedicht[2]) hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht, besonders auch durch sein überquellendes Behagen, welches doch wohl einen glücklichen Dichter (u. Menschen) voraussetzt. Illga (das Produkt Ihrer Freundin) ist soweit ich gelesen habe u. ich werde sicherlich zu Ende lesen, meiner Treu! eine unvermutet hübsche Geschichte. Wir werden ja sehen, wie sie endet.

Wie befinden Sie sich lieber Freund? Ich denke vorzüglich in diesem gesunden Vorwinter. Ich habe ein heftiges rheumatisches Fieber bestanden, bin aber jetzt wieder gesund u. thätig.

Verehrungsvoll u. herzl

C. F. Meyer

---

[1]) Wohl „Abend“ in Lyrisches, S. 38.

[2]) Findet sich in keiner Sammlung der Linggschen Gedichte. Denn schwerlich ist gemeint: „An Goethes Todestag“, Lyrisches, S. 222.

Kilchberg 28 November 1886.

Verehrter, lieber Freund,

ich sage Ihnen doch mit einer Zeile, warum ich Engelberg Frl. Malchen zugeschrieben habe. Diese kleine Dichtung war lange schon vergriffen und ich selbst dachte und redete auch — unnötigerweise — gering von derselben. Doch wurde sie noch verlangt und, nachdem ich die 2. Auflage absichtlich jahrelang verschleppt hatte, erbarmte sich schließlich mein väterliches Eingeweide über dem Geschöpfe. Ich retouschirte ein bischen, bes. das Ende, welches gewonnen hat. Dennoch habe ich Engelberg nur der weibl. Sippe meiner Bekannten zugeeignet, für diese selbst es zu gering haltend u. auf weibl. Nachsicht u. Güte vertrauend. Ich weiß aber nicht, ob diese Symbolik überall richtig verstanden werden wird. Erklären Sie dieselbe, bitte, gelegentlich Paul Heyse, welchen ich auf's Beste grüßen lasse. Ich freue mich, l. Freund, so oft ich an Sie denke, daß Sie jetzt den Nimbus allgemeiner Verehrung tragen!

Herzlich

Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg 9 Mai 1887

Liebster Freund,

Da ich meine lyr. Sammlung gründlich in Angriff genommen habe u. einen Schreiber beschäftige, kann ich ohne Mühe noch einige (Ihnen wohl noch unbekannte) Balladen senden. Venedig ist mir zu gemalt. Schicken Sie Ihre Novelle, ich bitte sehr. Alles Ihrige ist mir ein Fest. Ich bin zeither sehr thätig — relativ glücklich. Doch in der Familie (meiner Frau) war ein schwerer Trauerfall, etc.

Ihr

C. F. M

---

25 Juni 1887

Lieber, verehrter Freund!

Ich muß Ihnen doch gleich in einer Zeile sagen wie sehr mir Ihre vier Gedichte in der neuesten D. Dichtung[1]) gefallen haben, am beßten der Oelwald. Auch hat es mir Freude gemacht dort mein Urteil bestätigt zu finden, daß eine Art Läuterung u. Verklärung Ihr jetziges Dichten über das frühere, oder wenigstens ebenbürtig an die Seite stellt. — Sie leben ein schönes Alter u. das mag ich Ihnen so herzlich gönnen. Sagen Sie mir mit einer gelegentlichen Zeile wie es mit Ihnen u. den Ihrigen steht, so bin ich Ihnen dafür dankbar. — Ich denke Sie fahren fort sich wohl zu befinden, aus dem Ausdrucke von Kraft zu schließen, welchen Sie mir gemacht haben, da Sie mich mit Ihrem letzten Besuche überraschten.

Was mich betrifft, so habe ich einen guten Winter gehabt, bis auf einen Spätkatarrh, welchen erst die mir wohlthätige Sommerwärme beendigt hat. Eine größere Novelle[2]) naht der Vollendung. Der Stoff war sehr widerspänstig u. ich ebenso hartnäckig, ihn zu bewältigen. Ich wollte wohl, Sie träten bald wieder in mein Zimmer, ebenso unvermutet, wie d. letzte Mal.

In herzlicher Ehrerbietung

C. F. Meyer

---

2 November 1887.

Lieber, verehrter Freund!

ich danke aufs allerbeste für die junge feurige Mozartstanze,[3]) die ich ein bischen erwartet habe u. auch für den früheren Gruß, aus Lindau durch Frl. Schindler. Freilich

---

[1]) Deutsche Dichtung, 2. Band, April-September 1887. S. 190: „Im Ölwald".

[2]) „Versuchung des Pescara".

[3]) Zur Don Juan-Säkularfeier („Jahresringe", S. 413).

Ihr bei dieser Gelegenheit halb versprochener Besuch ist ausgeblieben. Hauptfrage: wie geht es Frl. Malchen? ich hoffe von Herzen: gut. Mein jetzt achtjähriges ziemlich zartes Mädchen hat sich diesen Sommer mit den Eltern in Beatenberg u. auf Mürren (beides im Berner Oberland) gestärkt. Daß Sie kräftig und thätig sind, bezeugen Ihre Verse. Auch hier ist Gottlob Alles wohl (bis auf Vorübergehendes) —

Meine Versuchung des Pescara in Buchform wird Monatende bei Ihnen anlangen. Ich hoffe, Sie sind nicht enttäuscht, wie es einige weibliche Gesichter hier waren, wenn Sie vernehmen, daß es sich um eine politische Versuchung handelt.

Gegenwärtig bin ich eher von zu viel Gedanken besucht, auf lange hinaus, doch ich werde nicht übermütig, denn ich bedenke meine Jahre. Grüßen Sie mir Heyse ganz herzlich. Sein Schreiben an Baron Perfall habe ich con amore gelesen, mir war: ich höre Heyse reden. —

Hier haben wir gute Concertmusik, das einzige Weltvergnügen, woran ich zuweilen teilnehme. Aber viel, viel Brahms — o das süße Feuer Mozarts, süßer u. berauschender, je mehr die eigene Blutwärme abnimmt. —

Damit Sie sehen, daß Sie nicht der einzige begehrte Gelegenheitsdichter sind, will ich Ihnen doch noch erzählen, daß ich unter den Briefen der eben anlangenden Posttasche die Bitte eines Tischlers um ein Verschen auf das Vorhängelchen eines Kindesbettes finde.[1])

In freundlicher Verehrung

Ihr C. F. Meyer

---

[1]) Ein Möbelschreiner aus Horgen, der im November 1887 in C. F. Meyers Hauses arbeitete, richtete die Bitte um ein auf eine Wiegendecke zu stickendes Verschen an ihn. Der Dichter schrieb ihm folgende vier Gedichtchen zur Auswahl:

1. O du sel'ge Kinderzeit,
   Ohne Schmerz und Kummer,
   Heller Jubel, flüchtig Leid
   Und ein tiefer Schlummer.

Verehrter lieber Freund.

Ihren Besuch vor Ende Frühjahr hätte ich nicht empfangen können, denn ich war sehr leidend, an den Athemwegen erkrankt, und erst jetzt, nach beinahe jahrelangem Unwohlsein, und nachdem ich mich den ganzen Sommer auf dem Landsitz meines Schwagers stille verhalten, glaube ich zu genesen.

Ihre Novelle[1]) in D. Dichtg u. Heyses, den ich freundlich zu grüßen bitte, Weltuntergang haben mir wieder Vergnügen gemacht. Es war eine schwere Zeit.

Möge Gesundheit und Schaffenslust Ihnen treu bleiben u. mir zurückkehren.

Herzlich
Ihr
C. F. Meyer

Kilchberg 19 Nov. 1888.

Daß Sie es sind, verehrter lieber Freund, der mich in Vorschlag gebracht hat,[2]) verdoppelt für mich den Wert der Auszeichng.

---

2. Kind, es ist die höchste Zeit,
Komm, ich stehe längst bereit!
Sag' der Mutter gute Nacht,
Komm, dein Bettlein ist gemacht.

3. Schließe, Kind, die Äuglein zu!
Siehst die grüne Wiese du
Schimmern mit den vielen
Kindern, welche spielen?

4. Schlummre, Kindlein! Gute Nacht
Auf dem kleinen Bette!
Treue Mutterliebe wacht
An der Schlummerstätte.

(Mitgeteilt von Sekundarlehrer W. Streuli in Horgen.)

[1]) Am Lago d'Averno.

[2]) Für die Verleihung des bayrischen Maximiliansordens, die am 26. November 1888 erfolgte.

Lassen Sie uns, sans phrase, als treue Freunde, fortleben, was uns zu leben bleibt. Hoffentlich bringt uns das nächste Jahr für ein paar Stunden zusammen. Nehmen Sie für dasselbe meine besten Wünsche, Sie und die Ihrigen, u., bitte, vergessen Sie mich auch nicht bei Heyse.

Stets Ihr CFMeyer.

Kilchberg 27 Dec, spät.

Kilchberg 20 Apr. 1889

Verehrter Freund,

eben las ich die etwas äußerliche, aber würdige Besprechg der Furchen[1]) in der Allgem. Den Preis verdient, nach mir, die eigenthümliche Schönheit von Lago d'Averno. In: Nur einmal[2]) würde mir mit der Streichg von nur 5 Worten geholfen: ja, ich hatte es vergessen. Es hieße dann pag 53 l 6 von oben: Nur einmal, wiederholte Dominika, fast tonlos, nur einmal. . .

Ja wohl ist der Hirte mit dem Todtenbein[3]) recht manirirt, aber wirkgsvoll. Unser Meißner mochte Greif u. dieser soll ja auch sein Brod mit der Feder verdienen. Sie wissen, ich bin ein Freund des Läßlichen, um so mehr, da ich mich selbst als einen Dilettanten betrachte, freilich einen der besten Sorte. Übrigens, dem gerechten Endurtheil entgeht Keiner!

Gewiß brüte ich über Neuem und sogar Gewagtem, doch fein behutsam u. sozusagen hinterlistig, da ich, nach meinem schweren 1888, die Lebenssicherheit noch nicht völlig gewonnen habe, doch geht es jetzt wirklich besser.

Was haben wir für herrliches Osterwetter! Leider ist wenige Schritte von mir Graf Plater (der Wittwer der Karo-

---

[1]) Hermann Lingg, „Furchen". Neue Novellen. 1889.

[2]) Furchen, S. 1—60.

[3]) „Das klagende Lied", Gedicht von Martin Greif.

line Bauer, Schauspielerin) sterbend. So wenig ich diese leiden konnte, so lieb war mir, alles genommen, der Graf, eine langjährige freundliche Gewohnheit.

Im Mai bin ich wohl noch hier u. freue mich groß, Sie wiederzusehen. Sagen Sie aber ja sich an u. rechtzeitig, ich fliege oft aus.

Sehr herzlich

Ihr

C. F. Meyer.

Kilchberg 5 Dec. 1889 (spät).

Lieber verehrter Freund,

wie überraschte mich, unter den heutigen Eingängen: Jahresringe[1]) — ich weiß nicht, warum ich dieses Jahr nichts Neues von Ihnen erwartete — und voran das Bild Lenbachs, das ich nicht genug betrachten kann — über alles Lob! freilich Ihr Kopf u. eine Meisterhand, da muß schon etwas Gutes werden — besonders diese Augen! An den Gedichten habe ich mich gleich ein Stündchen gefreut, alles gut, auch die Mischung der verschiedenen Gattungen u. Stimmungen, wenigstens so gut als das Frühere, keine Spur von Alter! einiges sehr schön, dabei, schon in den Motti, ein gewisser bescheidener Triumphton, ein Jubiläumspraeludium, das ich so gerne von Ihnen höre u. wo ich mich mitfreue, während ich das Grollen nie an Ihnen — weder an Ihnen noch an Irgendjemand — mochte. Sie dürfen sich nun getrost sagen, daß Sie Wünschbares erreicht haben u. wer weiß, was Ihnen bis zum 22.[2]) noch alles zu theil wird, wenigstens der Adel denke ich, der — in einem monarchischen Staate — Ihnen gebührt u. den ich Ihnen — wäre ich der Prinz-Regent — gerade deßhalb geben würde, weil Sie — in idealem Sinne — ein Freiheitsdichter sind. Welch ein

---

[1]) Jahresringe, Gedichte, 1889.

[2]) Der 22. Januar 1820 ist Linggs Geburtstag.

Gegensatz mit dem armen Meißner, dessen Ende — nach Bhr[1]) — ein so peinliches war u. dessen Name nicht ganz leicht wiederherzustellen sein wird. Was denken Sie dazu, der ihm näher stand?

Gegenwärtig befinde ich mich ganz leidlich, ohne Gefühl weder von Lebenssicherheit noch vom Gegentheil, u. verfolge in der angenehmen Winterstille — übrigens ganz bequem u. sachte — Ziele, die ich nicht erreichen werde, aber welche mich reizen u. im höchsten Grade interessieren.

Vielleicht würde aus dem Spiele noch Ernst, wären nur meine 64 Kerzen nicht — Pardon ich wollte sagen meine 64 Jahre, wir haben heute den 10. Geburtstag meiner kleinen Milly mit 10 Kerzchen auf einem Kuchen gefeiert u. das gefiel mir so. Grüßen Sie mir Fräulein Malchen, die sich hoffentlich wohl befindet.

Mit viel Liebe

Ihr C. F. Meyer

---

4 März 1890

Verehrter lieber Freund!

Ich war ein bischen bestürzt, daß mir Ihre 2te Karte die Hoffnung Ihres Besuches ebenso unerwartet wegnahm, als mir sie die erste gegeben hatte. Herr Vorsinger irrt: ich mache keine Kur in Baden, derer ich Gottlob nicht bedürftig bin, dazu könnte ich jetzt nicht wol Kilchberg verlassen. Doch verzweifle ich noch nicht daran, Sie wenn die schöne Witterung anhält in Kilchberg zu sehen — wir speisen 2 Uhr — und Sie setzen sich mit uns zu Tisch, oder zu jeder andern Stunde stets „gewünscht u. willkommen!"

Ich würde so gerne das Einzelne der schönen Feier aus Ihrem eigenen Munde vernehmen.

In herzl. Ehrerbietung

Ihr C. F. Meyer.

---

[1]) Meißners Schwager.

Kilchberg 22 März 1890

Mein lieber und adeliger Freund,

Eine Standeserhöhung zieht die andere nach sich. Eben sehe ich mit Vergnügen, daß ich in dem Verzeichniß Ihrer Verehrer als Consul Ferdinand Meyer aufgeführt bin. Nun haben Sie mich — beides — zum Max. Ritter[1]) u. zum Konsul erhoben. — Auch die Aussage Vorsingers über mein Kommen nach Baden ist nun aufgeklärt. Es war eine Verwechslung mit Meyer von Knonau,[2]) einem feinen Mann, der allerdings eine Kur im Verenahof macht, Sie aber dort zu seinem Leidwesen nicht mehr gefunden hat. Er erzählte es mir gestern an einem Fest wozu ich nach Zürich kam u. woran ich gleichfalls mich beteiligte. Nun l. Freund, noch einmal meinen Glückwunsch u. auf Wiedersehen im Mai. Keller geht es ordentlich.

Ihr Sie liebender

C. F. Meyer.

Kilchberg 17. Mai 1890.

Lieber, verehrter Freund,

Ich lese eben von dem Ihnen zu Theil gewordenen Tiedge-Preis u. freue mich mit Ihnen, daß jetzt die Ernte eine reichliche ist. — Heller war hier und hat mir von Ihrem Feste[3]) erzählt, doch möchte ich es gerne noch aus Ihrem eigenen Munde hören u. will mich freundlich zu einem Besuch empfohlen haben, wenn Sie in diesem Monat nach Baden gehen. Auch Frl. Malchen wäre meiner Frau u. meiner jetzt 10jährigen und (wenigstens mit dem Vater) sehr aufgeweckten Camilla herzlich willkommen.

---

[1]) Meyer war Inhaber des bayr. Maximiliansordens seit 1888. Vergl. den Brief Linggs in August Langmesser, „C. F. Meyer", 2. Auflage, S. 158ff.

[2]) Professor Gerold Meyer v. Knonau.

[3]) Feier des 70. Geburtstages.

Sie werden sich sagen, daß ich vielleicht Sie in Baden aufsuchen könnte, aber da hätte ich wenig Freude: im Gasthaus u. Sie mit Andern theilen müssend. Meine Freunde müssen mir hier schon etwas einräumen, meiner Gesundheit willen, über die ich übrigens jetzt nicht klagen darf. — Sie werden mir gern glauben: es ist nicht Mangel an schuldigem Respekt sondern der Umstand, daß mir eigentlich nur in Kilchberg oder noch höher in den Bergen völlig wohl ist u. mir das Herumziehen in dem warmen Baden u. öffentlichen Lokalen mißbehagt. —

Also Nachsicht mit einer Eigentümlichkeit rein physischer Natur, in Betracht meiner Liebe u. Treue zu Ihnen. —

G. Ebers war hier, sehr liebenswürdig u. ehrwürdig durch die Heiterkeit womit er leidet. Schreiben Sie mir eine Zeile zum Beweis, daß Sie nicht zürnen

Ihrem

C. F. Meyer.

---

27 Mai 1890.

Lieber verehrter Freund,

so hat es denn nicht sein sollen, doch bin ich ganz getröstet, daß nichts als Land zwischen uns liegt. —

Pfingsten Sie in Baden zu besuchen ging nicht an, da ich selbst hier den Wirt zu machen hatte, u. überdies von mehreren Stadtfahrten müde war. Dazu war ich in fataler Stimmung. Unter den Msc. nemlich, die bei mir liegen, wurde ein Drama von nicht unbedeutender Hand das ich begutachten sollte, zurückgefordert u. die Handschrift war verlegt. Die Sache wurde von Tag zu Tag peinlicher. Nun endlich heute hat sich das Manuscpt. gefunden u. ich bin der Glücklichste der Sterblichen. Die Mückenstiche eines Z. dürften Sie nicht fühlen. Seltsam, während mich die Erkältung eines Freundes quasi krank machen kann, ist es mir rein unmög-

lich — auch wenn ich den besten Willen dazu hätte, mich über eine lit. Verunglimpfung oder Verkleinerung im Geringsten zu ärgern, es geht eben nicht.

Herzlichst Ihr

C. F. Meyer.

---

1 August 1890.
Kilchberg

Lieber verehrter Freund!

Sie machen mir eine besondere Freude mit der Nachricht von Ihrem Bau. Nur recht hohe Zimmer l. Freund, nicht unter 12′! Quod f. f. fq. sit! D. D.[1]) verspricht von Ihnen eine erzählende Dichtung mit einem kuriosen Titel, worauf ich mich freue. — Grüßen Sie mir doch gelegentlich u. angelegentlich Heyse, der eine so wunderbare Novelle (Dryade) geschrieben haben soll.

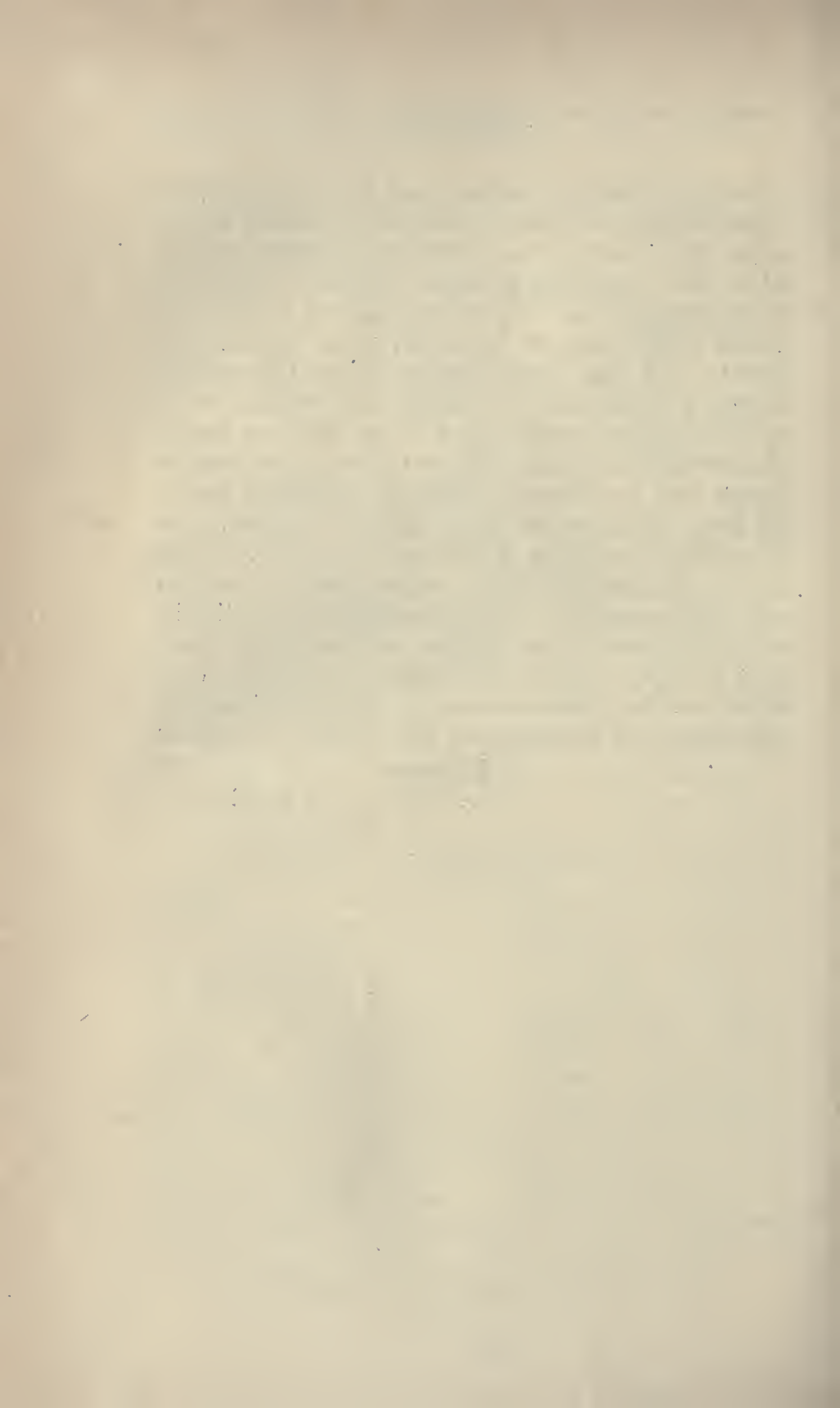
Hier bin ich also wieder, nachdem ich wochenlang tägl. mit mehr als 100 Menschen gespeist u. wenig anmutiger Gesellschaft nicht ausweichen konnte — in meiner lieben, reinlichen Einsamkeit. In dieser kleinen Gasthauswelt habe ich meine Uhr wieder nach der Wirklichkeit des Weltwesens gerichtet u. darf mich nun schon wieder getrost ein bischen ins Reich der Phantasie verlieren. Ich bin an meiner Novelle u. (Gottlob u. unberufen) wieder tüchtig. — Obgleich ich wie Sie wissen mit Keller auf gar keinem Fuße stand, mangelt er mir doch u. betraure ich ihn mehr als mir eigentlich bei der Seltenheit unseres Umganges erlaubt ist, ja ich habe mir beikommen lassen, etwas über ihn aufzuzeichnen, mit Vorsicht, von unserer letzten Unterredung (ich saß zwischen März u. April einmal noch mehrere Stunden an seinem Bette) erzählend, mehreres noch mit Genuß verschweigend. — Sein Ende war eigentlich traurig, ein langsames Absterben u. hernach wollten seine Verwandten, die Bauern, noch sein

[1]) Deutsche Dichtung, herausgegeben von K. E. Franzos.

patriotisches Testament anfechten, was ihnen aber hoffentlich nicht gelingt. Er war ein wunderlicher u. genialer Mensch u. gar nicht so einfach, oder sicher nicht so leicht zu kennen. Es ist wohl möglich daß in seinem Nachlaß noch irgend etwas Ungenehmes für mich zu Tage tritt: es sei ihm zum Voraus vergeben um alle der Freude willen, die mir seine Schriften noch tägl. machen. Dieser soll viele dramatische Fragmente enthalten; da bin ich denn doch begierig. Es ist doch gut verehrter Freund daß Sie das Jubiläum das so Manchen begräbt glücklich bestanden haben. Vor Kurzem besuchte mich der Schwager Meißners, Rittmeister Bayer, mit seiner Frau und den beiden Kindern Meißners. Ein braver Riese, von dessen Soldatennatur unser sel. Freund nur ein Theilchen hätte besitzen sollen, dann wäre es ihm wohl besser ergangen. — In Lindau, lieber Herr, besitze ich außer einem Freund, den mir Gott noch lang erhalte keineswegs 2 Nichten, sondern 2 Cousinen, die Töchter einer Schwester meiner Schwiegermutter mit welcher wichtigen Richtigstellung u. der Entbietung des herzl. Grußes ich verbleibe

Ihr treuer

C. F. Meyer.



An

Paul Heyse.



An

Paul Heyse.

Mein verehrter Freund,

Noch einmal ein paar Zeilen von dem braven Meister Gottfried,[1]) der sich die Sache wahrlich angelegen sein läßt.

Nun aber, glaube ich, dürfen wir uns alle Drei beruhigen. C'était une fausse alarme.

Setzen Sie mich übrigens nur in Bewegung, wo es sich um etwas Gutes handelt, ich danke Ihnen dafür.

Arbeiten Sie nicht zu viel, verehrter Freund, und behalten Sie ein wenig lieb

Ihren

CF Meyer

Kilchberg 6 Jan. 1879.

Weihnachten 1881.

es ist mir, mein Freund, ein großes Vergnügen, wenn ich Ihnen ein kleines mit Hutten IV machen konnte. Ich schreibe das meinem Verleger, dessen zartes Leipzigergemüth ich mit meiner Kühle gegen die „Prachtausgabe"[2]) froissirt habe. An Derlei und Ähnlichem habe ich einmal keine Freude. Eine große dagegen an den Troubadournovellen[3]) welche unter Ihren vielen schönen Sachen — oder spielt da meine Vor-

---

[1]) Vom 5. Januar 1879. Meyers Zeilen stehen auf dem leeren Blatte des Kellerschen Briefes.

[2]) Der vierten Auflage des Hutten.

[3]) Troubadour-Novellen. Berlin 1882.

liebe für geschichtliche Rohstoffe und Hintergründe mit? — mir — spreche ich es aus? — obenan zu stehn scheinen. Eine sehr subjective Wertung! Wünsche zur Jahreswende von Haus zu Haus, dann gelegentlich an Geibel; in München an den l. Lingg, Hertz, Scherer und den talentvollen Laistner.

Ihr M.

(Postkarte.) 24 Oct. 1882
Kilchberg (Zürich).

Brahms Essay über P. H. welchen er (Brahm) mir eben zusendet, mahnt mich daran, meinen „Gedichten“, die Sie erhalten haben oder bald erhalten werden, einen kleinen Geleitschein auszustellen. Sie sind nicht viel werth, aber — das ist das Gute daran — sie sind ein Abschluß, über den man suchen muß hinauszukommen.

Ihr CF Meyer.

Kilchberg 24 Oct. 1882.

Verehrter Freund,

Ihre mit den meinigen sich kreuzenden Zeilen haben mir durch ihre Verve Freude gemacht: da muß man sich nicht erst bei Ihnen nach der Gesundheit erkundigen.

Wollten Sie mir als Gegengeschenk meiner Lyrica den Alcibiades[1]) oder sonst etwas Dramatisches von Ihnen senden? Ich möchte Sie doch gern einmal auf den Dramatiker ansehen.

Mir geht es hier wie ich es gerne habe: Genuß und Verdruß. Der Spätherbst mit den ganz nahe, sozusagen vor meinen Fenstern auf den Wiesen weidenden und läutenden Kühen ist hier hübsch, die Lese nicht übel, aber daneben ist

---

[1]) Alkibiades, Trauerspiel, 1883.

mein blaues Schieferdach ganz liederlich gebaut und ich werde mir Recht schaffen müssen.

Ihr herzl. ergebener

CFM.

Kilchberg 11 Dec. 1882.

Verehrter Freund,

„Unvergeßbare Worte[1]) etc.", für welche ich herzlich danke, haben mich sehr gefreut. 1 und 3 war mir neu und haben es mir mit dem alten Zauber*) angetan.

Sie schreiben sehr freundlich von den „Gedichten" und ich danke auch dafür. An eine Verbreitung über meine kleine Gemeinde hinaus habe ich nie gedacht, ja es wäre für mich ein zweifelhaftes Vergnügen, da doch manches Intime darin steht.

Mein Verleger bittet um die Erlaubniß, Ihnen ein merkwürdiges Buch[2]) (von einem Landsmanne von mir) zuzusenden. Nicht wahr, er darf?

Nun, verehrter Freund, beste Grüße und Wünsche! Auch an Hermann Lingg, der mir seine neuen Novellen zusendete. Gelegentlich auch an Laistner, Prof. Scherer und Wilhelm Herz, dem ich für die Zusendung seines „Bruder Rausch"[3]) noch ganz besonders danke.

Ihr CFMeyer

*) ja wohl Zauber!

(Visitenkarte.) 15 Juni 1884.

Verehrter Freund,

für das 2. „Buch der Freundschaft"[4]) danke ich aufs allerfreundlichste. Ohne Muße, wie ich gegenwärtig bin, habe

---

[1]) Unvergeßbare Worte und andere Novellen. Berlin 1883.

[2]) Carl Spittelers „Extramundana".

[3]) Wilhelm Hertz, „Bruder Rausch. Ein Klostermärchen".

[4]) „Buch der Freundschaft". Neue Folge. Berlin 1884. Darin S. 1—91 „Siechentrost".

ich erst das sehr feine Lustspiel[1]) gelesen, d. h. vorgelesen und freue mich, der ich Ihre Sachen nur in reiner Stimmung und lernenshalber sehr aufmerksam, Wort für Wort betrachte, besonders auf „Siechentrost", über welchen ich schon vielfach habe reden hören. Von Herzen

Ihr M.

Zuerst, Herr und Freund, meinen Glückwunsch zu dem wohl verdienten dramatischen Preis, meinen Dank für die Lyrica[2]) und noch einen, wiederholten, für „Siechentrost", den ich gar nicht vergessen kann.

Und jetzt zur einfachen Beantwortung Ihrer Frage: Mein Dante am Herde[3]) ist nicht von ferne der große Dichter, welchen ich in Ehrfurcht unberührt lasse, sondern eine typische Figur und bedeutet einfach: Mittelalter. Er dient, den Leser mit einem Schlage in eine ihm fremde Welt zu versetzen, wo ein Mönch z. B. etwas ganz anderes vorstellt, als im letzten Jahrhundert. Er dient ferner dazu, das Thema herrisch zu formuliren, woran mir, dieses Mal, liegen mußte. Wenn nun einer aus Dantes Rede auch noch eine Warnung an Ezzelin vor Astrologie und Grausamkeit und seiner kleinen Freundin vor Schlag oder Stich herausliest, so steht es ihm frei. Einem persönlichen alten Gefühle: Dante habe sein Florenz über das Maß grausam behandelt, Luft zu machen, verführte dann die Gelegenheit.

Über die „modernsten Palettenkünste", lieber Freund, habe ich aufrichtig hier oben in Kilchberg ein bischen gelacht. Von wem hätte ich das hier in meiner Stille gelernt!

Die Neigung zum Rahmen dann ist bei mir ganz instinctiv. Ich halte mir den Gegenstand gerne vom Leibe oder richtiger gerne so weit als möglich vom Auge und dann will mir scheinen, das Indirecte der Erzählung (und selbst die

---

[1]) Paul Heyse weiß nicht zu sagen, worauf sich diese Äußerung C. F. Meyers bezieht.

[2]) Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage. Berlin 1885.

[3]) In der „Hochzeit des Mönchs".

Unterbrechungen) mildern die Härte der Fabel. Hier freilich wird der Verschlingung von Fabel und Hörer zu viel, die Sache wird entschieden mühsam. ein non plus ultra! M'en voilà guéri!

Sie sehen, ich werde gegen Gewohnheit eifrig. Es ist aber auch ganz hübsch, von Paul Heyse zur Rede gestellt zu werden![1])

Kilchberg 12 Nov. 1884.

Herzlich C F Meyer

Mein lieber Freund,

ich bin Ihrer Meinung: Page Leubelfing tönt besser, aber lassen Sie beileibe: Gustav Adolfs Page stehen, sonst gäbe es eine Verwirrung.

Und noch Eines: Sie sagen „einen Revers brauchts nicht." Da muß ich mich in meinen letzten eiligen Zeilen

[1]) „Es sind so höchst neuartige Motive und die Figuren von Ihrem eigensten Gepräge, die Verschlingung der Leidenschaften unentrinnbar, die Farben ganz gesättigt mit südlichem Gold und Feuer. Daß ich's aber offen heraussage: in die Form habe ich mich nicht hineingefunden. Schon im „Leiden eines Knaben" schien mir die Aufgabe, aus dem Munde des Arztes die Details zu vernehmen, kaum günstig für die Unmittelbarkeit des Eindrucks, abgesehen von der Überstilisirung durch das „Du", das *diesem* Könige doch anstößiger als irgend einem sein mußte. Nun haben Sie es gar gewagt, den größten Epiker zum Erzähler zu wählen, dessen Weise uns so vertraut und doch ewig fremd ist, und lassen ihn neben archaistischen Wendungen sich der modernsten Palettenkünste bedienen, während wir in der vita nuova ein Exempel haben, wie er und seine Zeitgenossen sich betrugen, wenn sie mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, zu erzählen, an eine Geschichte gingen. Ich wäre sehr begierig, zu hören, was Sie zu dem barocken Rahmen um das gewaltige Bild verführt hat, was mit dem rätselhaften Scherz der gleichen Namengebung — in Bild und Rahmen — bezweckt ist, und warum Ihnen überhaupt der direkte Vortrag nicht angemessener schien, da ja eine *persönliche* Beziehung gerade *dieses* Erzählers zu dem Stoffe nicht einleuchten will."

München, 10. XI. 84. Paul Heyse.

verschrieben haben. Gewiß braucht es keinen von Haessel an Oldenburg, sondern einen von Oldenburg an Haessel des Inhalts: daß ersterer das Verlagsrecht des letzteren förmlich anerkennt und zweitens, daß der Page[1]) nur in dem Novellenschatz erscheinen darf. An die Ausstellung eines solchen Reverses hat H. Haessel seine Autorisation ausdrücklich geknüpft. Also, bitte, beordern Sie Oldenburg zur Beruhigung meines sehr pünktlichen Verlegers diesen Revers ohne Zögerung auszustellen. Zwischen uns wäre solches wahrlich nicht notwendig, aber unter Geschäftsleuten ist es de rigueur und dann — Lebens und Sterbens halber.

„Lebens und Sterbens" bringt mich darauf, daß ich am 12. 60 Jahre alt geworden bin. Da der gute Lamartine 60 zählte, schrieb er: „Jetzt da ich in der Mitte meines Lebens anlange". Ich zähle nach und finde, daß nur $^1/_4$chen bleibt.

Wir sind hier mitten in der Lese d. h. Weinlese bei wahrhaft südlichem Wetter.

Grüße von Haus zu Haus.

Herzlich Ihr C F Meyer

Kilchberg 16 Oct. 1885.

(Visitenkarte).

Verehrter Freund,

eben schreibt man mir: „Keller hat immer noch nicht sterben können. Jeden Tag, jede Stunde wird sein Heimgang erwartet, doch kann er am Ende noch 14 Tage[2]) leben, wie mir gestern gemeldet wurde." Als einem alten und nahen Freunde Kellers mußte ich es Ihnen mittheilen.

Herzlich Ihr CFM

21 Mai 1890.

---

[1]) Der Page erschien im „Neuen deutschen Novellenschatz", 1886.

[2]) Er lebte noch acht Wochen.

(Visitenkarte.)

Eben, Herr und Freund, haben mir die Damen Jakoby Ihr l. Briefchen gebracht, das mir eine große Sehnsucht erregte, wieder einmal ein bischen mit Ihnen zu plaudern. ich hoffe, Sie haben sich wieder völlig hergestellt! Freilich bin ich im Begriff wieder etwas[1]) zu vollenden, mit getheilten Gefühlen, einem Gefühl der Freude, aber auch der Schüchternheit nach so langem Schweigen. Ohne ein bischen Stottern wird es nicht abgehen.

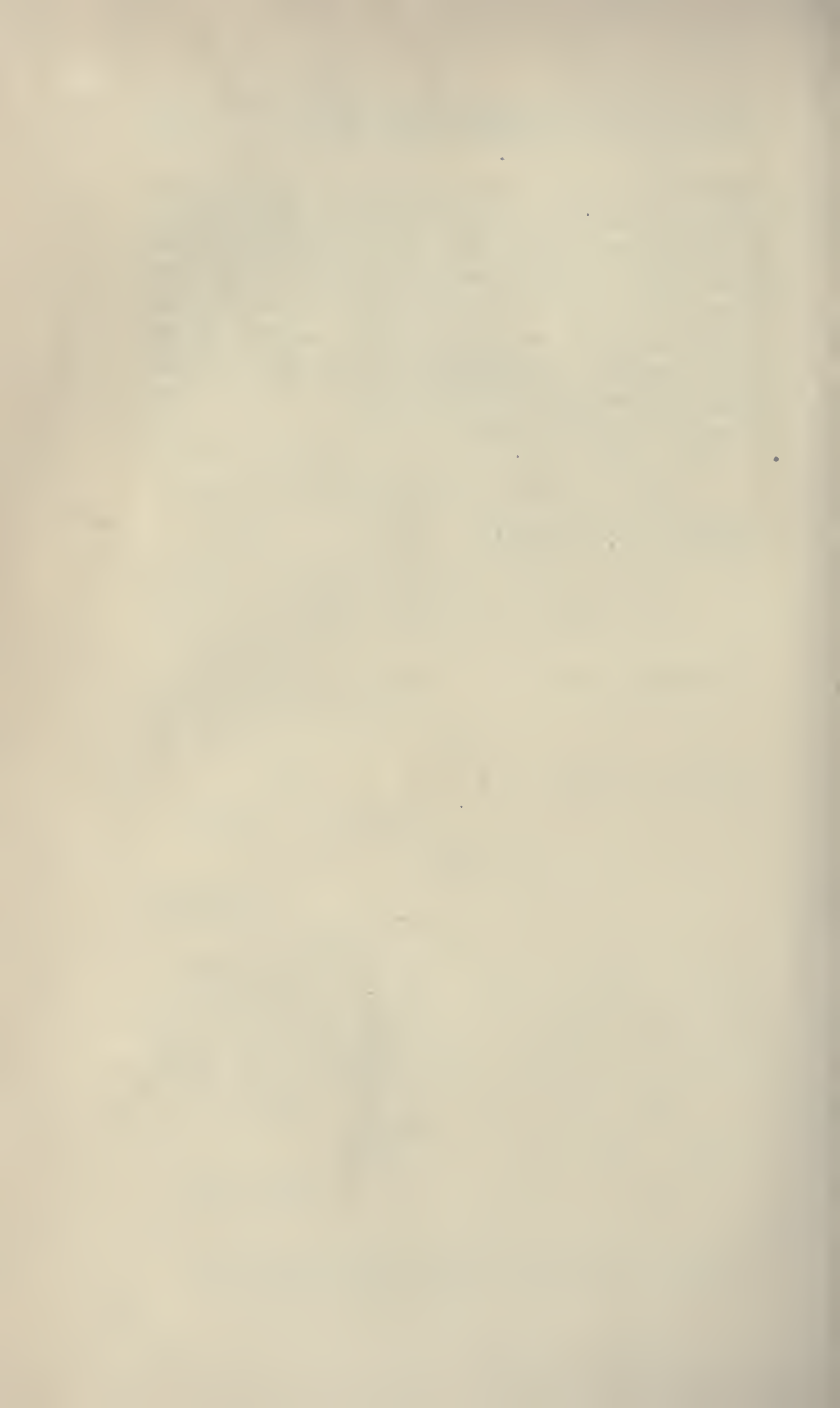
Sehr herzlich

Ihr M.

(Kilchberg) 2 Juli 1891.

---

[1]) Angela Borgia.



An

Betty Paoli.



An

Betty Paoli.

Verehrte Frau,

Haessel hat mir Ihre Zeilen mitgetheilt u. Ihre Sympathie hat mir sehr wohl gethan, wenn ich auch das Lob in dieser Ausdehng natürl. zurückweisen muß.

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen in Kürze zu sagen, was durch die Einrahmg der Novelle wie mir scheint, gewonnen wurde, freilich um den Preis der Unwahrscheinlichkeit einer circa 3 Stunden langen Sitzung, obwol sich sagen läßt, daß zwei Alte lange beim Wein sitzen können.

1. Ein idyllischer Rahmen für eine harte u. grausame Geschichte.

2. Energische Angabe des Kostüms durch ein lebendiges Stück Mittelalter, ich meine den Armbruster mit seinem Vorleben u. seinen Raisonnements.

3. Schiebung der von mir an der Geschichte verübten Frevel auf das schwache Gedächtniß eines alten Mannes.

4. Die Hauptsache, Beglaubigung durch einen Augenzeugen des rein aus meinem Gemüte gehobenen u. in der Wirklichkeit schwer ein Analogon findenden Characters des Heiligen.

Grüßen Sie mir Laube, den ich langeher sehr hoch halte, ja geradezu lieb habe, ohne ihn zu kennen.

Und empfangen Sie noch einmal meinen Dank für Ihre Güte.

Kilchberg bei Zürich
19 Apr. 1880

Ihr

CFerd. Meyer.

Verehrteste Frau,

für das gewünschte Geschenk Ihrer Dichtung danke ich aufs herzlichste. Ich werde langsam u. in Stimmung lesen. Beim ersten Hineinblicken etwas Schönes gefunden (ein Brautpaar). Auch in die Jugendgedichte habe ich geblickt — ich bitte Sie diese sind in ihrer leidenschaftl. Befangenheit ja gerade die schönsten. Ich schreibe Ihnen wohl bald eine Zeile über das Ganze, wie ich es vermag.

Ich wünsche völlige Genesung.

Der Ihrige

CFMeyer

Pfingsten 1883.

(Kärtchen.) 25 Mai 1883.

Verehrtes Fräulein.

Jetzt, nach Sonnenuntergang unter den Bäumen, lesen sich Lyr. Gedichte sehr gut. Das Anziehendste, den individuellen Zug vorbehalten, führen mich die Ihrigen in die Tage Herweghs, Lenau's, Becks zurück, welche ich ja auch erlebt habe. Mir ist überhaupt: ich hätte schon mehrmals gelebt.

In diesem Leben

verehrungsvoll

CFM.

Kilchberg 9 Apr. 1884.

Verehrte Frau,

keinen Augenblick verschiebe ich, Ihnen herzlich für die zugesendete Photogr. zu danken. Ich weiß nicht, verehrte Frau, was Sie mir gegenüber sich vorzuwerfen hätten, kein Mensch ist weniger förmlich als ich. Wo ich ehre und traue, das bleibt u. besteht, mit u. ohne Briefe.

Ihr Bild — ist es jünger, steht es der Verfasserin Ihrer Gedichte näher und dann gehört uns doch wahrlich sub specie aeterni das jüngere so gut als das ältere Gesicht — gefällt mir sehr u. nicht viel anders habe ich Sie zwischen den Zeilen Ihrer Gedichte blicken sehen. Wenn aber gelegentlich ein actuelles Bild verfertigt würde, wäre ich auch für dessen Mitteilung sehr dankbar. Die Vergleichung beider wäre interessant u. gewiß ehrenvoll.

Zeither lebe ich innerlich still mit manchen bürgerlichen u. geselligen Beziehungen, welche mich aber nicht tiefer berühren, auf meinem Landsitzchen, das mir lieb ist, in mäßiger Arbeit u. die Geberden des lit. Marktes, wie ich denselben aus der Ferne in den Zeitungen sehe, verwirren mich nicht u. belehren mich nicht. Ich gehe meinen natürlichen Weg ohne Voreingenommenheit, Absicht u. Schule — wären die körperlichen Warnzeichen nicht, ich wüßte mir kein schöneres Alter als — das Alter, welches für mich nach der Natur bald beginnen wird. Nicht wahr, verehrte Freundin?

Ich habe neulich meinen, von Ihnen beanstandeten Heiligen wieder gelesen. Verbrennen Sie, bitte, was ich Ihnen in einer schlimmen Stunde Exegetisches darüber geschrieben habe. Es war lauter dummes, nachträglich ersonnenes Zeug. Die Wahrheit ist, daß ich den Thomas so sah. Damit gut.

Ich erwarte heute stündlich Frau u. Kind (die 4jährige Milly) aus dem Süden zurück.

Herzliche Grüße an Laube von Ihrem

CFMeyer

An

Hermann Friedrichs.



An

Hermann Friedrichs.

Der Dichter Hermann Friedrichs in St. Goar am Rhein (geb. 1854) verkehrte mit Conrad Ferd. Meyer persönlich und schriftlich 1880 bis 1883 und dann, nach einem Bruch von sieben Jahren, von 1890 bis 1892. Über diesen Verkehr hat er einläßlich berichtet in seinem interessanten Essay „C. F. Meyer" („Deutsche Zeitschrift", herausgegeben von Ernst Wachler, Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin. Juli und August 1901).

Kilchberg bei Zürich.
5 Jan. 1881.

Lieber Herr,

es ist mir sehr angenehm, daß Proelß' Auftrag einer mir sympathischen Persönlichkeit gegeben wurde.

Am kürzesten ist es wohl, Sie besuchen mich nächstens einmal — nächsten Sonntag z. B. — hier und speisen mit uns (gegen zwei). Hernach erledigen wir die Sache mündlich. Mir wäre lieb, Ihnen ein paar Hauptpunkte nahe zu legen — daß Sie die Freiheit der Appreciation behalten, versteht sich von selbst.

Grüßen Sie mir herzlichst G. Kinkel. Um eine Zeile Antwort ersuchend

Ihr

Cf. Meyer

Der Ritterhaus-Artikel hat mir gefallen.

(Über den Heiligen).[1])

.. Die Legende zeigt uns den geistig bedeutenden, aber durchaus gefügigen Kanzler eines mittelalterlichen Despoten, der, von diesem aus politischen Gründen zum Primas erhoben, sich plötzlich, ohne äußern Anlaß, sobald er das geistliche Gewand angezogen hat, gegen seinen ehemaligen Herrn wendet und von einem Verteidiger der Staatsmacht zu einem leidenschaftlichen Anhänger der Kirche, ja zum Märtyrer wird.

Diesen seltsamen Vorgang, der in der Legende einfach eine Verherrlichung der magischen Macht der Kirche ist, menschlich zu motiviren, war die Aufgabe des Dichters.

Er läßt nun den naiv aufgefaßten gewaltthätigen König (Heinrich II von England) einen durchaus unsühnbaren Frevel an seinem Kanzler (Thomas Becket) begehen. Dieser, eine geistig überlegene, fast modern humane, aber der Roheit des Mittelalters gegenüber wehrlose Natur, bedient sich, ohne gläubig zu sein — die Legende und der Dichter geben ihm orientalisches Blut — der Kirche als einer Waffe, um die ihm sonst unmögliche, aber durch die Schwere des an ihm begangenen Frevels notwendig geforderte Rache vollziehen zu können. Inwiefern diese eine beabsichtigte oder eine durch die Verkettung der Umstände herbeigeführte ist, darüber kann das Gefühl des Lesers schwanken. Wie im „Hamlet" wird hier eine mittelalterliche Geschichte vergeistigt und ein mittelalterlicher Character vertieft und verfeinert.

Kilchberg 20 Jan. 1881.

Lieber Herr,

eben schreibt mir mein Verleger, daß im nächsten Herbst Aufl. 3 von Huttens letzte Tage erscheinen wird. Dies „heroische Idyll", wie es J. Scherr betitelt, hat große Compo=

[1]) Aus einem nicht mehr auffindbaren Briefe C. F. Meyers an Hermann Friedrichs, von diesem abgedruckt in Heft 21 (August 1901) des 14. Jahrgangs von „Deutsche Zeitschrift".

sitionsfehler, ist aber unstreitig, was demselben das Leben sichert, aus der Tiefe des Gemütes hervorgegangen. Wollen Sie so freundlich sein, da Sie sich einmal mit dem Gegenstande beschäftigen, dieser 3. Auflage mit einer Hinweisung auf die relative Popularität der Dichtg, welcher, wie ich hoffe, ein paar beigefügte Striche wohl thun werden, u. deren Ursachen den Weg zu bereiten.

Ihr C. F. Meyer.

(Die nachstehenden Zeilen stehen auf den Rändern S. 81 und 82 der „Neuen Alpenpost", Bd. 13, Nummer 11, Zürich 12. III. 81. Auf diesen beiden Seiten ist C. F. Meyers „Zur Heimfeier" abgedruckt.)

Werter Herr, hier die Empfehlungen, einfache Karten, da ich gleichzeitig an die Beiden geschrieben u. sie auf Ihren Besuch vorbereitet habe. An G. Kinkel meine allerherzlichsten Grüße u. Reisewünsche! Ihre beste Empfehlung überall wird Ihre Reisegesellschaft sein. G. Kinkels Lessing-Prolog im Züricher Theater würde ich doch gerne lesen, wenn derselbe gedruckt u. erhältlich ist. Mit dem Art. in der Lit. Corresp eilt es doch wahrlich nicht. Hier beginnt der Bau in den nächsten Tagen. Ist er einmal überstanden, werde ich, D.V. ganz hübsch wohnen.

14 März 1881

Ihr M.

Sagen Sie G. Kinkel, daß Fritz Krauß (der Shakespear-Krauß) nicht ungefährlich daniederlag, jetzt aber — wenn auch langsam — sich erhohlt. Ich hätte ihn schwer entbehrt.

---

22 März 1881

Werter Herr,

eben las ich Ihren Art. in der lit. Corr. u. finde dens. stichhaltig. Goethe sagt mit Recht: ältere und junge Leute sind auf einander angewiesen. Sagen Sie Kinkel, er dürfe

es ja nicht unterlassen, Heyse zu besuchen. Es ist ein ganz bedeutender Mann auch in seiner persönlichen Erscheinung u. sehr liebenswürdig, nur nicht mehr von ganz fester Gesundheit. Dabei seelengut u. loyal durch u. durch. Gute Reise also!

Ihr

CF. M.

Sie sind bei Heyse angekündigt u. Kinkel selbstverständlich ein ehrender Besuch.

Poststempel: Kilchberg 22. VII. 1881.

Werter Herr,

Ja, kommen Sie nächsten Sonntag (und jedenfalls noch einmal vor Ihrer Abreise). Ich bin allein, da meine l. Frau auf Besuch bei ihrem Bruder in Steinegg ist.

Kinkel hat im Ganzen ein sicheres Urteil u. so darf ich Ihnen voraus Glück wünschen. Ich bin zeither trotz der Hitze gottlob wohl auf. Näheres mündlich.

Ihr M.

Kilchberg bei Zürich, 6 Aug. 1881

Lieber Herr,

so will ich denn mein Glück bei O. Janke versuchen. Am besten ist: ich schreibe ihm gleich und übersende Ihnen dann seine Antwort.

Die Facezie des Poggio ist mit dem P. . . . schon abgegangen, der „Hutten" wird sehr gemütlich corrigirt, ich ändere noch auf jedem Bogen und erhalte jeden zu zweimaliger Durchsicht. Wir sind erst zu Ende des 1. Drittels. Immer noch früh genug für die Weihnachtsmesse.

Doch ist mir lieb, wenn Sie sich bei Proels, den ich zu grüßen bitte, ein ganzes Feuilleton sichern; ich will Ihnen auch gerne später einige Andeutungen geben über den Gehalt u. den Schlüssel des „Hutten". So wenig ich mich für die Verbreitg meiner Sachen umthue, so wichtig ist mir, wenigstens Ein Feuilleton zu inspiriren, welches meinen Standpunkt feststelle, natürlich mit vollkommener Freiheit des Ihrigen, wie Sie es in dem Art. der Lit. Corr. gehalten haben.

Mir geht es vortrefflich. Die Hitze thut mir — gegen Erwarten — sehr gut. Wenn ich nach Bünden gehe, so sende ich Ihnen meine Adreße.

Schicken Sie mir doch eine Photogr. des väterlichen Baues in St. Goar.

Ihr

M.

Dank für Ihre Photographie, die vortrefflich ist.

(Visitenkarte.) 14 Aug. 1881

Lieber Herr,

Die Facezie erscheint im Nov. Heft der R. Sch. Die Quart-Ausgabe des Huttens ist wie ein Druck des 16 Jahrh. Ich vergrößere auch den Styl, wo es noch angeht. Erzwingen ließe es sich vielleicht mit der R. Z., wenn ich ein Novellchen in die D. Revue gäbe; doch ist es beßer, Ihr Roman erzwinge sich Eingang durch seinen eigenen Wert. Feilen Sie tüchtig. Im letzten Notfalle versuchen wir es mit dem Opfer eines Novellchens für die Revue. Böse Welt! Ihr

M.

(Postkarte.) 10 Sept. 1881.

Lieber Herr,

mir geht es ganz gut u. ich zweifle daß ich meinen Sitz, wo es im Herbst am schönsten ist, verlasse. Grüßen Sie mir in Wien, was zu grüßen ist. Dr. Zolling (Red. der Gegenwart), Laube, Betty Paoli, Proels u. Dr. Eckstein etc.

Ich hoffe, Janke wird Ihre Nov. verlegen. Wille's Urteil hat mich beunruhigt. R(odenberg) wird es nicht zugeben, daß ich eine Nov. außerhalb der R(undschau) veröffentliche. Alles Liebe und Gute.

M.

(Postkarte.) 13 Sept. 1881.

Ihrer freundlichen Einladg nach St. Goar Folge zu geben, dürfte dieses Jahr, wegen meines Baues, unmöglich sein. Dr. Zolling wohnt im Grand Hôtel. Dr. Wille verreist übermorgen nach Wien. „Ein fröhliches Fest! Es lebe der deutsche Schriftsteller-Verband!“ Bei Laube können Sie sich allenfalls in meinem Namen einführen. Vergessen Sie ja nicht, mir Betty Paoli recht herzlich zu grüßen. Auf ein glückl. Wiedersehen hier in Kilchberg.

Ihr M.

(Adresse: Herrn Hermann Friedrichs von St. Goar, Mitglied des Allg. Deutschen Schriftstellerverbandes. „Concordia-Club (Festcomité). Wallnerstraße 2 Wien.)

(Postkarte.) Poststempel: 14 X 81 Kilchberg.

Lieber Herr, lassen Sie sich die fragl. Widerwärtigkeiten nicht anfechten, sondern genießen Sie für einmal Ihre Ferien. Im Nov., wenn Sie hierher zurückgekehrt sind, wollen wir dann zusammen Rat schlagen. Auch über Hutten, welchen ich Ihnen senden ließ und Sie werden erhalten haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie sich bei Proels in der Fr. Z. eines Feuilletons in einer Nov. Nummer versicherten, aber be-

ginnen Sie ja die Rec. nicht bevor ich die schon erschienenen Kritiken Ihnen mitgetheilt habe. Dadurch wird die Ihrige vollständiger werden. Auf baldiges Wiedersehn und inzwischen alles Gute.

Ihr

M.

---

17 Oct. 1881.

Lieber Herr,

sehn Sie wohl: nun ist schon das 2. Gedicht untergebracht. Es ist am Ende ein Glück, daß Ihr R. nicht bei dem fragwürdigen O..., welchen ich trotz seiner Jahre u. seiner keuschen Bedenken für einen Anfänger oder Stümper in der Ethik halte, erscheinen wird. Auch ist das Urteil Willes welcher feiner ist als Kinkel und es sicherlich gut mit Ihnen meint, aller Überlegung wert. Mich, wie ich mich kenne, hat mein Wohlwollen leicht bestechen können.

Die andere Frage betreffend, wäre mir das Liebste 1) Sie versichern sich definitiv eines ganzen Feuilletons für Anfang December wo es sei, Neue Freie, Frankfurterin oder Fremdenblatt (der politische Inhalt des Hutten ist dabei ins Auge zu fassen, als mögl. Hinderniß in österr. oder democratischen Blättern) 2) Wir sprechen das Thema zusammen gründlich durch, ehe Sie schreiben.

Meine Lese ist beendigt. Glück zu der Ihrigen.

Ihr

M.

Lieber Herr Friedrich,

lassen Sie mich Ihnen noch einmal gute Reise wünschen u. zugleich eine freundschaftl. Bitte vorlegen.

Schenken Sie forthin Ihr Vertrauen in lit. Sachen ganz und ungetheilt, Einer Persönlichkeit und einer bedeutenderen als ich nicht bin, z. B. Keller oder Kinkel, welche Beide Ihnen

zugethan sind und nach außen unvergleichlich mehr Autorität besitzen. Hundert Erfahrungen haben mich belehrt, in wie hohem Grade mein lit. Urteil ein arbiträres ist und in wie wenig Fällen es von der inappellabeln Instanz der öffentlichen Meinung ratifizirt wird. Ich kann mit gutem Gewissen die, wenigstens ethische, Verantwortlichkeit, welche mit einem lit. Urteile verbunden ist, nicht übernehmen.

Selbstverständlich sind Sie hier jederzeit herzlich willkommen, und daß es niemandem mehr als mir Freude macht, wenn Sie in Ihren Bestrebungen rasch vorrücken — das trauen Sie wohl zu Ihrem CFM.

12 Apr. 1882.

Lieber Herr,

ich bin schrecklich überhäuft, da ich das Msc. meiner Lyrika so bald als mögl. absenden soll. Wollen Sie mir vielleicht an einem der Pfingsttage 3 Uhr einen kl. Besuch machen? Ich würde mich gern mit Ihnen über die Empfehlungen besprechen, welche Sie von mir nach Genf wünschen.

27 Mai 1882 Ihr CFM.

(Empfehlungsbrief für Hermann Friedrichs.)

Monsieur le Dr. Henri Brocher de la Fléchère, Professeur à l'université de Genève.

Kilchberg (Zürich).
4 Juin 1882.

Monsieur et cher ami,

Un jeune homme, Monsieur Hermann Friedrichs de St. Goar (Prusse Rhénane), qui a passé quelque temps ici et qui se voue à la carrière littéraire, se proposant de voyager et voir un peu le monde et commençant son tour par Genève — cela va sans dire — me demande de le recommander à Genève à un homme de distinction qui puisse le renseigner, lui donner quelques conseils de voyage et autres peut-être bref qui lui soit de bon secours. Mon-

sieur Ernest Naville étant un peu trop solennel pour cet office, j'ai pensé à Vous et vous serais très reconnaissant si vous aviez la bonté d'en avoir quelques-unes pour notre voyageur qui finira par vous plaire, j'en suis certain.

Étant occupé plus que de raison, je n'ai pas encore trouvé le temps de lire posément votre tom II. dont je me réserve d'ailleurs la lecture et une lecture très à fond pour le besoin d'un mien roman politique (époque du concile de Constance) que je rumine depuis longtemps.

Veuillez me rappeler au souvenir de Madame et me croire votre dévoué.

Conr. Ferdinand Meyer.

Eben von einer kl. Reise heimgekehrt, will ich Ihnen doch gleich Glück wünschen zu Ihrem Entschlusse, nach Neapel zu gehen. Dort wird es Ihnen gefallen. (Vernachlässigen Sie aber unterweges die kleineren italien. Städte nicht: jede verdient einen Tag!) Die Gedichte werden Sie — denke ich — noch zu Hause treffen. Die Widmung Ihres M. v. A.[1]) wird mir als ein fr. Andenken unserer Sonntag-Nachmittage lieb u. wert sein.

Ihr M

10 Oct. 1882.

(Postkarte.) Datum des Poststempels 27. XII. 82.

Es freut mich, lieber Herr, Sie bei diesem Sturmwetter in Neapel zu wissen, wenn toutefois es in Neapel nicht auch regnet. Die Briefe von K. welche allerliebst sind werde ich — Sie erlauben es — mit äußerster Discretion für einen kl.

---

[1]) „Das Mädchen von Antiochia", zuerst 1883 in der „Deutschen Revue", dann mit andern Novellen im Band „Liebeskämpfe" 1888. Es war ursprünglich beabsichtigt, die Erzählung in einem Bande für sich erscheinen zu lassen, und dafür hatte C. F. Meyer die Widmung angenommen.

Artikel über Kinkel, den ich nicht ausweichen konnte noch eigentlich wollte, benutzen. Ich werde bei H. wirken, sobald das Journal-Heft vorliegt. Die Elberfelderin habe ich nicht erhalten. Befolgen Sie inzwischen Kinkels Räte. Leben Sie! u. leben Sie wohl. Buon capo d'anno

Ihr CFM.

---

19 Jan. 1883

Erst jetzt, lieber Herr, beruhigt sich hier der Trubel der Jahreswende u. ich darf mich zeitweilig mit der M. Peccatrix beschäftigen. Den Pagen wollen sie in Wien dramatisiren (ein H. Max v. Mélow). Den Druck Ihrer Nov. in der Fleischer'schen Revue warten wir doch wohl ab, bevor ich mit Haessel rede, am besten mündl. bei seinem jährl. Sommerausflug in die Schweiz. Caden grüßen Sie mir collegialisch. Sein Wesen war mir durch seine Heiterkeit sehr sympathisch. Da haben Sie ja einen guten Gesellen. Beiliegend die Briefe, die ich discret benützt habe. Der Art. ging eben erst ab. Schreiben Sie mir, wie Ihnen Neapel bekommt! Man empfängt gern Briefe aus dem Süden

Ihr

C. F. M.

Kilchberg 25 Febr. 1883

Lieber Herr Friedrich,

ein Aufenthalt bei meinem erkrankten, jetzt aber genesenden Schwager in Steinegg, das Verlöbniß eines zweiten Schwagers, dazu allerlei Rechngsgeschäfte haben mich zeither derart in Anspruch genommen, daß ich erst Ende Febr dazu komme, Ihre lieben Zeilen aus dem Anfang des Monats zu beantworten. So bin ich seit Monatsfrist — einige gestohlene Augenblicke abgerechnet — den lit. Dingen ziemlich fremd geblieben u. habe überhaupt jede Hast verschworen, überall

abgeschrieben, wo etwas von mir erwartet wurde, um ein bischen mir selbst zu leben. Dasselbe möchte ich Ihnen raten. Ich bin gewiß, gewännen Sie es über sich, ein Jahr nur der Wanderung, durch die 100 Städte von Italien, dem Studium, am liebsten dem praktischen, der ital. Sprache u. der Kunstgeschichte d. h. der anschauenden in den Galerien zu leben, Sie vermöchten dann als ein doppelt reicher Mensch aufzutreten. Sie sollten nicht gleich bei allem denken: wie kann ich das verwerten? sondern einfach genießen oder studiren, bis eine ganz starke Stimmg sie überwältigte. Der „Archimedes"[1]) ist formell vorzüglich, aber, obgleich Sie sich sichtlich darüber erwärmt haben, doch kein Balladenstoff. Warm! Einfach! aus etwas Erlebtem hervorgehend! Rücksichtslos und imperatorisch, als wäre das fragliche Gefühl allein auf der Welt — sehen Sie — Sie sollten zuerst Ihre eigene Existenz vergrößern u. bereichern, dann würden Ihre Erzeugnisse von selbst einen größeren Schnitt bekommen. Alles Ihr redliches Bestreben u. das Erworbene bringe ich in Rechng, aber das läuft Ihnen ja nicht fort, wenn Sie jetzt einige Jahre leben statt zu schreiben.

Ich werde weggerufen — meinen freundlichsten Dank für Ihre Besprechg in der Elberfelderin u. meine Empfehlungen an Kaden.

Treu ergeben

Ihr

C. F. Meyer

Kilchberg Zürich 31 März 1883.

Lieber Herr Friedrichs,

ich benützte eine Sonnabend-Stunde, um Ihre Zeilen vom 24 zu beantworten. Zeither hat mich meine Familie ausgiebig beschäftigt. . . Morgen abend haben wir die R. Wagner-Gesellschaft in der Tonhalle. Für die Eröffnung

[1]) In „Erloschene Sterne". Leipzig 1885.

der Landes-Ausstellg durfte u. wollte ich dann auch ein Festgedicht nicht verweigern. U. — die Hauptsache — ich arbeite an meiner Jahres- (1883) Aufgabe, welche ich — ernsteste Hindernisse vorbehalten — bis Aug. vollenden möchte. Überall — auch bei der Rundschau — habe ich abgeschrieben, um dafür freie Hand zu bekommen. Aus Aberglauben eher als aus Vorsicht verschweige ich den Inhalt.

Von Ihren 2 Gedichten gebe ich der Schachpartie Conradins den Vorzug, obwohl die Priesterin in Herculanum[1]) auch recht hübsch gemalt ist. Im Ganzen vervollkommnet sich Ihre Technik sichtlich. Es handelt sich darum, die Form zu füllen, etwas zu erleben, durch ein tiefes Gefühl die geschichtl. Stoffe zu individualisiren — doch das sind Worte —. Warum reisten Sie nicht gleich nach Catania? Da gab es gewiß, neben der großen Szene manches hübsche Genrebild zu sehen. Oder sind Sie etwa dort, während ich dieses schreibe?

Es ist doch schrecklich, wie überall verdrängt und speculirt wird. M. schrieb mir von Ihrem Talente mit Hochachtung — aber, l. Herr Friedr. habe ich Ihnen nicht erzählt, daß die Gebrüder Paetel sich alle Verse verbeten haben, selbst die von Paul Heyse, alle Verse, ohne Ausnahme. Das ist authentisch. Überdieß habe ich — wie gesagt — meine Beziehungen überall absichtlich eher gelockert als fester geknüpft, um vollständige Freiheit der Bewegung zu gewinnen. Ich habe die lit. Sclaverei (Schluß fehlt).

(Auf die Ränder des „Carmen eines uralten Zieglers" u. s. w. [Langmesser S. 519] geschrieben.)

24 Apr. 1883.

Mein lieber Herr,

Sie müssen es schon für etwas halten, daß ich, nur um ein Lebenszeichen zu geben, Ihnen eine solche Kleinigkeit wie dieses Carmen zusende. Das Beste daran ist, daß — denken Sie sich — ich mir habe beigehen lassen dasselbe in

---

[1]) „Schach dem König" und „Die Verheißung der Venuspriesterin" (in „Erloschene Sterne").

einer Molièreperücke und einem roten Sammtrock, selbsteigen u., wie mir die Schmeichler sagen, gar nicht übel an der Hochzeittafel vorzutragen. Über das Ausstellungsgedicht[1]) sind Sie in Ihren Zeilen vom 19. im Irrthum. Dasselbe wird erst am Eröffnungstage — 1 Mai — erscheinen u. dann sollen Sie auch dieses erhalten. Es sind eben beides Gelegenheitsgedichte, die keine Kritik ertragen und einfach Freude machen wollen. Genießen Sie Ihr Neapel!

Der Ihrige

CFM.

(Visitenkarte.)

(Dr. Conrad Ferdinand Meyer),

der Herrn Hermann Friedrichs ein gutes Andenken bewahrt wird ihn sehr gerne morgen Sonnabend 5 Juli 3 Uhr oder auch Sonntag zu derselben Stunde (aber dann nicht allein) bei sich begrüßen

Freundlichst.

4 Juli 1890.[2])

---

[1]) S. S. 165.

[2]) Hermann Friedrichs hatte, nach seiner gef. Mitteilung, im Mai 1883 das ihm von C. F. Meyer zugesandte „Festgedicht zur Eröffnung der Schweiz. Landesausstellung" scharf beurteilt, worauf ihm der Dichter einen Absagebrief schrieb, den Friedrichs in der Aufregung zerriß, für dessen Wortlaut er sich jedoch ziemlich genau glaubt verbürgen zu können: „Geehrter Herr, ich wollte, Sie könnten mir ins Herz schauen, um zu sehen, daß ich diese Zeilen innerlich genau so ruhig an Sie richte, wie die Buchstaben hier auf dem Papier stehen. Ihre Kritik meiner Ausstellungsoktaven sagt mir aber, daß ein weiterer Verkehr zwischen uns untunlich geworden ist und da ich von uns beiden der Geber gewesen bin, so nehme ich für mich das Recht in Anspruch, unsern Verkehr hiermit ein für alle Mal abzubrechen. Ich bezweifle im Grunde genommen nicht, daß Sie es gut gemeint haben, doch durften Sie mich nicht wie einen Schulbuben abkanzeln. Möge es Ihnen im übrigen gut gehn. Ohne Groll C. F. M."

Die oben mitgeteilte Visitenkarte war die Antwort auf Friedrichs Versuch, den Verkehr wieder aufzunehmen.

(Postkarte.) Poststempel: Kilchberg 10 VII 90.

Ehe ich verreise (Rigischeidegg) will ich Ihnen mit einer Zeile sagen, daß ich a. d. Pforte der Zukunft[1]) noch näher betrachten muß. (Lebensbilder[2]) habe ich nicht erhalten, dafür 2 Pforten), daß mir dagegen die Novellen ungemein gefallen haben: scharfe Charakteristik, einfache Handlg, klares u. kurzweiliges Erzählen. Am besten: das Kreuz der Liebe[3]). ich kann vorläufig nicht genug zur Cultivirung der kurzen Novelle à la Mérimée rathen.

Freundlichst

C. F. Meyer

(Ansichtspostkarte von Rigi-Scheidegg.) 18 August 1890.

Geehrtester Herr,

Nein unmöglich, hier oben Ihre Werke zu studiren, da ich, nach ärztlicher Vorschrift, mein Brod im Schweiße meines Angesichts, d. h. mit müden Füßen essen u. dazu noch etwas Eigenes absolviren mußte. Aber gleich nach der Heimkehr. Bravo Drama!

Freundlichst C F M.

---

21 Aug. 1890, Kilchberg bei Zürich.

Geehrtester Herr,

Da bin ich wieder, nach einem heißen Reisetag durch Luzern u. seine Fremdenbevölkerung — jetzt ein unglaublicher Tumult — und bin gerne wieder in meiner Stille, zu Zweien zu Tische statt zu Zweihunderten.

Also ich nehme an. Ihre älteren Sachen lese ich stillschweigend, das neue Drama aber besichtige u. beurtheile

---

[1]) „An der Pforte der Zukunft", Dicht. 1889.

[2]) „Lebensbilder", Dicht. 1887.

[3]) „Das Kreuz der Liebe", eine sizilianische Novelle, zuerst 1886 in „Nord und Süd", dann in der Sammlung „Liebeskämpfe".

ich gründlich; nur unter der Bedingung, daß ich, um mir die Packerei u. Plackerei der Zurücksendg zu ersparen, das Msc. nebst meinem Brief Schabelitz[1]) zustellen darf.

Pescara — Kaden habe ich nicht gesehen u. werde mich nun wohl hüten, es zu thun; mein Portrait im Aug. Heft dagegen hat mich belustigt.

Da ich bei unserer ersten Bekanntschaft einmal auf Ihr Talent wie auf eine Nummer gesetzt habe, gebe ich das Spiel noch lange nicht verloren.

Natürlich geben Sie mir Zeit, ich werde von Ihrer Geduld keinen Mißbrauch machen.

Eine Einsprache von Kellers Verwandten gegen sein Testament ist höchst unwahrscheinlich — sie beschränken sich auf einen Zeitgsartikel — u. würde jedenfalls völlig resultatlos bleiben.

Freundlichst,

C. F. Meyer.

(Postkarte.) Poststempel: Rigi-Scheideck 6. VIII. 90.

Geehrtester Herr, Vergeben Sie, daß ich hier, viel gehend u. mit Menschen umgehend, nicht die Sammlg finden kann, Ihre Werke, die ich nun mit Freuden vollständig besitze, im Zusammenhange zu lesen; wieder im Thal, werde ich dieselben gründlich betrachten. Eine gelegentliche Betheiligung an „Moderne Dichtg" habe ich durchaus keinen Grund zu verreden, aber es ist für mich denn doch das Beste, hier oben rein meiner Erhohlung zu leben, um dann meine jetzige Arbeit kräftig schließen zu können. Später also und inzwischen

Ihr C. F. M.

(Postkarte.) 22 Sept. 90

Sie setzen mich wahrlich — trotz meiner Gelassenheit — in eine gewisse Ungeduld, bis ich die Sicilianerin betrachten

[1]) Buchhändler und Verleger in Zürich.

kann. Zählen Sie übrigens durchaus auf meine Dienstwilligkeit, nur schreiben Sie mir keinen größeren Einfluß, bes. auf H(aessel) zu, als ich besitze. Und zählen auf meine Loyalität.

Ihr M.

---

28 Sept. 1890

Geehrtester Herr,

Ihr Stück hat mich durch seine Tugenden, einheitliche Handlg, starke Situationen und dramatischen Vortrag sehr befriedigt u. durchaus in dem Gedanken befestigt, daß — nach angestrengter Arbeit — ein sehr guter Dramatiker aus Ihnen werden kann u. werden wird, wie ich hoffe; eine gewisse Hitze und Hartnäckigkeit des Charakters, welche Sie besitzen, versprechen ebenfalls eine dramatische Zukunft — was aber das vorliegende Stück betrifft, so wage ich nicht zu entscheiden, ob es Erfolg haben wird. Der Hauptheld krankt zwischen den 3 Weibern, Mutter, Elisabeta und Annunziata (eines mehr als in Goethe's Stella) an bedenklicher Schwäche u. wenn er im 3 Act sein Quasiweib nach Sicilien mitnimmt, ohne Not mitnimmt, fehlt auch der gewöhnlichste Verstand. Diese Elisabet, die noch am meisten sympathische Person im Stücke, streift mit ihrem plötzlichen sinnlichen Raptus nach 3—4 jähriger Enthaltsamkeit — darf ich es sagen? — ans Komische. Dieser Raptus könnte vielleicht wahr sein, der 4 jährige Coelibat in der Ehe ist schon unwahrscheinlicher, beides aber wirkt unangenehm — und das ist doch jedenfalls richtig, daß der Dichter jeder seiner Figuren, auch den schwachen, lasterhaften oder leidenschaftlich verrückten, sogar den harten oder pedantischen einen gewissen geheimen Zauber geben muß. Der dritte Act ist in der 1) Version barbarisch, aber im Costüm, leider allerdings unaufführbar, die untreue auch ihrerseits untreue Annunziata in der 2. Version dagegen scheint mir sich selbst aufzuheben. Der impetuose Styl ist höchst löblich u. vielversprechend, aber sündigt mitunter noch gegen den Geschmack (die stete

Wiederholung des Wortes „Herz" z. B. in der pathetischen Szene).

Dennoch rathe ich zuzufahren, selbst auf Gefahr des Schiffbruchs. Das Stück hat doch starke Seiten, es ist etwas Hitziges darin, das mir gefällt u. gespielt wird es sich ohne Zweifel besser machen als gelesen.

ich denke, geehrter Herr, meine freudige Anerkenng Ihres starken Talentes entschädigt Sie für meine Kritik u. Sie rechnen mir meine Aufrichtigkeit hoch an.

Ihr C. F. M.

Die Exposition durch die „Friese" ist zwar sehr augenfällig, aber doch auch sehr primitiv.

28 Sept. 1890

P. Sc.

indem ich den Brief laufen lasse, möchte ich Sie vor meinem Urteil warnen, ich bin zeither strenger, allzu streng geworden, gegen mich u. die andern. Es gibt aber gar kein vollendetes Drama, sondern, auch bei den Meistern, nur ein Überwiegen der Vorzüge über die Mängel u. starke Eindrücke. Vielleicht brächte Ihr Stück einen solchen hervor. Es wäre ungemein gut, wenn Sie eine Aufführg in Berührung mit dem Publikum setzte u. Sie Erfahrung bekämen.

ich muß jetzt tüchtig arbeiten, um auf der Höhe zu bleiben u. bin tausendmal härter gegen mich als gegen Sie.

Unter tausend Unterbrechungen

Freundlichst

M.

---

11 Oct. 1890.

Theurer Herr,

Bravo! So ist es recht geredet. Da wir uns wieder fanden, sagte ich mir: fortan scrupulöseste Loyalität. Vernehmen Sie meinen ganzen Gedanken:

Trotz vielen Bedenken hat mir das Stück in gewissem Sinn als Kraft imponirt, an Haessel aber habe ich über Sie nur geschrieben, Sie erscheinen mir als zukunftsvoll, ohne die Verlagssache mit einer Zeile zu berühren, wie er nicht gegen mich, wenn ich mich recht erinnere.

Mein Bedenken in der Widmgssache war ein zwiefaches.

Einerseits sagte ich mir, Friedrichs verspricht sich mehr von deinem Namen als ihm dieser geben kann.

Anderseits: Du gehörst chronologisch zu den Alten. Zwar findest du es gerecht, daß den Jungen Raum geschafft werde, hast auch im Stillen deine Freude daran, wie an jeder Entwickelung und Erneuerung, aber dein Gebiet ist ein anderes, dein Verfahren ebenfalls, als das ihrige, du gehörst zu keiner Schule, u. stünde dein Name auf einem Werke, das ein Manifest ist, so könnte die böse Welt sagen, du habest mit den Jungen Kartell geschlossen, wie die Streber — doch ich nenne keine Namen, was deiner völlig unwürdig wäre.

Jedennoch hätte ich Ihren Wunsch nicht abgeschlagen, weil ich Ihnen aufrichtig wohl will — so aber ist es mir lieber! Sie werden sehen, daß Sie, auch ohne Widmg, bei mir stets ein festes Wohlwollen finden werden.

Herzlich Ihr heute das 66 Lebensjahr antretende

C. F. Meyer.

---

25 Oct. 1890.

Wohlan, lieber Herr! Jetzt, bei der doppelten Publicität (Pierson u. Mod. D.) werden Sie nicht todtgeschwiegen werden, so Gott will. Bei Haessel, ihn kennend, sah ich natürlich alles voraus, schrieb ihm aber: „u. es wird doch etwas aus Fr.“ Denn diesen Glauben habe ich. Auch Henkell (trotz seinem Sansculottismus) bin ich gar nicht abhold. Es wird sich schon geben. Aber, aufrichtig, es ist mir lieber, wenn die Jungen auf mich schimpfen, als mich loben, denn den leichtesten Argwohn eines Calculs in meinem Wohlwollen ertrage ich nicht, vous savez!

Noch etwas möchte ich Ihnen ans Herz legen. Frl. Dr. Helene Druscovich (oder vitz) in Dresden, Struvestr. 16, die als Schriftstellerin im Essay einen Namen hat, hat sich im Lustspiel versucht (4 Lustspielchen, Selbstverlag) ich glaube — ja ich stehe dafür ein — sie ist vollbegabt für das Character-lustspiel! Darauf dürfte die Moderne Dichtg ein Auge werfen!

(Postkarte.) 1 Nov. 1890

.... Für Ihr Stück interessire ich mich, bis zur Ungeduld! wir werden ja wohl bald ein öffentl. Urteil erfahren! ich wette auf Sie, doch nicht schon auf die Sicilianerin.

Freundlichst C F M.

Poststempel: Kilchberg 29. XII. 1890.

Geehrtester Herr,

ein wahrer Wirbelwind von Geschäften dazu die tägliche Sorge u. Spanng um einen todtkranken Schwager ließen mich Ihre Sizilianerin erst jetzt wieder lesen, mit demselben (schon meinem ersten) Eindruck einer entschiedenen, ja großen dramatischen Begabung u. eines fragwürdigen Stückes, — ich dürfte nach öffentlichem Urteil, eventuell nach der hier allein entscheidenden Aufführg. Nur diese kann uns orientiren.

Inzwischen lasse ich das Jahr nicht enden, ohne Ihnen meinen freundl. Gruß u. meine treuen Wünsche entboten zu haben.

Stets Ihr C. F. Meyer

(Postkarte.) Neujahrsnacht 1891

es ist mir gar nicht recht, daß Sie unwohl sind, doch wol aus Überarbeitg oder Aufregung über das Loos der

„Sizilianerin". Bitte, schlagen Sie sich das aus dem Kopf u. glauben Sie fest, ich verbürge mich dafür, daß Sie doppelt so viel Talent haben, als es braucht, durchzudringen. Nur Geduld! Gutes 1891!

Ihr M.

Werter Herr, 21 Febr. 1891.

Nein, Gottlob, befinde ich mich wohl u. beschäftige mich mit der Redaction einer Erzählg, die ich vor Sommerhöhe vollenden möchte. Die Sic. sollte jetzt in der That beurtheilt werden. Rückt die „Moderne" nicht dafür ins Feld? ich habe mein Ex. jüngst an Wille gesendet, von dem ich durch die höchst langweilig werdende, die Schiffahrt aufhebende Seegefrörne — wie das landesübliche Wort lautet — getrennt bin. — Ein Freund zu mir sah neulich in Deutschland Sudermanns Ehre u. mußte mir sorgfältig berichten. Er hatte einen starken Eindruck empfangen. Hier führt offenbar ein Weg. An der Berlineranekdote scheint etwas Wahres zu sein, d. h. daß von mir die Rede war.[1]) Das Übrige ist wohl Erfindg. Also irgendwie wieder reisen?

Herzlich Ihr M.

Poststempel 27. II. 91.

Lieber Herr,

inliegenden Brief von Wille, der mich seines Anfangs[2]) wegen immens freut, sende ich Ihnen gleich nach Empfang. Es wird ja alles noch gut kommen.

Ihr

M.

---

[1]) Wegen Erteilung des Schillerpreises.

[2]) Wille schreibt: „Sie haben ganz recht, mein vielwerther Freund, an Friedrichs „Sicilianerin" ist dramatische Kraft, mit Ausmerzung einiger Geschmacklosigkeiten wäre ein aufführbares Drama draus zu machen."

(Postkarte.)

Theurer Herr, ich muß Ihnen doch umgehend sagen, wie gerne ich Sie in Venedig weiß u. zwar wohl unfern meiner weiland Wohng Hôtel Laguna an der Riva. Nun wohlan, werfen Sie alle Partei u. Theorie hinter sich u. machen Sie, was Ihnen gefällt, in Venetia muß es gelingen. An Wille will ich es bestellen. Mit L. thut es mir leid! Geben Sie bald wieder ein Lebenszeichen Ihrem

17 März 1891. C.F M. Kilchberg

(Postkarte.) Poststempel: Kilchberg 28. III. 91.

Wenn Sie, wertester Herr, dies erhalten, sind Sie hoffentlich im Sonnenschein!

An Ihrer Stelle würde ich jetzt die Sicilianerin ruhig — bis auf weiteres — zurücklegen u. ein venetianisches Dramolett schreiben, etwas Modernes versteht sich z. B. irgend einen Silvio Pellico (miei prigioni) unter den Bleidächern, in Verzweiflg über seinen carcere duro, u. durch irgend ein menschliches Ereigniß (Mitleid einer Gefangenwärterin) getröstet. Etwas Liebenswürdiges!

(Postkarte.) 5 Apr. 1891

wenn es so steht, l. Herr, so ist gewiß das allein Richtige, Sie überlassen Ihr Stück seinem Schicksal, gut oder schlimm. Nicht Flicken; denn der Stoff könnte ein inneres vizio haben, woran alles scheitert. Dagegen etwas neues beginnen mit einem wiederum tragischen Stoff, aber ohne alle Praeoccupation der Schule, menschlich überzeugenden Conflicten, mit einfachen, doch starken Leidenschaften, wie Sie es können und Characteren, die trotz ihres leidenschaftlichen Handelns irgend etwas Liebenswürdiges haben, denn Lust muß auch das Tragische erwecken wie alle Poesie.

Ihr M.

Historische Stoffe nicht ausschließen! Carmagnola?

(Postkarte.) Poststempel: Kilchberg. 17. XI. 91.

Nehmen Sie, theurer Herr, meine wärmsten Wünsche für Freitag oder Sonnabend! Ihr Hochzeitsgeschenk liegt Ihnen bereit, aber Sie werden warten müssen, wie auf die Braut, denn vor Dezemberanfang darf — der Rundschau wegen — kein Ex. ausgegeben werden u. es wäre ein böses Omen, mit einem Treubruch voranzugehen, aber was mehr ist als ein Buch: wärmsten Antheil! Ihr M.

(Postkarte.)

Jetzt, da sich bei mir selbst Bedenken gegen meine Novelle zu regen beginnen, erfahre ich gerne, daß dieselbe Ihnen in der Hauptsache gefällt.

Bitte, theurer Herr, wenn Sie kämen, wollen Sie sich, in dieser ausnahmsweise beschäftigten Zeit mit einer Zeile ansagen.

Freundlichst Ihr M.

7 Dez. 1891

(Postkarte.) 16 Dec. 1891

Theurer Herr,

Sie sind hier jederzeit, doch allerdings bequemer im neuen Jahr willkommen. ich war doch sehr froh für Ihre freundliche Anerkennung, denn sei es das Augenrheuma, sei es die Witterung, ich bin ein bischen gedrückt, wenn auch nur par moments. Innerlich ist es hell. Freuen Sie sich Ihrer Flitterwochen! ich muß mich doch nach Frau Elisa erkundigen. Leben Sie wohl

Ihr M.

An

Otto Brahm.

An

Otto Brahm.

(Visitenkarte.) 10 Mai 1881. (Kilchberg).

Besten Dank für Ihre mich vielfach interessirende Zusendg. ich fürchte nur, Ihr Besuch bei K. in Baden wird unter die Beweismittel des Testamentsanfechters geraten. Nächsten Sonnabend bin ich als Zeuge vorgeladen und kann kräftig reden, da ich Keller in der ersten Woche Febr. besucht und völlig hell getroffen habe.

Herzlich.

Übrigens halte ich ein Umstoßen des Testamentes für unmöglich.

---

24 Oct. 1882.

Sehr geehrter Herr,

für die Zusendung der Art. Heyse und Rud. Lindau danke ich freundlich. Dieselben sind fein, gescheidt, sorgfältig, mit den Anzeichen einer sich bildenden scharfen eigentüml. kritischen Methode. Ich sende Ihnen meine „Gedichte"; vielleicht sagen Sie darüber ein öffentliches Wort? Ganz sans façon! Ich ertrag's schon.

Ihr C F M.

---

12 Dec. 1882 Kilchberg bei Zürich.

Verehrter Herr,

Die Rec. in der Vossischen hat mir Freude gemacht, gerade weil dies. direct aus dem Publicum kommt. Mein Verleger sendet Ihnen ein Buch[1]) von einem Landsmann von mir, für den Kritiker schon als ἅπαξ λεγόμενον merkwürdig.

Denken Sie sich an! Was ich Ihnen bei Ihrem Besuche hier ein bischen phantastisch vormachte, daraus wird Ernst: ich versuche es mit dem Drama. Ich werde hier in der Land- und Seeluft und bei einem ziemlichen Seelenfrieden entschieden zu dick. Nun sagt mir P. Heyse: die Drama-Leidenschaft sei aufreibend. Die muß ich doch noch versuchen, da kein anderes Mittel gegen meine Corpulenz anschlagen will.[2])

---

5 Februar 1883. Kilchberg-Zürich.

Geehrtester Herr,

meinen besten Dank für Ihre 2 Zusendungen!

Ihr — (pardon!) etwas vorsichtiger Art. deutet mehr an als er eingeht. Ich vertröste mich auf die Frankfurterin.[3]) Ein so zeitloser jungalter Poet und ein Winkelpoet (wenn auch im schönsten Erdenwinkel) muß Fühlung halten u. die Augen offen. So hat denn mein Blick lange auf den beiden kleinen Zeitungsausschnitten gehaftet.

Zuerst nun wohl noch eine Novelle! Im Spätherbst — wenn der Jahrgang gut ist — dann noch etwas, das keine Novelle ist.[4]) Die Poesie ist in letzter Linie eine Machtfrage u. die Machtfrage ist eine Zeitfrage: nach dem ersten

---

[1]) C. Spitteler, „Extramundana".

[2]) Schluß, wohl bloß Unterschrift, fehlt.

[3]) Otto Brahm, „C. F. Meyer, ein deutscher Dichter der Schweiz". Frankf. Zeitung. 15. März 1883, Morgenblatt.

[4]) Wohl Heinrich V., den er damals zu dramatisieren begann.

Entwurfe muß man ein paar Monate die Natur wirken lassen, [das Unbewußte — um kürzehalber ein Modewort zu gebrauchen][1]) die tut das Beste.

So schlendere ich freiwillig — aber auch an unerwünschten Abhaltungen fehlt es mir keineswegs, ein Junggeselle hat es schon gut! Doch ich will nicht klagen. Im Ganzen wünsche ich nichts als daß das Morgen dem Heute gleiche.

Ich möchte doch gerne diesen Sommer wieder ein Stündchen mit Ihnen plaudern. Kommen Sie?

Ihr M.

Ich adressire „Vossische Z.“ nach dem Kürschnerschen Literaturkalender.

---

13 Febr. 1883.

Eine Zeile des Dankes für Ihre Zusendung,[2]) verehrter Herr! (Ich bin sehr beschäftigt mit Familiensachen). Das Büchlein hat mir gefallen, muß ich sagen und mich auch über manches aufgeklärt. Gefallen hat mir die herzl. Ehrerbietung für Meister Gottfried, welcher sie auch verdient. Daß Sie, Deutlichkeit halber, ein paar etwas harte Linien durch ein lebendiges Leben gezogen haben, nun — das ist Ihr Beruf. Behalten Sie mich in gutem Gedenken.

Ihr

M.

Kilchberg bei Zürich 13 Juli 1884.

Verehrter Freund,

Ihr „Kleist“ [3]) hat mich schon durch sein schmuckes Äußere aufs Angenehmste berührt. Ich danke herzlich. Eigentlich

---

[1]) Das Eingeklammerte ist durchstrichen.

[2]) Otto Brahm, „Gottfried Keller. Ein literarischer Essay“. Berlin. Verlag von A. B. Auerbach. 1883.

[3]) Otto Brahm, „Heinrich von Kleist“. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für Deutsche Literatur. Berlin 1884.

dachte ich, das Buch erst später zu lesen, nur das über Penthesilea suchte ich, um mir die Fabel klar zu machen, griff dann aber vorwärts und rückwärts und werde zu dem Buche viel zurückkehren.

Auch wer mit dem zu wissenschaftlichen Verfahren nicht einverstanden wäre und die Intuition Vischers vorzöge, wird sagen müssen: Hier lernt man etwas, man trägt etwas heim.

Der — Leben und Kunstrichtung — unendlich interessante Gegenstand ist vollständig ergriffen, im Ganzen gewiß richtig gesehen und im einzelnen oft geistreich behandelt.

Ich habe eben Hutten ed. 5 besorgt und manches in einem Geiste populärer Klarheit berichtigt. Jetzt eben führe ich den Mönch sehr sorgfältig aus. Die „Richterin" geht ziemlich tief und ich setze den Fuß vorsichtig.

Behalten Sie mich ein bischen lieb, ich bin Ihnen eigentlich recht zugethan.

Ihr

C. F. Meyer.

noch einmal meinen Dank!

---

22 Oct. 1884 Kilchberg.

Verehrter Freund,

Mönch und Hutten werden Sie erhalten haben. Den jetzt schnörkelfreien Hutten möchte ich Ihnen besonders nahe legen. Trotz seiner Formlosigkeit glaube ich ihn lebensfähig. Eben lese ich im Vorwort des Spemannischen Sal. Geßner,[1]) Gervinus habe Napoleon auf St. Helena u. Karl V in St. Just moderne Idyllenstoffe genannt. Stimmt das nicht seltsam mit Hutten auf Ufenau?

Herzlichst Ihr M.

---

[1]) „Geßners Werke. Auswahl". Herausgegeben von A. Frey, Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. (Deutsche National-Literatur, herausgegeben von Joseph Kürschner.)

Kilchberg-Zürich 5 Dec. 1884.

Daß Sie jetzt Kleiststraße 1 wohnen, ist hübsch und auch leicht zu behalten — und das Gute, welches Ihnen über Ihren Kleist gesagt wird, nur recht und billig.

Die Tante[1]) spricht über den Mönch ganz magistral. Der Himmel bescheert's wunderlich. Meine früheren Recensenten fand ich liederlich, jetzt werden mir die Taschen untersucht, daß es eine Art hat.

Ihre blauen Augen Juliende hier verfehlt zu haben war mir verdrüßlich, doch sie kehren wieder,

Ich bin eben ein bischen krank gewesen: Muskelkrämpfe und starke Fieber infolge unbesonnener Erkältung, fühle mich aber jetzt wieder wohl und eher gestärkt.

Über den Mönch, der eine aufregende Eigenschaft zu besitzen scheint, haben mir Heyse, Vischer u. Krascewski (forteresse Magdebourg) ganz interessant geschrieben. Mit der „Manier" haben Sie recht, doch das war der kostende Preis. Ich werde fortan jede „Manier" ferne zu halten suchen, besonders jetzt da ich in der Mitte des Lebens [stehe, wie Lamartine von][2]) sich schrieb, da er 60 zählte.

Die „Richterin" habe ich zurückgelegt, weil sie noch nicht genug Substanz hatte. Mein jetziger Stoff (übrigens, wie alle meinigen 10 bis 20 Jahre alt) ist unendlich ergiebig. Ich muß nur sehen, daß ich ihn ganz ausbeute! Inzwischen kommt die Richterin von selbst zu Kräften.

Meine besten Grüße an Rodenberg!

[Unterschrift abgerissen].

Daß Sie sich dreifach um den Mönch gekümmert haben, ist gar lieb!

---

[1]) Tante Voß.

[2]) Die eingeklammerten Worte sind abgerissen und von Otto Brahm ergänzt.

Christabend 1885.

Mein verehrter Freund,

ich lasse das Jahr nicht enden, ohne Ihnen für das Wohlwollen und die Gerechtigkeit gedankt zu haben, welche Sie mir angedeihen lassen. Auch Ihr Urteil wieder über die Richterin hat mir wohl gethan. Wenn Sie fortfahren, mit Ihrem selbständigen u. verläßlichen Urtheile mir zur Seite zu stehen, so bin ich guten Mutes! Seien Sie herzlich gegrüßt von

Ihrem

M.

Kilchberg bei Zürich 21 November 1886.

Verehrter Freund,

ich sende Ihnen gewissermaßen confidentiell die 2. Auflage eines verschollenen Jugendgedichtes (Jugend relativ genommen), das längst vergriffen war und welches ich am liebsten in den Limben[1]) gelassen hätte. Doch das Büchlein wurde zuweilen verlangt u. mein väterliches Eingeweide erbarmte sich. Ich habe es (das Büchlein) leicht retouchirt, ohne jedoch die kindlichen Grundlinien zu zerstören. Sehen Sie es doch darauf an, ob es so völlig nichtig ist, wie es mir selbst lange Zeit erschien.

Grüßen Sie mir Rodenberg und sagen Sie ihm, daß ich lustig an meiner neuen Novelle arbeite, die ich für lebensfähig halte, und guten Mutes bin.

Rückt Ihr Schiller[2]) vor? Wenn Sie die Zeit finden, schreiben Sie wohl gelegentlich eine Zeile

Ihrem

CFMeyer.

Ihr „Henric Ibsen" in der Rundschau beschäftigt mich.

---

[1]) Gemeint ist „Engelberg". Limbus ist der, nach den Anschauungen der katholischen Kirche, den ohne Taufe verstorbenen Unmündigen bis zur Himmelfahrt Christi angewiesene Ort in der Unterwelt.

[2]) Otto Brahm, „Schiller". Erster Band. Berlin 1888. Zweiter Band, erste Hälfte 1892.

Kilchberg, 6 Dec. 1891.

Willkomm, der wieder um einen guten Schritt geförderte Schiller! Solche Bücher sind nun meine liebste Lectüre! ich möchte Sie wohl ein Stündchen bei mir haben, damit Sie mir eine Notion von Ihren Bestrebungen gäben. Wäre nur einer da, von dem Sie sagen könnten ecce homo novus! Da wäre man bald orientirt! Eine intensere u. wahrere Dichtung wollen wir aber doch wohl Alle!

Besten Dank noch einmal für Ihren Schiller, der mich freut.



An

Hugo Blümner.



An

Hugo Blümner.

Verehrter Herr Professor,

für die Zusendung der Laokoon-Studien 2.[1]) meinen freundlichsten Dank. Ich kann Ihnen versichern, daß — wenn ich mehr Muße hätte — ich mir geradezu keine edlere und angenehmere wüßte als einem Ihrer feinen Vorträge oder scharfsinnigen Untersuchungen zu folgen. Die Stimmung wird sich finden in welcher ich „den fruchtbaren Moment und das Transitorische“ mir gründlich beschauen werde. Ich reciprocire mit einem Dinge[2]), das gar keine Stimmung verlangt. Eigentlich wollte ich Ihnen „den Plautus im Nonnenkloster“ senden (verfüge aber gegenwärtig über kein Exemplar), schon um des in der Buchform vertilgten barbarischen Schnitzers: lies aulularia statt aularius willen.

Es ist unerträglich daß mein Landleben mir den Besuch der Antiquarischen verunmöglicht, freilich hat es daneben seine Genüsse und Vorteile.

Genehmigen Sie, Herr Professor, mit meinem Danke meine Wünsche für 1883!

Ihr CFMeyer.

Kilchberg bei Zürich 19 Dec. 1882

---

[1]) H. Blümner. „Laokoon-Studien“. Heft 1: Über den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten. Heft 2: über den fruchtbaren Moment und das Transitorische in den bildenden Künsten. Freiburg i. B. 1881 und 1882.

[2]) „Gustav Adolfs Page“.

Kilchberg 30 Oct. 1886.

Verehrter Herr,

nicht leicht hätten Sie mir ein größeres Vergnügen machen können als durch die Zusendung der von Ihnen commentirten antiquarischen Briefe[1]) etc. Besonders bei der Lesung dieser glänzenden polemischen Stücke wird von dem Laien die Notwendigkeit eines Commentars empfunden, da er oft unschlüssig ist über die Berechtigung gewisser Fechtarten Lessings. Ich werde lesen und mit größerer Sicherheit als zuvor.

Leider kann ich morgen nicht theilnehmen. ich darf mich dem Herbstnebel nicht aussetzen, umsoweniger als ich bis Neujahr ein Versprechen zu halten habe und mir die nur noch kurze Zeit keine neue Unbäßlichkeit erlaubt. Es ist einmal so und könnte ja weit schlimmer sein.

Sehr herzlich

Ihr CFMeyer.

Verehrter Herr,

Das Comité der Versammlung deutscher Philologen hat mir die Ehre erwiesen, mich zur Theilnahme an dem bevorstehenden Feste[2]) einzuladen.

Sie wissen, Herr und Freund, daß ich gesundheitshalber auf manches Wünschenswerte verzichten muß, wie ich denn seit Jahren mich jeder Festlichkeit enthalten habe. In diesem Falle aber bedaure ich die mir gebotene Abstinenz mehr als

[1]) „Antiquarische Briefe. Wie die Alten den Tod gebildet. Kleine Schriften und Nachlaß antiquarisch-archäologischen Inhalts". Herausgegeben von Prof. Dr. H. Blümner. Band 66. Zweite Abteilung der Deutschen National-Literatur. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann.

[2]) In Zürich.

gewöhnlich und fühle das Bedürfniß, Ihnen, als dem mir aus deutschem Kreise Zugänglichsten, zu sagen, warum.

Sie wissen, wie viel ich Deutschland, woher mir so viele Ermuthigungen, und stets zur rechten Stunde, gekommen sind, zu danken habe. Solches gelegentlich zu bezeugen hat mir stets Freude gemacht. Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur, habe ich die allgemeine Überzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet. Es ist, nach meiner Überzeugung, ein unermeßliches Gut, daß wir, unbeschadet unserer Eigenthümlichkeit, einem weiten sprachlichen Gebiete und einer großen nationalen Cultur angehören und uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen particularen Kreise bewegen.

In diesem Sinne hat mich die Verlegung des Festes auf Schweizerboden von Anfang an gefreut und ich wünsche demselben von Herzen das beste Gelingen!

Entschuldigen Sie, verehrter Herr, diesen kurzen Erguß, und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren

Conrad Ferdinand Meyer.

Kilchberg 26 Sept 1887.

---

es ist sehr schön von Ihnen, mein lieber und verehrter Herr Professor, daß Sie diesen Stoff[1]) gewählt haben. Kein Liebhaber des Deutschen, der nicht mitunter von der Originalität und selbst Schönheit der Bism. Gleichnisse betroffen

[1]) H. Blümner, „Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck". Leipzig 1891.

worden wäre und sich dann wohl eine ähnliche Schrift, wie die jetzt aus so guter Hand kommende gewünscht hätte.

Nur — im Vorwort — durften Sie nicht gegen Kritiker kämpfen, die ja erst kommen sollen — und kommen dieselben, würde ich ihnen erst recht nicht antworten!

Herzlich, wie immer

Ihr C. F Meyer.

Kilchberg-Zürich 27 Oct 1891.

An

Auguste Bender.



An

Auguste Bender.

Kilchberg bei Zürich 7 Febr. 1883.

Verehrtes Fräulein,

nach Ihrem Wunsche sende ich Ihnen heute Ihre Msc. zurück, mit welchen ich mich übrigens vertraut gemacht habe, so weit es meine sehr beschränkte Zeit erlaubte.

Meine Meinung ist, daß dieselben Verstand, feste Zeichnung u. Leidenschaft, doch eben so sehr eine höchst mangelhafte aesthetische Bildung u. im Grunde wenig Phantasie bezeugen, welche letztere am Ende in jeder Art von Poesie doch das Beste tut. Immerhin mit einem langen künstlerischen Bildungsgang ließe sich etwas zu Stande bringen — aber in Ihrer Lage, wie Sie mir dieselbe nahe legen, scheint mir jeder andere Erwerbszweig lohnender und rettender. Ich rate Ihnen, wie ich mir selbst in ähnlicher Lage unbarmherzig raten würde u. vielleicht in jüngeren Tagen selbst in Tat u. Wahrheit geraten habe, sich Ihres kräftigen Verstandes u. Ihrer Kenntnisse zu bedienen, um irgendwie (selbst mit der bescheidensten Arbeit, das hat gar nichts Demütigendes) — Zeit gewonnen, alles gewonnen — über die Gegenwart hinweg zu kommen. Für einen klugen Kopf, ein festes Herz u. ein ge-

schmeidiges Betragen — selbst bei mangelnder Gesundheit, gibt es unendliche Resourcen.

Ich hatte den Gedanken, die Reiterkäthe[1]) meinem Verleger zu senden, der ein durchaus selbständiges Urteil hat. Doch ist es wohl besser, dieses zu unterlassen, da ein ablehnender Bescheid $^{9}/_{10}$ Wahrscheinlichkeit hat u. Sie nur mehr verbittern würde.

In aufrichtiger Sympathie

Ihr

CF. Meyer

---

[1]) Roman von A. Bender.

An

Emil Milan.

An

Emil Milan.

Verehrter Herr,

Ihren Art. in 131 Allgem. Zeitg habe ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen u. habe meine Freude gehabt an seinem Wohlwollen u. seiner Gründlichkeit. Es ist eine heikle Sache, schon Veröffentlichtes umzubilden u. wenn die Mehrzahl dieser Neugüsse sich gegen das Ursprüngliche hält, darf man schon zufrieden sein. Eine neue Auflage, die im Begriff ist zu erscheinen, enthält etwa 20 neue Gedichte u. dieser Flug ist wiederum weit sanfter, als die schroffen Sachen der 2. Manier. Das hängt wohl mit den Altersstufen des Dichters zusammen.

Wenn Sie im Spätsommer einen Ausflug in die Schweiz unternehmen bitte ich, mich ja rechtzeitig hierher nach Kilchberg zu berichten. ich bringe nämlich dieses Jahr, wenn nichts dazwischen fällt, einige Zeit auf einem Familiengut im Ct. Thurgau (Schloß Steinegg bei Frauenfeld) zu. Sie dürfen mich nicht verfehlen. Meine Empfehlungen Ihrer Frl. Braut.

Sehr herzlich

C. F. Meyer

Kilchberg bei Zürich 21 Juni 1891

---

24 Juli 1891.

Verehrter Herr,

im Augenblick meiner Abreise danke ich Ihnen noch aufs allerfreundlichste für Ihren Brief vom 20, worin Sie mir so viel Gutes melden. Ihr Besuch wird mir allezeit und

überall willkommen sein, am meisten aber in Kilchberg bei Zürich u. zwar Septembermitte, wann ich von dem ziemlich abgelegenen Schloß Steinegg bei Frauenfeld (Ct. Thurgau), das meiner Schwiegermutter gehört u. wohin ich heute verreise, in Kilchberg zurück sein werde.

ich bin mit dem Abschluß meiner Novelle für die D. Rundschau beschäftigt, die mir unglaublich zu thun gibt. In ihrer Mitte steht die berüchtigte Lucrezia Borgia, die ich glaube — wenn ich so reden darf — den Professoren (Gregorovius etc) aus den Händen genommen zu haben.

Freundlichst

C. F. Meyer

Kilchberg 30 Aug. 1891.

Theurer Herr,

empfangen Sie meinen Dank für die Besprechg in der Allg, die mir außerordentlich gefällt. Es mag wohl das Beste sein, was — in dieser Kürze wenigstens — über diese Gedichte geschrieben ist. Denn es gibt nicht nur äußerlich von denselben den besten Begriff, sondern berührt auch — andeutend — das Innerste.

Nun bin ich wieder in meinem l. Kilchberg, nachdem ich auf Steinegg, das meiner Schwiegermutter gehört, in Ruhe meine heurige Novelle für die D. Rundschau vollendet (Oct u. Nov. Buchform Dec.) Ein schwerer Gegenstand: Keine Geringere — noch Bessere — als Lucrezia Borgia mit dem Pendant einer anders gesinnten Verwandten [zu wenig und zu viel Gewissen]

Bitte, geehrtester Herr, sagen Sie sich hier recht genau und rechtzeitig an. Es sind neulich hier ein paar Mißverständnisse u. Verfehlungen begegnet. Zwar habe ich vor, den ganzen Sept — hier der schönste Monat — in Kilchberg zuzubringen, aber es kommt so viel Unvorhergesehenes u. es wäre mir recht unlieb, Ihren Besuch zu verfehlen.

Ihr C. F. Meyer.

Anhang.

Die Rezensionen und vermischten Aufsätze Conrad Ferdinand Meyers.



Rezensionen.

Gedichte von Felix Dahn.[1] (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Sonntag, 13. Juli 1873.)

cfm. Seit Felix Dahn uns eine erste Sammlung seiner Gedichte bot[2], ist eine Reihe von Jahren verflossen. Daß ihm unterdessen der Quell der Poesie nicht versiegte, davon gab manches einzeln Veröffentlichte Zeugniß; wir nennen nur seine patriotischen Lieder aus den Jahren 1870 und 1871, welche in ganz Deutschland ein sympathisches Echo erweckten; daß sich aber in diesem Zeitraum so glänzende Schätze gehäuft wie sie das vorliegende Buch vor uns ausschüttet, das setzt uns in freudiges Erstaunen. Im Angesicht dieser reichen Gabe ist es sicherlich angemessener und dankbarer den Leser zu unbefangenem Genuß einzuladen, als ihn mit ästhetischen oder kritischen Betrachtungen aufzuhalten, und das thun wir am wirksamsten wenn wir ihn mit dem Dichter unmittelbar durch dessen eigene Gebilde bekannt machen.

Der eben erschienene Band ist zur größern Hälfte mit Romanzen, Balladen, historischen Bildern, zur kleinern mit lyrischen Gedichten gefüllt.

Der gedrängte epische Reigen blendet den Blick durch den Wechsel und die Farbenpracht seiner allen Völkern und allen Zeiten angehörenden Gestalten. Um einen Standpunkt zur Ueberschau zu gewinnen, und dem Dichter zuerst da gerecht zu werden wo er sein eigenstes Wesen und seine höchste Kraft entfaltet, treten wir in die Mitte zu den alten deutschen Heldenbildern der Nibelungen. Da fesselt uns vor allem in einer dem verehrten Meister Emanuel Geibel zugeeigneten Ballade die Rächerin Krimhilde — eine imponirende, ergreifende Gestalt. Sie steht auf dem Söller der

[1] Zweite Sammlung. Erste Abteilung. Stuttgart, Cotta 1873.
[2] Berlin, Herbig 1857.

Hunnenburg und sieht die dem Untergang geweihten Burgundengäste einziehen:

> Sieh, es scheuet, König Gunther,
> Hoch dein Hengst vor meiner Brück'!
> Klopfe nur den Hals ihm munter —
> Niemals trägt er dich zurück.

Da kommt Hagen:

> Magst dein Haupt so hoch du tragen
> Wie die höchste Tann' im Hag:
> Diese Hand soll's niederschlagen,
> Die auf Siegfrieds Herzen lag.

Zuletzt Giselher:

> O mein Bruder, mild von Sitten,
> Mit den Wangen weiß und roth,
> O was bist du mitgeritten
> Zu Krimhildens Gastgebot?

Endlich sind sie alle eingeritten:

> Dumpf hat sich das Thor geschlossen,
> Alle, alle sind sie mein!

Die Parallelbewegung des Einzuges und der leidenschaftlichen Regungen Krimhildens ist von eigenthümlicher Schönheit. Das darauf folgende Sterbelied Hagens hat einen ebenso großartigen Gang. Seine harte Hand hat die Fiedel Volkers, des todten Spielmanns, ergriffen:

> Vier Saiten sind zersprungen,
> Drei haften noch daran!
> Ich habe nie gesungen,
> Ich bin kein Fiedelmann.
>
> Doch treibt mich's zu versuchen
> Wie Hagens Weise geht;
> Ich denk', ein gutes Fluchen
> Ist auch kein schlecht Gebet!

Er singt ein Lied von Haß und Mannestrotz:

> Die Reue ist des Narren!
> Nur das ist Athmens werth:

Im Tod noch auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert.

— — — —

Und käm', der Welt Entzücken,
Ein zweiter Siegfried her,
Ich stieß ihm in den Rücken
Zum zweitenmal den Speer! . . .

Wie hier auf Krimhildens verderbenbringendem Antlitz noch ein rührender Zug ursprünglicher Huld unverwischt geblieben ist, der an Siegfrieds liebendes Weib erinnert, wie dieser jahrelang brennende Racheburst aus zerstörtem Liebesglück entsprang, so ist es überhaupt — das mag hier schon gesagt werden — die Leidenschaft der Liebe in allen Formen und Verhältnissen, von ihren zartesten Anfängen bis zur glühenden Hingebung und zur todverachtenden Aufopferung, die Dahns Gestalten aus allen Zonen und Zeiten — den heitern wie den tragischen — Reiz und Wärme gibt.

Da es uns unmöglich ist hier alle schönen Blumen dieses üppigen Kranzes hervorzuheben, so begnügen wir uns mit wenigen, ohne damit die andern zurücksetzen zu wollen.

Aus der deutschen Gruppe erwähnen wir das im höfischen Versmaß wunderlieblich gedichtete „Märchen von Herlindis," deren Vater, ihre Schönheit unvorsichtig mit der einer Fee vergleichend, das Schicksal Dornröschens auf sie herabbeschwört:

Herlindis lag und schlief und schlief
Unendlich süß, unendlich tief.
Nur manchmal flog ein Vögelein
Zu ihr durchs offne Fenster ein
  Und sang ihr leise, leise
  In halb verlorner Weise,
Da spielte wohl um Mund und Kinn
Ein wunderselig Lächeln hin,
Als ob um ihre Träume
Sie gern die Welt versäume.

Unter den zahlreich vertretenen englisch-schottischen Sagen wendet sich unsere Vorliebe dem melancholisch volkthümlichen Liede von „Rosamunde“ und der gespenstischen Ballade „Lady Angus und jung Kenneth“ zu.

Die spanisch-navarresische Gruppe, der ein berauschender Hauch südlicher Leidenschaft entströmt (Doña Cava, La Corona, Jolanthe von Navarra — imagines voragines) wird geadelt durch die in Form und Inhalt krystallreine „Königin von Aragon.“

„Bianca Vendramin“ von Ravenna, das einzige italienische Romanzen-Motiv, hätte, will uns scheinen, um zu voller Wirkung zu gelangen, knapper, kräftiger und voraus in einem andern Metrum behandelt werden müssen. Der lyrische Ton der spanischen Trochäen will zu der rücksichtslosen Kühnheit der Italienerin nicht stimmen.

Aber auch Liebe zum Vaterlande, Sinn für historische Größe sind die schenkenden Musen, die Dahn manches herrliche Gedicht eingaben.

Der Leichenzug Otto's III fordert zur Vergleichung auf mit Platens classischer Ballade. Ist hier das verfehlte Leben des jugendlichen Kaisers zu einem Klagelied von ruhiger Schönheit verklärt, so spiegelt sich in Dahns flammenerleuchtetem Gedichte das historische Moment unruhiger, aber wahrheitsgetreuer.

> Ihr Wälschen, weicht und gebt uns Raum
> Und scheut die grimmen Streiche:
> Wir tragen einen Kaisertraum
> Und eine Kaiserleiche.
>
> — — — —
>
> Er ruhte nicht bis er aufs neu
> Ihr stolzes Reich gestiftet —
> Die Römer schworen ew'ge Treu
> Und haben ihn vergiftet.
>
> Und als sein Herz litt Sterbensqual,
> Begann es, deutsch zu schlagen —
> Das war das erst- und letztemal
> In allen seinen Tagen.

Und als er hob zum letztenmal
Das Haupt in goldnen Locken,
Da heulten dröhnend in den Saal
Zum Sturm die röm'schen Glocken.

Und als sein Blick den Glanz verlor,
Da stand das Haus in Flammen;
Wir aber brachen aus dem Thor
Und hieben sie zusammen.

Einen rührenden Eindruck macht der durch die Alpenthäler nieder seinem Todesloos entgegenziehende „Konradin,“ während das unmittelbar darauf folgende „Lied Walthers von der Vogelweide“ wie ein heller Wächterruf in die Gegenwart hineinklingt:

Wer zagt daß er des Himmels fehle,
Der beuge sich des Bannes Streich: —
Mir ist nicht bang um meine Seele,
Steh' ich zum Kaiser und zum Reich.

Unter den Gedichten von antiker Weltanschauung zeichnet sich der „Gesang der Legionen“ durch sein schreitendes Tempo und das Selbstbewußtsein des culturbringenden Eroberers aus.

„Weltuntergangserwartung“ und die „Kreuzfahrerlieder“ veranschaulichen den Einfluß einer historischen Strömung auf eine Reihe mittelalterlicher Charaktere mit glänzender Lebensfrische. Die Kreuzfahrer sind Victor Scheffel zugeeignet, den sie durch manchen humoristischen Zug verwandtschaftlich anmuthen werden.

Die zwei Dialogen „Lucifer und Atala“ und „Fausts Erlösung“ haben es mit dem Geiste „der stets verneint“ zu thun, der jedoch, im Gegensatze zu der Rolle die er noch heute in der Welt — auch in der literarischen — spielt, im einen Gedicht nach unserm Gefühl zu liebenswürdig erscheint, im andern mit erstaunlich wenig Selbstbewußtsein auftritt. Freilich hat er sich hier in die Werkstätte des Optikers Spinoza verirrt, der ihm das Dasein bestreitet.

Wenn die erzählenden Gedichte von einer Fülle von Phantasie und einer seltenen Gestaltungskraft Zeugniß ablegen, so fesseln uns die lyrischen, die übrigens mit jenen den klaren Umriß und die kunstverständige Entfaltung des Motivs gemein haben, durch das volle Ausklingen warmen Gefühles. Kein verbitterter, kein ironischer Mißklang stört die Harmonie dieses ebenso tapfern als liebenswürdigen Gemüths.

In den „Aus der Jugendzeit" überschriebenen Blättern bezeichnen wir „Das stille Lied," das den verborgenen Pulsschlag der Poesie bedeutet, und die Strophen an eine „sehr Verständige," welche sich des Träumens entwöhnt hat; in „Leben und Streben" die in dem Maß von „Befiehl du deine Wege" gedichteten „Erhebe dich vom Grunde, Erhebe dich, mein Herz!" und „die lieben alten Lieder erwachen wunderbar, —" das erste von fast feierlichem Klang und das zweite von großer Innigkeit.

Aus dem „Beschauliches" benannten Abschnitt heben wir neben dem „ersten Schnee" die Begrüßung der „Arbeit," als einer segnenden Göttin, hervor:

> . . . Du aber wardst uns treue Hausgenossin,
> Hast abgelegt den Schimmer des Olympos,
> Und deine Glieder, die ambrosischen,
> Hast du gehüllt in braune Werktagskleider:
> Du trittst in unsere Thür gleich einer Magd;
> Erst wenn du scheidest, spürt der Mensch, am Segen
> Den sie gebracht, daß eine Göttin nah war. —

Unter den „vermischten Gedichten" ist der formvollendete Hymnus „an unsere Sprache" ein ebenbürtiges Gegenstück zu der berühmten Schlußparabase des romantischen Oedipus, „Meran" ein sonniges Landschaftsbild, und das letzte Gedicht „An *" das schönste von allen.

Nachdem wir so viel schönes hervorgehoben und auf so viel schönes hingewiesen haben, dürfen wir es billig dem Leser überlassen sich über Felix Dahns Werth und Stellung in der deutschen Literatur klar zu werden.

Gedichte von Felix Dahn. Zweite Sammlung. Erste Abteilung. Cotta 1873. (Neue Zürcher Zeitung 15. Juli 1873.)

Die lieben alten Lieder erwachen wunderbar,
Ein Sänger bin ich wieder, der lang ein Fröhner war.
Manchorts mag sich gewöhnen mein Herz als Wandergast,
Doch nur im Reich des Schönen genießt es Heimatrast.

Nach langem Unterbruch tritt Felix Dahn mit einer Sammlung seiner neuern Gedichte hervor. Ob er uns auch längst durch einzeln Erschienenes bekannt und lieb geworden ist, stehen wir doch erstaunt wie vor etwas Neuem, wenn er hier seinen ganzen Reichthum vor uns ausschüttet.

Der vorliegende die Ernten mancher Jahre aufspeichernde Band, der zu zwei Dritteln mit „Romanzen, Balladen, Dialogen und historischen Bildern" gefüllt ist, hat beim ersten Einblick etwas Blendendes sowohl durch den über Alles ausgegossenen Farbenglanz, als durch die Mannigfaltigkeit der rasch wechselnden Gegenstände. Wir betreten einen Zaubergarten, wo neben Lorbeer und üppigen Granatengebüschen schlanke Palmen aufschießen und den eine hohe kräftige Schaar nordischer Eichen beherrschend überragt.

Dieser gedrängte Wuchs historisch-romantischer Dichtung gruppirt sich nach Zeit und Ländern, eine Ordnung, die durch einen Erdgeist, eine Nixe oder durch fahrende Sänger zuweilen anmuthig unterbrochen wird. Wir bleiben bei den einzelnen Gruppen stehen, um unsere Lieblinge hervorzuheben.

In der griechisch-römischen Reihe gebührt der erste Rang dem „Gesang der Legionen", deren ehernen Tritt man glaubt über der eroberten Erde erklingen zu hören. Formvollendete antikisirende Gedichte werden den Gebildeten immer ansprechen und insbesondere wenn sie wie „Herakles", durch eine Blutwelle modernen Bewußtseins erwärmt sind.

Der orientalisch-spanischen Gruppe mit ihrer glühenden Färbung und schwülen Liebesatmosphäre versprechen wir die ungetheilte Bewunderung des jugendlichen Lesers. Auf diesem heißsonnigen Grunde hebt sich die mit fast Uhland'scher Schlichtheit erzählte herzinnige „Königin von Arragon" in reinen einfachen Umrissen ab.

Die einzige italienische Ballade „Bianca Vendramin," ein schönes Motiv, würde durch kühnere Behandlung vielleicht noch gewinnen.

„Das Lied vom Sturm" verweht den Orangenduft und wir athmen freier auf in kühlern Lüften. Wunderlieblich ist die den Frühling symbolisirende Ballade „Der Fremdling" und in dem „Königsbronn in Dunsadal" tritt uns das nordische Kraftgefühl erquicklich entgegen.

In der schottischen Gruppe freuen wir uns in „List und Liebe" einer glücklichen Julia zu begegnen, die, den Tod heuchelnd, heroisch nicht mit der Wimper zuckt, da ihr von der bösen Stiefmutter heißes Wachs auf die Brust geträufelt wird. „Lady Angus und Jung Kenneth" ist eine vortrefflich erzählte Geistergeschichte von ergreifender Wirkung.

Auf germanischem Boden werden wir mit einem jubelnden Ostergesang empfangen. Wir stehen bei den im Mittelpunkt der Sammlung wurzelnden Eichen. „Krimhilde" und „Hagens Sterbelied" sind Meisterstücke von gewiß unvergänglichem Werth, Balladen mit lyrischem Ton, aber von rascher kräftiger Bewegung; und Bewegung, sei es der unaufhaltsame lyrische Herzensdrang, sei es der epische Wanderschritt, sei es das sturmbewegte Segel dramatischer Leidenschaft — ist und bleibt die wesentliche Schönheit aller Dichtung. In der „Weltuntergangserwartung" reiht sich, nach Vorzeichnung des Todtentanzes, ein Kreis von nach Alter, Stand und Geschlecht verschiedenen Personen um ein großes historisches Motiv, neben der rührenden steht die humoristische Figur und auch der Skeptiker ist drastisch vertreten durch den Kellermeister Supfo. In den „Kreuzfahrerliedern" spricht eine Reihe von Kreuzrittern ihre Stimmung im Abendland vor dem Aufbruch und dann in scharfem Kontrast, ihre Stimmung nach der Ankunft im Morgenland aus. Ergötzlich ist der Gesinnungswechsel des Herebrandt von Meißen, der im Occident die Weiber nach gemachten Erfahrungen gründlich verschwört und dessen orientalische Bekenntnisse mit dem entzückten Ausruf: „Du schönste Tochter Ismael" beginnen. Ein merkwürdiges Gegenstück zu Platen's wehmütigem Marmor=

bild ist Dahn's unruhig wilder Leichenzug Otto III. Die Schlacht von Sempach, wohl eine Jugendarbeit, hat einen schönen Glockenton.

Da war's Herr Arnold Winkelried — Gott lohnt ihm jetzt im Himmel —
Der sterbend auseinander schied der Speere dicht Gewimmel,
Und in die Lücke, wo er fiel, sprang kühn vorauf uns Allen
Herr Ammann Sigetrost von Biel, — den preist das Land mit Schallen.

Gar löblich ist das Lied Herrn Walther's von der Vogelweide. Welcher gute Deutsche sänge heute nicht von Herzen mit:

„Wer zagt, daß er des Himmels fehle,
Der beuge sich des Bannes Streich; —
Mir ist nicht bang um meine Seele,
Steh' ich zum Kaiser und zum Reich.

Hätte uns Dahn doch noch einen Heinrich IV., einen Friedrich II. geben wollen, jetzt da diese altergrauen Gestalten sich im Lichte der Gegenwart neu beleben, dazu irgend eine volksthümliche, kernige Ballade aus der Reformationszeit, oder eine düstere aus dem dreißigjährigen Krieg! Wir hätten — wenn auch ungern — eine Orientalin dafür geopfert.

In dieser ganzen epischen Schaar wüßten wir kein Gedicht, das nicht lebensfähige überzeugende Motive und eine gewinnende, ja bestechende Form hätte; kein unbedeutendes, unklares, unfertiges ist darunter. Das will etwas heißen. Dahn's epischer Styl ist ein Gestalten aus dem Vollen, ein klares Entwickeln, ein warmes Erzählen; nirgends stechen die Knochen hervor, Alles ist runde Bewegung, keine Spur von Kälte oder Dürftigkeit. Wir sprechen nicht von der Technik im engern Sinn, die selbstverständlich eine makellose ist.

Das letzte Drittel des Bandes enthält Landschaftliches und lyrische Präludien. Das ganze volltönige Orgelspiel der Dahn'schen Lyrik soll uns erst die zweite Abtheilung bringen, wo wir auch die schönen patriotischen Lieder, voraus den herr-

lichen Barbablanca und nach dem Schilfgeflüster des Chiemsees, die lang sich ausrollende Meereswoge erwarten.

Die epischen Gedichte zeigen uns Dahns Gestaltungsgabe, die lyrischen enthüllen uns reichlich seine liebenswürdig und glücklich angelegte Natur. Wir sehen ihn die Konflikte des Lebens tapfer überwinden durch befreiende Thätigkeit:

„Dich preis ich hoch vor allen Göttinnen
Dich heil'ge Arbeit, Spenderin des Friedens!"

und durch den Glauben an seinen guten Stern:

„Erhebe dich vom Grunde, erhebe dich mein Herz!
Dir heilet jede Wunde, und dich erdrückt kein Schmerz.
Nie konntest du erdulden was du erduldet hast,
Trug nicht in großen Hulden ein Gott mit dir die Last."

Von der Biegsamkeit und dem Goldklang der Dahn'schen Rede gibt der Hymnus „An unsere Sprache" ein glänzendes Zeugniß; aber wir verzichten auf weitere Citate, da das Buch bald in allen Händen sein wird. C. Ferd. Meyer.

Histoire des Beaux-Arts en Suisse,[1] par M. Rodolphe Rahn, Professeur à l'Université de Zurich. (Journal de Genève août 1873.)

En 1853, un architecte genevois, M. Blavignac, publia un ouvrage intitulé: Histoire de l'architecture sacrée du quatrième au dixième siècle dans les anciens évêchés de Lausanne, Genève et Sion. Cette étude fit connaître, pour la première fois, tout un groupe de monuments suisses et révéla des richesses jusqu'alors à peine soupçonnées. Une telle initiative paraissait devoir déterminer sur ce terrain un développement énergique et provoquer rapidement la publication d'études analogues sur les monuments du reste de la Suisse. Cependant cette prévision ne s'est point justifiée. Vingt ans s'étaient écoulés sans que l'impulsion

[1]) Premier volume, première partie, avec gravures sur bois insérées dans le texte. Zurich, chez Hans Staub, 1873; Genève, librairie Georg.

donnée par M. Blavignac eût été suivie d'importants résultats, quand l'ouvrage que nous annonçons est venu enfin élargir le cadre où s'était renfermé l'écrivain genevois. Tous les monuments artistiques des régions comprises dans la Suisse actuelle y sont soumis à une étude approfondie, tous ils sont décrits avec un soin jaloux, en même temps que s'y trouve marquée la place à laquelle ils ont droit dans l'histoire générale de l'art.

C'est avec un sérieux enthousiasme que M. Rahn a conçu le plan de son travail et en a commencé l'exécution. Déjà plusieurs publications avaient fait connaître le sens critique, la délicatesse de goût artistique, la persévérance dans le travail qui le rendaient particulièrement propre à la tâche qu'il a entrepris. Rappelons deux monographies remarquables sur les constructions des ordres de Cluny et de Citeaux dans la Suisse romande et une étude sur la cathédrale de Genève, qui, rectifiant d'anciennes erreurs, a permis d'établir la vraie date de l'origine de cette cathédrale.

L'infatigable travailleur n'a épargné ni son temps ni sa peine; le mètre et le crayon à la main, il a, de Bâle à Côme et des rives du lac de Genève au Munsterthal, dans les Grisons, parcouru la Suisse dans tous les sens, rencontrant, comme c'est le sort des explorateurs ici un succès, là une déception. Plus d'une fois des découvertes inattendues sont venues le réjouir. Rarement les renseignements fournis par les écrivains locaux se sont trouvés confirmés par les faits. Des promesses pompeuses aboutissaient à des trouvailles sans valeur, tandis que des monuments importants avaient à peine été signalés. Tel jour, une clef, arrachée à grand renfort d'éloquence aux mains d'un sacristain défiant ne servit qu'à ouvrir une chapelle de montagne qui ne contenait absolument rien; tel autre jour une excursion que les connaisseurs des lieux déconseillaient comme inutile, eut pour notre investigateur les plus féconds résultats.

Ces matériaux réunis, M. Rahn nous donne aujourd'hui

deux cents pages, la première partie d'un premier volume. Ce tome premier qui doit nous conduire des temps préhistoriques à la fin du moyen âge, paraîtra tout entier dans le cours de cette année; la partie que nous avons sous les yeux nous amène au treizième siècle.

Point encore d'art suisse dans le sens que nous donnons à ce mot. Ce sont les origines que nous racontent les premiers chapitres. M. Rahn traite sommairement des âges celtique et romain. Il lui suffit d'avoir nettement caractérisé les constructions lacustres et d'avoir, de main de maître, signalé la grandeur et la puissance de la culture artistique des Romains; il sait ne s'arrêter sur ces âges qu'autant que cela est nécessaire pour faire comprendre quelle a été leur influence sur ceux qui les ont suivis.

Quatre chapitres sont consacrés à l'étude de l'art dans les premiers siècles du christianisme.

Le premier explique la symbolique de l'art chrétien primitif.

Le second nous apprend à connaître les débuts des Alemans et des Burgondes. M. Rahn utilise, pour ce but, les sources historiques, les rares débris de murailles trouvés à Genève et à St-Maurice, et les richesses des musées de Lausanne, de Berne et de Zurich, en agrafes, baudriers et boucles de ceinturons.

Un troisième chapitre expose, avec une précision scientifique et une parfaite clarté, les origines et le développement de l'architecture chrétienne dans notre pays.

Dans le quatrième, notre auteur suit ce développement à travers la période carlovingienne. Il dit les agrandissements rendus indispensables par les nécessités du culte; la crypte s'étend, le transsept se dessine; le clocher apparaît, contenant souvent à ses étages supérieurs des chapelles dédiées aux archanges.

Un document capital de cette période est le plan du cloître de St-Gall, conservé dans la bibliothèque du chapitre, et dont les travaux les plus récents fixent la date

à l'an 830. Ce plan nous est représenté en détail dans une reconstruction qui nous en donne la vue à vol d'oiseau.

Enfin, la sculpture et la peinture de ce temps sont mises sous nos yeux grâce aux travaux en ivoire et aux miniatures provenants de l'industrie des cloîtres. M. Rahn nous initie à ces travaux dans des pages charmantes et pleines de vie. Il nous montre les moines de St-Gall et d'Einsiedeln, occupés à tracer le labyrinthe de leurs initiales; il les fait revivre à nos yeux; soit, lorsque, dans leurs moments de zèle, ils s'appliquaient à exprimer leurs pieuses fantaisies au moyen de couleurs harmonieuses et de figures quelquefois étranges, soit que, dans leurs heures de lassitude, ils témoignaient, par une note marginale, de leur secret désir de voir arriver, avec la nuit, la fin du travail et le verre de vin accoutumé. Nous suivons ainsi toutes les phases de cet art fin et délicat, depuis les premières productions, l'œuvre des immigrés irlandais, jusqu'à un point culminant et jusqu'à sa décadence marquée par l'invasion de l'influence byzantine.

La livraison que nous avons sous les yeux se termine par deux premiers chapitres traitant de l'architecture romane. L'un d'entre eux expose les principes de ce style et l'autre commence à retracer les basiliques romanes de la Suisse allemande. C'est l'art antique qui renaît, mais sous une inspiration nouvelle et sous le souffle de la liberté moderne. La seconde partie du premier volume retracera les grandes constructions à voûte de Zurich et de Bâle, ainsi que des monuments romans soit de la Suisse Occidentale, soit de la Suisse Méridionale; il se termine par la description des monuments gothiques.

Le style de M. Rahn est individuel, sincère et dégagé de tout élément conventionnel ou doctrinaire. Il s'adapte admirablement à la franche et vivante expression d'une œuvre qui est bien vraiment à la fois le fruit d'un travail rigoureusement scientifique et un livre populaire, consacré à la patrie.

La Suisse est jalouse de la place qu'elle occupe comme nation, mais cette place, ce n'est pas au seul développement de ses forces matérielles qu'elle la doit, c'est, à un point de vue plus élevé, à l'indépendance déployée dans le monde des esprits.

Comment n'accueillerait-elle pas avec joie une entreprise commencée dans une pensée de sacrifice et poursuivie avec un généreux dévouement?

König Roderich, Trauerspiel von Felix Dahn.[1]) (Allgemeine Zeitung 11. Januar 1875.)

cfm. Dieses jüngste Werk des reichbegabten und mit vollen Händen spendenden Dichters ist ein für die Bühne geschaffenes Drama, und besitzt unzweifelhaft Eigenschaften die ihm dort eine sympathische Aufnahme und einen bedeutenden Erfolg versprechen. Indeß machen sich auf jenem heißen Boden Einflüsse geltend die schwer vorauszusehen und zu berechnen sind. Es sei uns darum vergönnt „König Roderich," nachdem wir ihn mit feinstem Verständniß vortragen gehört, unter diesem ersten Eindruck zu besprechen, bevor er über die schicksalsvollen Bretter geht.

Von Dahns Gedichten ist wohl eines der schönsten die Romanze von König Roderich und Doña Cava. Sie erzählt wie das spanische Gothenreich durch eine verhängnißvolle Liebe seines letzten Königs zerstört wurde. Einen wie dankbaren Balladenstoff die Romantik dieser Sage biete, sie genügt nicht um den Untergang eines mächtigen Reiches zu erklären, selbst für jene Zeit nicht wo die Leidenschaften des Einzelnen mächtiger in die Geschichte eines Volkes eingreifen mochten als in der unsrigen. Dießmal hat uns Dahn mit einem größeren Motiv, wie es die unter ein schärferes Urtheil fallenden Verhältnisse des Drama's erfordern, von der Nothwendigkeit jener Katastrophe überzeugt. Er läßt sie hervorgehen aus einem den Widerstand gegen die maurische In-

[1]) Leipzig, 1875. J. F. Hartknoch.

vasion im voraus vereitelnden Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Königthum und dem Klerus des Westgothenreichs, und diese historisch kaum zu begründende Deutung stellt sich uns sofort als plausibel dar, weil sie aus einer allgemein bekannten geschichtlichen Thatsache herausgebildet ist. Ein unverhältnißmäßiges Vorwiegen der klerikalen über die weltlichen Elemente war ja die verhängnißvolle Eigenthümlichkeit, der unterscheidende historische Charakterzug des spanischen Gothenreiches. Warum sollte da nicht der Dichter einen weltlichen Gothen am Vorabend der maurischen Ueberfluthung den patriotischen Versuch machen lassen eine die Wehrkraft des Landes schwächende Priesterherrschaft zu brechen und allen Widerstand desselben in starker Königshand zu sammeln? Warum sollte er den Kühnen nicht seinen gefährlichen geistlichen Gegnern mehr noch als den Mauren unterliegen lassen?

Also Kampf zwischen Kirche und Staat. Diese beiden streitbaren, sich von altersher oft befehdenden und immer mißtrauisch messenden Mächte sind in zwei groß angelegten Gestalten personificirt, in König Roderich und dem Erzbischof Sindred. Jenem ist der Haß gegen den geistlichen Druck zum Lebensathem geworden. Auch nach Jahren des Ruhms, und jetzt die tapfere Hand nach der Krone ausstreckend, kann er es den Priestern nicht vergessen was sie seiner Jugend angethan haben.

„Sie haben unsres Hauses Grund zerstört,
Sie haben schwarz der Mutter Geist umfinstert,
Sie haben auf der Schuld des Vaters Blut,
Sie haben einer süßen Schwester Herz,
Die ich, ach! zärtlich liebte, mir entfremdet,
Sie haben meine Kindheit mir gestohlen,
Sie wollten brechen Willen mir und Geist:
Nicht ihr Verdienst ist daß ich Mann geworden.
Und, da ich ihre Ketten mit Gewalt
Zerriß aus dumpfen Klostermauern flüchtend,
Da haben sie so lange mich gehetzt,

Bis ich, verkauft als Sklav' auf fremder Küste,
Aufschreiend warf mein Haupt, verzweiflungsvoll,
Den Tod erflehend, in den Sand der Wüste."

Will aber Roderich König werden, so muß er die Krone aus der Hand des Erzbischofs empfangen, muß er vorher die Privilegien der die Mehrheit der Königswähler bildenden Geistlichkeit beschwören. Er hilft sich und dem Lande mit einer mittelalterlichen Zweideutigkeit, feierlich gelobend:

„Nicht eher nehm' ich
Aus Sindreds Hand die Gothenkrone
Bis ich den Eid, den er verlangt, geschworen."

Doch, einmal gewählt, läßt er die Pforten der Basilica weit öffnen, und ergreift, von dem hereinströmenden Volke nach altem Gothenrecht auf den Schild gehoben, die auf einem hohen, pfeilerartigen Altar ruhende Krone mit eigener Hand — eine hinreißende gewaltige Scene.

Doch Sindred gibt den Eigenmächtigen nicht auf. Noch verfügt er über ein Band der Liebe, um ihn zu fesseln. Doña Cava, die schöne Befreierin Roderichs, deren Vater, Graf Julian, die afrikanische Gothenfestung Ceuta beherrscht, hat ihrem Beichtiger, dem mächtigen Erzbischof, ihre Liebe zu dem geretteten Sklaven nicht verhehlt, und verlangt jetzt, mit einem verhaßten Ehebunde bedroht, von Sindred eine Freistätte. Er öffnet ihr die Pforte eines Frauenklosters in Toledo. Entweder wird dem König, so rechnet der Priester, das geliebte Weib von mir gewährt, und er fällt dadurch in meine Gewalt, oder er entweiht den heiligen Raum durch einen Nonnenraub und erliegt dem Bannfluch und dem Volkshaß. Roderich indeß, der Namen und Herkunft seiner Retterin nicht kennt und bei welchem Graf Julian sein väterliches Recht auf Doña Cava gegen den Erzbischof geltend macht, läßt durch seine Königsknappen die Klosterpforten sprengen, nimmt der heraustretenden Nonne, um sie der Welt und ihrem Vater zurückzugeben, den Schleier vom Haupt, erkennt seine unvergessene Befreierin und bietet ihr Hand und Krone an. Der Vater erhebt Einspruch, aber die Nachricht von der Ueber-

gabe der Festung Ceuta ist angelangt, und Graf Julian wird als Verräther verhaftet. Die Erkennungsscene zwischen den Liebenden ist knapp und vielleicht um so wirkungsreicher behandelt — eine Selbstbeschränkung, die dem schwungvollen Lyriker hoch anzurechnen ist.

Jetzt auf der Höhe der Handlung treten sich Sindred und Roderich noch einmal anscheinend versöhnlich entgegen. Der König weiß es durch eine geschmeidige Haltung so zu wenden, daß der Priester ihm unverhüllt um den Preis der Fügsamkeit die Nonne zur Gemahlin anbietet, und ihm seine gefährlichen geistlichen Waffen und deren Handhabung zeigt und rühmt. Dieses Zwiegespräch ist, was der Bischof nicht ahnt, ein öffentliches. Vermittelst einer vom König getroffenen Anordnung wird es von vielen Zeugen hinter Vorhängen, die plötzlich sinken, belauscht, und vor dem versammelten Hofe beschwört der von einem Schlauern entlarvte Priester die Rache des Himmels auf Roderich herab.

Nachdem in dieser Weise der Zwiespalt zwischen König und Kirche unheilbar geworden ist, geht ein Riß durch das Gothenvolk. Roderich und Sindred eilen beide dem Untergang entgegen. Der Priester schließt ein ruchloses, ihn selbst verderbendes, Bündniß mit den Ungläubigen; der König aber, durch feigen Verrath und versuchten Meuchelmord gereizt, läßt sich zu einer Reihe von Rechtsverletzungen hinreißen, und zerhaut endlich mit einem Schwerthieb das die kirchlichen Privilegien bekräftigende Pergament. Eine dritte Macht tritt auf: das Todesschicksal des Gothenreiches, verkörpert in der stolz gemessenen Erscheinung des Maurenfeldherrn Tarek.

Die mit ein paar kühnen Strichen entworfene Schlacht von Xeres de la Frontera schließt das Stück. Roderich, von den unter die Waffen gerufenen Hörigen der Kirche im Stiche gelassen, fällt im entscheidenden Moment des Kampfes durch Meuchelmord. Doña Cava folgt dem Geliebten in den Tod.

Dieß sind die Hauptmomente der rasch und ebenmäßig fortschreitenden Handlung. Manche feinere Schönheit der Wechselbeziehung und des Contrastes kann hier kaum flüchtig angedeutet werden. Wir begnügen uns auf den milden Freund

des Helden und dessen Verhältniß zu Roderichs frommer Schwester, sowie auf die erquickliche Gestalt des patriotischen Bischofs Gundemar hinzuweisen.

Der Repräsentant des kirchlichen Ehrgeizes, Erzbischof Sindred, ist mit derben Meisterstrichen hingestellt. Neben diesem kräftigen Charakterkopf scheint der trotz seiner schlauen Wildheit im ganzen ideal und etwas typisch gehaltene Held bisweilen zu erblassen. Warum begeht er nicht im geeigneten Augenblick eine kecke Frevelthat! Seine tragische Schuld vertheilt sich auf eine Reihe gewaltthätiger Handlungen, von welchen sich jede, leichter als dramatisch wünschbar ist, rechtfertigen läßt. Auch der Bau des Stückes hätte vielleicht durch ein schärferes Hervortreten der tragischen Wendung nur gewonnen.

Daß sich in diesen mittelalterlichen Kämpfen gewisse Züge der Gegenwart oft bis ins Detail spiegeln — wer könnte das dem lebenswarmen Dichter zum Vorwurf machen! Er hat ein Tendenzstück geschrieben; aber wenn er in „König Roderich" ein Schwert geschliffen, so trägt er es, wie Harmodios und Aristogeiton, in Myrten.

Ein neues Trauerspiel von Felix Dahn[1] (Allg. Augsb. Zeitung, Beilage 21. August 1875).

cfm. Die Besprechung des „Roderich", welche vor geraumer Zeit in diesen Blättern erschienen ist, enthielt zwischen den Zeilen den verborgenen Wunsch: Felix Dahn möchte auf jenes wirkungsreiche, aber das unverkennbare Gepräge der Tagestendenzen tragende Drama, ein zweites folgen lassen, das in keinem andern Dienst stehe als in dem edlen der Schönheit. Nun, diesen Wunsch erfüllt uns „Rüdeger von Bechelaren".

Man kann eine von den Kämpfen und Parteiungen der Gegenwart bewegte Dichtung für ästhetisch zulässig und berechtigt halten, man kann in diesen Tagesfragen den Standpunkt des Verfassers vollständig, ja mit Begeisterung teilen,

[1] Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Trauerspiel von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1875.

und sich dennoch erquickt und erleichtert fühlen, wenn der Dichter aus dem Staube des Ringplatzes wieder in die Höhenluft der uneigennützigen großen Kunst zurückkehrt.

Einen reinen Genuß verbürgt uns schon der Name des Helden, der, wenn er die Handlung nicht führt, doch in die Mitte derselben gestellt ist, der Name des Markgrafen Rüdeger, welcher Lehenstreue und Herzensmilde bedeutet. Wir haben es mit den festumschriebenen Gestalten unsrer Heldensage zu thun, wir sind jedes Zweifels an der innern Wahrheit der Charaktere enthoben und können unsere volle frische Theilnahme dem tragischen Conflict zuwenden.

Dieser Conflict ist ein rührender, ein menschlich einfacher. Das ist nicht genug zu rühmen. In Markgraf Rüdeger kämpft die Vaterliebe gegen die unverbrüchliche Lehenstreue. Die schnellentstandene junge Neigung zwischen seinem Kinde Gotlind und dem Nibelung Giselher wird schuldlos hineingerissen in ein unabwendbares, seinem Ziel unaufhaltsam zuschreitendes Familien- und Völkerverhängniß. Die Tragik dieses unverschuldeten Unterganges ergreift uns ohne unser Gefühl zu beleidigen, denn wir wissen — und wenn wir es nicht wüßten, belehrte uns die Geschichte auf jedem ihrer Blätter — daß Völker- und Familienschicksal über dem Schicksal des Einzelnen steht und dessen blühendstes Glück zertreten darf.

Freilich sehen wir hier nicht in Shakespearischer Weise die Gestalten wachsen, sich enträthseln und zerstören, sondern wir stehen festen, schönen, beredten Typen gegenüber, die uns eher, wenn die Zusammenstellung gestattet ist, an die consequente Haltung und den sichern Gestus der classischen französischen Bühne, der Helden Corneille's und Racine's, erinnern. Die Charaktere sind sich kräftig entgegengesetzt, und innerhalb dieser Gegensätze frappiren sie uns durch seltsame Ähnlichkeiten: Etzel und König Gunter, sonst sich so ungleich, sind beide müde Zauderer. Der dämonische Hagen und der treuherzige Rüdeger fallen beide als Opfer bedingungsloser Lehenstreue. Nur der das leidenschaftliche Thun der andern überragende und die Handlung zum Schlusse führende Dietrich von Bern steht als symbolische Figur in einsamer Höhe.

Auch die Sprache hat ein classisches Gepräge, jenen Dahn'schen Goldton, den wir in den Balladen des Dichters bewundern. Möglich daß sie, etwas ungestümer und zerrissener, an dramatischer Wirkung gewinnen würde.

Der Aufbau des Stückes ist einfach, schlank, sehr theatralisch. In wenigen Zeilen lassen sich seine Grundzüge wiedergeben. Auf die Burg Bechelaren zu Markgraf Rüdeger und seinem lieblichen Kinde Gotlind kommt mit den an Etzels Hoflager ziehenden Burgunden der junge Giselher und gewinnt die Liebe des Mädchens. Gleichzeitig aber erscheint nächtlicher Weile, um ihre Opfer zu zählen, die Herrin der Gränzveste, die rachedurstige Krimhilde. Hier hat Dahn eines seiner schönsten Balladenmotive zu einem Actschlusse verarbeitet, welcher der effectvollen Schlußscene des ersten Actes im „Roderich" an großartiger Wirkung nicht nachsteht. Rüdeger, von Dietrich gewarnt, treibt das Liebespaar zur Flucht. Mit ihnen entrinnt Hagen, aber er und Giselher kehren in Ahnung der Katastrophe treuen Herzens zu den inzwischen auf der Etzelburg angelangten Nibelungen zurück, Hagen nachdem er einen gefeiten Schild erbeutet. Das Morden beginnt, und Rüdeger wird von seiner Lehensherrin gezwungen mit seinem Eidam Giselher zu fechten, worüber der zu Vater und Bräutigam herbeigeeilten Gotlind das Herz bricht. Die Todten liegen wie Garben auf dem Felde, nur Gunter und Hagen bleiben übrig, die Dietrich von Bern überwindet und gefesselt der Rache Krimhildens anheimgibt unter der Bedingung, daß Etzel hinfort den germanischen Boden meide.

So schreitet neben der zartesten Idylle die grausamste Rache, sie nähern, berühren und durchkreuzen sich. Wahrlich, Furcht und Mitleid erregt diese Tragödie, und das ist die Hauptsache.

Der „**Schweizerische Miniatur-Almanach**" auf das Jahr 1877.
(Neue Zürcher Zeitung 27. Januar 1877.)

— Der „Schweizerische Miniatur-Almanach" auf das Jahr 1877, von Rud. Buri, dessen bisher in keinem zürcherischen Blatte Erwähnung geschah, verdient eine nach-

trägliche Zeile der Anerkennung. Neben einer Novelle und einer Biographie bringt das Büchlein, in welchem uns — ein seltener Kasus — die Poesie besser vertreten scheint als die Prosa, einige ganz vorzügliche Gedichte. Das Kalendarium begleiten zwölf Lieder von G. Keller, alte, liebe Lieder, vom Dichter wieder durchgesehen. Da ist „Winternacht" und „Am Wasser", so verschieden als möglich gestimmt und jedes in seiner Art vollkommen. In: „Erster Schnee" ändert der Meister — es kostet ihm ein paar Federzüge — vielleicht noch die zwei Schlußzeilen für seine endgültige Sammlung. Eine entschiedene Begabung beweist Adolf Frey. Die „Lieder eines Freiharstbuben aus den Burgunderkriegen" treten brav und frisch und doch in keiner Weise renommistisch auf; auch unter seinen übrigen Gedichten finden sich glückliche Motive, z. B. das: „Oh, wir wissen, was du denkest." Ein junges Talent reizt die Neugierde. Wird es gegen sich selbst strenge sein? Wird es zu seinem Kerne durchdringen? — Viktor Widmann giebt diesesmal nur ein paar gefühlte Strophen: „Am Grabe J. Frey's." Was ist aus der schönen epischen Dichtung in Oktaven geworden, deren ersten Gesang uns der Jahrgang 1875 mittheilte? Von den beigegebenen Holzschnitten gefällt uns „der gefährdete Blumenstrauß" am besten, auch die poetische Deutung desselben von R. O. Ziegler ist ganz hübsch. M.

Macalda, Trauerspiel von H. Lingg. 1877. (Neue Zürcher Zeitung 5. Juli 1877.)

Um König Manfred weinen
Sizilien und Tarent,
Es ragt ein Mal von Steinen
An der Brücke von Benevent.

Ein Held, wie größer keinen
Der Ruhm Italiens kennt,
Ruht unter dem Mal von Steinen
An der Brücke von Benevent.

So lang die Sterne scheinen
Und die Sonne am Firmament,
Schreit Rache das Mal von Steinen
An der Brücke von Benevent.

Die vorstehende Ballade wird den Franzosen mit drohendem Hohne vorgesungen wenige Augenblicke vor dem Beginne der sizilianischen Vesper. Ueber ihren Autor können wir nicht im Zweifel sein: mit so tiefem Gefühle, kurz, bis zur Schroffheit, concis wie eine Inschrift, dichtet nur Hermann Lingg und die Ballade ist in sein eben erschienenes Trauerspiel „Macalda" eingefügt, das wir an dieser Stelle in Kürze, mehr andeutend als ausführlich besprechen wollen.

Die Personengruppe der „Macalda", ungefähr wie sie in den letzten, die Lösung bringenden Scenen erscheint, ist folgende: Im Vordergrund links ein gemeuchelter Franzose, rechts ein gefesselter sizilianischer Räuber. In der Mitte zwei große Gestalten, ein Weib, eine Sizilianerin und ein deutscher Ritter, beide den Tod im Antlitz. Zwischen ihnen an der Erde ein geleerter Giftbecher. Im Hintergrunde ein König mit schönen, kalten, etwas falschen Zügen, der einem jungen Mädchen zögernd die Krone aufs Haupt setzt.

Versuchen wir es, die Fundamente der Dichtung mit vorsichtiger Hand bloßzulegen. Ein Volk, das sizilianische, wirft das Joch einer fremden, der französischen Herrschaft ab. Es befreit sich aber durch eine unerhörte grausame Bluttat. Diese Blutthat ist die eigentliche tragische Schuld des Dramas. Wer wird der Erbe der Revolution sein? Zwei Elemente haben dabei gehandelt: der großartige, aber unstäte, reizbare, rachsüchtige sizilianische Volksgeist und der ungesühnte Schatten des von Karl Anjou hingerichteten Konradin. Diese zwei aus der Geschichte aufsteigenden Dämonen gewinnen Gestalt, der eine in der Sizilianerin Macalda, der andere in dem deutschen Ritter Fulko, und, um diese Geister gänzlich zu verkörpern, gab ihnen der Dichter, in merkwürdigem Parallelismus, ein dem Hasse, von welchem sie besessen sind, geradezu widersprechendes menschliches Gefühl. Fulko nämlich, der den

letzten Athemzug Konradins belauscht und eingesogen hat, wird von Liebe berührt zu der Tochter des mörderischen Anjou, die er zuerst, durch eine seltsame aber nicht unmotivirte Verwechselung für seine Lehnsherrin, die letzte Staufin hält und von welcher er auch nach erkanntem Irrthum nicht lassen kann. Macalda hinwieder, die glühende Patriotin, wird unselig verzaubert und geblendet von dem neuen fremden Unterdrücker ihrer Heimatsinsel, dem Könige Aragon. Dieser König ist nicht leicht zu enträthseln. Wenn wir ihn richtig fassen, verbirgt er unter einem gleißenden Aeußern jene Seelenkälte, welche der Scharfblick Macchiavelli's später an den Fürsten der Renaissance beobachtete. Fulko und Macalda zerstören sich durch den Widerspruch von Haß und Liebe. Aber auch der schlaue Aragonier wagt die Herrschaft nicht zu behalten, er gibt sie der letzten Hohenstaufin, deren unschuldiges Haupt die aus dem Blute der sizilianischen Vesper gehobene Krone entsündigt.

So ungefähr laufen die Grundlinien des Spieles. Von diesem selbst mag sich der Leser und, wann das Stück über die Bretter geht, der Schauer fesseln und hinreißen lassen. Die Handlung ist ungemein rasch und kräftig geführt, die Gestalten sind kühn entworfen, mehr als eine derselben aber behält etwas Räthselhaftes, das ist nicht zu leugnen; sei es daß sie tief angelegt, aber nicht völlig herausgearbeitet sind, sei es daß der Dichter den Forderungen und Wirkungen der modernen Bühne zu lieb die jeweilige Situation so rücksichtslos und vehement ausbeutet und erschöpft, daß der Umriß der Charaktere dadurch vorübergehend erschüttert wird und in ein Schwanken geräth. Nun, das gibt der Kritik zu schaffen, das bietet der Deutung und Auslegung Spielraum.

Wir können uns nicht enthalten, noch einen überraschend schönen Detailzug hervorzuheben. Wohl die mächtigste Scene der „Macalda", mit kecker Bravour hingeworfen, ist die der sizilianischen Vesper selbst. Die freche Geberde, welche sie zum Ausbruch brachte, ist geschichtlich. Der Dichter mußte sich fragen: darf ich das auf die Bühne bringen? Er hat es gewagt. Aber durch wen läßt er den Franzosen niederstechen

neben der beschimpften Sizilianerin? Durch einen von ihr zurückgewiesenen Liebhaber, dem sie, als letzte und einzige Gunst, gerade an diesem verhängnißvollen Abend einen keuschen Kuß auf ihre Stirn gewähren will. Ist das nicht ein genialer Zug? und es ist nicht der einzige. An Detailschönheiten, schlagenden Worten, schönen schroffen Wendungen, gewaltigen und auch lieblichen Bildern ist die Macalda reich bis zum Ueberfluß.

Ferdinand Meyer.

Hermann Lingg. Schlußsteine, Berlin 1878. (Neue Zürcher Zeitung 23. Dezember 1878.)

Die Lyrik Hermann Lingg's, der bald feierliche, bald wilde, zuweilen fast michelangeleske Schwung, mit welchem sie die schaffenden und zerstörenden Kräfte, den „Kampf" in dem kosmischen und in dem geschichtlichen Leben verherrlicht, finden sich in jeder Literaturgeschichte charakterisirt, und da die rühmenden und die tadelnden Voten für den Einsichtigen im Grunde dasselbe Bild eines sehr mächtigen und eigenthümlichen Dichters ergeben, kann es hier nicht darum sich handeln, Bekanntes zu wiederholen, sondern nur darum, in Kürze das Verhältniß dieser neuen Sammlung zu den drei vorangegangenen anzudeuten.

Den Hauptwerth der „Schlußsteine" legen wir nicht auf die überwältigende Fülle ihres Inhaltes, sondern auf einen andern Punkt. Sagen wir es mit einem Worte: Hermann Lingg tritt uns hier individueller, vertrauter und darum auch lyrischer als früher entgegen. Er zahlt, ohne zu kargen, mit seiner Persönlichkeit. Er führt uns in dieser männlichen, durch das Leben begleitenden Lyrik im Spiegel seines Vorbildes durch alle Stimmungen eines tüchtigen mit dem Dasein kämpfenden Menschen, die Verwundungen, die Entmuthigungen, die Ermannungen, kurz durch alle Ringerstellungen des Geistes und der Seele. Er zeigt sich uns selbst, wie er leidet und kämpft, tapfer, schwer verletzt, zornig aufflammend gegen das Schlechte, Feige, Gemeine, mitleidig mit den Unterliegenden, scheu und ehrfürchtig den waltenden Mächten gegen-

über, durch die Erfahrung furchtlos geworden und sich ausstreckend nach dem Kranze — nicht nach dem papierenen der Journalistik, sondern nach jenem unverwelklichen, von welchem Goethe sagt:

Es rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen! . . .

Wir gestehen, daß wir, in gewissen Stimmungen wenigstens, diese persönliche Lyrik jener kosmischen und symbolischen, die Lingg's Ruf gegründet hat, vorziehen.

Daneben läßt ihn eine wachsende Heiterkeit, die Frucht unverdrossenen Kampfes, mehr Raum und Luft als früher gewinnen für jene harmlosen und anmuthigen Gestaltungen, die wir als „Genre" ansprechen können. Eine unbedeutende Realität beschäftigt Auge oder Ohr des Dichters, was weiß ich, ein murmelnder Brunnen, ein mit den Trauben in die Kufe gestampftes Bienchen, zwei Riesenkamine einer Fabrik im Morgennebel, ein Kindergesicht hinter einer Fensterscheibe, der Pfiff des ersten Bahnzuges als erfreuliches Morgengeräusch für einen Schlummerlosen u. s. w. Aus einem solchen Nichts entsteht im Handumdrehen eine starke Stimmung, ein liebliches Gefühl, ein schwermüthiger oder schwerwiegender Gedanke. Und dieses leichte Spiel bewegt sich mit großem Reiz auf dem Hintergrunde einer ernsten und sorgenden Seele.

Reich vertreten ist die Ballade, welche Lingg bekanntlich mit Meisterschaft behandelt. Neben makellosen Gedichten dieser Gattung (darunter die flott hingeworfenen „Schweizer und Landsknechte") stehen andere, die eingedunkelten Bildern gleichen und vielleicht für den Liebhaber noch mehr Anziehungskraft

besitzen. Beim ersten Anblick erkennt man nur irgend eine energische Geberde, wenn man aber die Linien verfolgt, treten nach und nach großartige Gestalten hervor. Hier nennen wir eine „Beatrice Cenci." Es ist eine originelle Idee, daß in dieser Ballade das gegen die Schuldig-Unschuldige ausgesprochene Todesurtheil des Pabstes die Hölle aufregt und die Rechtsbegriffe der Dämonen und Verdammten über den Haufen wirft. Die Balladen-Abtheilung der „Schlußsteine" noch einmal durchblätternd, bedauern wir, daß Lingg den „Ring der Fastrada", der bei seinem ersten Erscheinen in einer Zeitschrift großes Lob erntete, wahrscheinlich als zu „klassisch" unterdrückt hat, und begegnen dem aus derselben Zeitschrift schon bekannten fragwürdigen „John Hawkwood" — ein echter „Lingg", bei welchem wir, mit der Erlaubniß des Lesers, noch einen Augenblick verweilen.

Eine Soldateska plündert ein in Flammen stehendes Kloster. In der Kapelle desselben machen sich zwei dieser Verthierten eine junge Nonne streitig. Die Verzweifelnde ruft St. Georg an.

> Durch's Fenster flammt ein Feuerschein,
> Ein hoher Ritter tritt herein

und stößt ihr den Dolch durch die Brust. Es ist der durch seine Grausamkeit verrufene Condottiere Hawkwood, welcher auf diese Weise den Zank seiner Leute beendigt. Wo liegt in dieser Schlächterei das poetische Motiv? Darin, daß die Nonne stirbt, bevor sie sich recht bewußt wird, ob der himmlische Retter oder ein Mörder vor ihr steht. Wer weiß, ob Lingg selbst dieses wunderschöne Motiv klar erkannt hat? Wenigstens hat er es nicht herausgearbeitet. Ein Anderer aber, vielleicht einer seiner Leser, hat es klar erkannt und geschmackvoller verwerthet.

In einem namhaften historischen Romane neueren Datums finden wir ungefähr folgende Episode. In einer belagerten Stadt lebt, neben dem Thore, eine Wittwe, die sich halb blind geweint hat über einen im Jünglingsalter verlorenen Sohn, welcher sich vor Jahren in einen am Thore

ausmündenden halbverschütteten Aquädukt hinunterwagte. Dort sitzt sie und erwartet seine Wiederkehr. Durch diesen selben Aquädukt dringt der Belagerer in die Stadt und sie glaubt in dem ersten aus der Tiefe aufsteigenden Feinde, einem jungen Manne, den Sohn zu erkennen. Der Krieger stößt sie nieder, bevor sie ihren Irrthum gewahr wird. Vortrefflich!

Von großer Schönheit sind in den „Schlußsteinen" die Naturlieder. Hier verschmelzen Landschaft und Menschenseele vollständig und diese Landschaft ist die unsrige: der Bodensee und die Hochgebirge. Denn Hermann Lingg zieht sich allmälig von den egyptischen Pyramiden und aus den römischen Ruinen in die Heimat zurück, wo er sich in seiner Vaterstadt Lindau diis volentibus sein Haus bauen wird. Wir begrüßen ihn zum Voraus als einen lieben und geehrten Nachbar.

Ferdinand Meyer.

Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Von Adolf Frey. (Deutsche Rundschau Oktober 1880.)

Eine solide und substantielle Arbeit, welche den Reichthum ihres Inhaltes eher versteckt, als zur Schau legt! Sie erinnert uns an jene bequemen Gebäude, wie sie unsere Voreltern zu errichten pflegten, mit einer langen Flucht von Wohnräumen und Vorrathskammern, doch ohne Prunkzimmer. Viel reifes Wissen und gesundes Urtheil ist in diesem Buche aufgespeichert, aber gänzlich fehlen die flunkernden Theorien und blendenden Aperçüs.

In einer Reihe von durchschnittlich kurzen Capiteln wird uns die Stellung Haller's in der deutschen Literatur gründlich klar gemacht. Zeitatmosphäre, Bildungsgang, Beeinflussung (Stärkung und Beschränkung) eines großen, aber nur in jugendlichen Jahren und in Mußestunden geübten Talentes durch Gelehrsamkeit, republikanischen Patriotismus und eine strenge, ja starre Orthodoxie, Erfolg, Ansehen, Popularität, die zeitgenössische Kritik (Gottsched und die Schweizer), die Nachahmer und schließlich Haller's Verhältniß zu unseren Classikern, das Alles wird uns bequem und schrittweise nahe

gelegt. In der Mitte des Buches steht das reichhaltige, sorgfältig gearbeitete, für den Fachmann ohne Zweifel interessanteste Capitel: Ueber Haller's Sprache.

Das kurzgefaßte Urtheil wird dem berühmten Berner, nach unserem Dafürhalten, völlig und endgültig gerecht. In die zur leeren Reimerei entartete deutsche Poesie, so lautet es ungefähr, brachte Haller wieder einen Gehalt, indem er würdige, seiner Zeit zusagende, obwol an sich unkünstlerische Stoffe behandelte. Mit den Zeitgenossen im Irrthum über das Wesen der Poesie, gab er dieselbe in den Dienst der Moral. So blieb er Didaktiker — einige warme Stellen seiner lyrischen Gedichte und seine Ode über die Ewigkeit ausgenommen — und cultivirte, dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, das Lehrgedicht, die descriptive Poesie, die Satire, die Fabel, den historischen Tendenzroman. Wenn Haller dennoch einer echten Kunst Bahn brechen half, so that er es durch die Großheit und Bestimmtheit seiner Natur, die in einer wahren und starken Diction ihren Ausdruck fand.

Es ist viel interessantes Detail in diesem Buche. So figurirt z. B. unter den Nachahmern Haller's ein fast völlig unbekannter Poet, Grimm von Burgdorf, dessen Gedichte (1762) hin und wieder ganz auffallend auf das moderne Stimmungsbild hinweisen.

Zwei Punkte aber haben uns ganz besonders interessirt.

Zuerst Haller's ästhetische Theorien, wie er dieselben in seinem, zehn Jahre nach seinem Tode veröffentlichten, Tagebuche niedergelegt hat. Diese erscheinen uns ganz erstaunlich, obwol sie ohne Zweifel von der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen getheilt wurden. Da wird die Sittlichkeit des sophokleïschen Oedipus bezweifelt, mehr als ein aristotelischer Satz verneint und die dramatische Tauglichkeit ganz guter und ganz schlechter Charaktere behauptet, Molière's komische Kraft und Grausamkeit „widerwärtig“ genannt, pius Aeneas mit dem Schemen Ossian's weit über die homerischen Gestalten gehoben, kurz, das ästhetische Moment überall unbarmherzig und principiell dem ethischen Moment oder dem, was dafür gelten muß, geopfert. Heutzutage freilich haben wir

diese Vorurtheile gründlich überwunden und die Selbstherrlichkeit der Poesie muß nach einer ganz anderen Seite hin vertheidigt werden.

Dann das Verhältniß Haller's zu Schiller. Es ist geradezu überraschend, wie viele, oft wörtliche Reminiscenzen aus Haller sich bei unserem großen Schiller finden. Er muß die Gedichte des Berners fast auswendig gewußt haben. Dieses Nachklingen, zusammengehalten mit dem auffallend günstigen Urtheile, welches der große, sonst so scharfe Kritiker in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Poesie" über den Berner fällt, deutet, wie Frey hübsch bemerkt, auf einen dem schweizerischen Didaktiker und dem deutschen Classiker gemeinsamen philosophisch pathetischen Zug, und wir können dem Autor nicht Unrecht geben, wenn er Schiller's philosophische Gedichte „den künstlerisch vollendeten und verklärten Ausfluß und zugleich den Schlußstein des eigentlichen Lehrgedichtes" und Schiller selbst — nach dieser Seite hin — den fortgeschrittenen Nachfolger Haller's zu nennen wagt.

Shelley. Percy Bysshe Shelley. Von H. Druskowitz. Berlin, Oppenheim 1884. (Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes. 1884. Nr. 6. S. 85.)

Wenn die Verfasserin des vorliegenden Essay über Shelley in ihrem Vorworte behauptet, dieser sei unter den Deutschen der Gegenwart fast ein Fremdling, so ist er es wahrlich vor einem Menschenalter nicht gewesen. Davon legt das bekannte schöne Sonett Herweghs Zeugnis ab, und auch wir Jüngeren lasen Shelley noch mit vieler Andacht. Seither haben sich freilich nicht nur die äußeren Verhältnisse der Welt geklärt, sondern auch manche Ideenkreise, und man dürfte sich nicht wundern, wenn ein weltflüchtiger, visionärer, durch und durch subjektiver Poet nicht mehr unser täglicher Begleiter sein könnte. Doch ebensowenig wird Shelley unter uns der Vergessenheit anheimfallen, denn er ist ein großartiger Lyriker, und wenn ihn die Verfasserin den größten Englands nennt, wollen wir nicht widersprechen.

Shelley ist ein Idealist. Das Recht der Wirklichkeit verkennt er vollständig oder sie ist für ihn einfach nicht vorhanden, aber er bildet sich eine neue, seine eigne Welt aus den Eigenschaften seiner Seele.

Die Grundzüge seines Wesens sind: ein anerborner Edelmut, ein tiefer Haß und eine hartnäckige Auflehnung gegen jeden Zwang, gegen jede Überlieferung des Staates und selbst der Sitte, und da er sich früh aus dem Kampf mit der Welt zurückzog und die Einsamkeit suchte — er liebte das weite Meer und die öde Küste — eine Vertrautheit mit den Naturgeistern und ein kindlicher Optimismus. Daraus entwickelten sich drei Sätze, in ihrer Allgemeinheit einer unwahrer als der andere, welche unter dem verschwenderischen Blumenwerk seiner Dichtung stets wiederkehren und sich leicht erkennen lassen: der Glaube an die ursprüngliche Güte des Menschen, an die absolute Schlechtigkeit der Gesellschaft, und ich weiß nicht an welche nahe bevorstehende Erlösung und ein unfernes glückseliges Millennium. Wer an eine langsame Arbeit, an einen mühsamen Fortschritt des Menschengeschlechtes und an ferne, nur annähernd erreichbare Ziele glaubt, befindet sich bei Shelley nicht nur im Reiche der Phantasie, sondern in dem des Irrthums.

Dennoch behält auch für diesen Shelleys Poesie ihren Wert. Sie läßt uns außerhalb unseres Tagewerkes dunkle elementare Kräfte, Tugenden außerhalb der Sitte und eine Gerechtigkeit außerhalb des Staates ahnen. So ungefähr sagt auch H. Taine, wenn ich nicht irre.

Immer spielt Shelley mit diesen drei Karten. Sein Erstling, die „Königin Mab“, eher ein Manifest als eine Dichtung, enthält schon alle diese Züge. Es ist eine Lehrstunde, welche die Fee einem toten oder scheinbar toten Mädchen gibt, ein Unterricht über das Wesen der Weltseele, eine leidenschaftliche Verdammung der Priester, der Staatsmänner, der stehenden Heere, des Handels, der Ehe und eine Predigt des Vegetarianismus. In einer Reihe poetischer Erzählungen strebt der junge Dichter dann das dogmatische Element wo nicht auszustoßen, doch zu verklären, ohne daß es ihm jedoch ge-

länge, statt seiner Phantome wirkliche Wesen zu schaffen. Seine Wellen und seine Wolken sind wahrer als seine Menschen. Schon der Fünfundzwanzigjährige erreicht die Höhe seiner Dichtung mit dem „entfesselten Prometheus“ und den „Cenci“. Die vier Akte, ich hätte fast gesagt, die vier Deckengemälde des „Prometheus“ endigen in einen prächtigen Freudensturm der Elementargeister über den Sturz des „Usurpators“, aber Prometheus selbst, der Befreier der Erde, ist mit schwankenden Umrissen gezeichnet. In dem unvergleichlichen und unsterblichen Drama der „Cenci“ sind die zwei Hauptfiguren, der lasterhafte Alte und die unselige Beatrice, ins Kolossale übertrieben und dadurch ästhetisch möglich gemacht. Der alte Cenci erscheint als der Inbegriff aller Gewaltthat und Grausamkeit, so daß sich Beatrice mit vollem Rechte gegen die erste aller Autoritäten, die väterliche, auflehnt. Die Nebenfiguren dagegen sind schwach und verzeichnet, zum giltigen Beweise, daß Shelley keinen Blick für das Charakteristische und an der Mannigfaltigkeit menschlichen Wesens keine künstlerische Freude hatte. Sein letztes, seltsames, wohl unvollendetes Werk, die „Der Triumph des Lebens“ überschriebenen schönen Terzinen, hat eine pessimistische Färbung.

Das von uns mit ein paar Strichen aufs Geratewohl skizzierte Bild Shelleys führt der vorliegende Essay mit Liebe und Sorgfalt ins Einzelne aus. Wer ihn aufmerksam liest — und er liest sich leicht und angenehm — wird mit uns in das Lob des Buches einstimmen. Es ist eine grundehrliche und gewissenhafte Arbeit, man sieht, die Verfasserin hat einen hohen Begriff von der Umsicht und Wahrheitsliebe, mit welcher das Leben eines außerordentlichen Menschen erzählt sein will. Sie gibt die Thatsachen und läßt das Urtheil des Lesers frei. Die Werke des Dichters bespricht sie nach ihrer Entstehung und Vollendung jedes an seiner rechten Stelle. Sie analysiert dieselben sorgfältig, aber mit einer leichten Hand, welche das ästhetische und philosophische Werkzeug ganz schulgerecht handhabt. Die Analyse der „Cenci“ z. B., welche wir zweimal gelesen haben, erklärt den Bau, betont die Größe und berührt

die Mängel des Stückes bescheiden, aber durchaus befriedigend. Möge die Verfasserin, auf der betretenen Bahn beharrend, eine zweite glückliche Wahl treffen!

Kilchberg bei Zürich. Konrad Ferdinand Meyer.

Graf Dürckheims Erinnerungen.[1] (Deutsche Rundschau. Dezember 1887.)

Ein interessantes und liebenswürdiges Buch, interessant für die Zeitgeschichte und liebenswürdig durch die Lebendigkeit der Erzählung und eine aus jeder Zeile redende Lauterkeit des Wesens. Der Verfasser nimmt uns gastfreundlich an der Hand und führt uns in raschem Schritte durch ein reiches und langes Dasein, das Selbsterlebte in leichten Linien mit den öffentlichen Ereignissen verbindend. Juli-Regime und zweites Kaiserreich sind vollständig in seinem Buche enthalten.

Es ist Zusammenhang und Fortschritt in diesem Lebensgange: eine Entwicklung aus harmlosen Anfängen und bescheidenen Aufgaben zu immer höheren Stellungen und verantwortungsvolleren Entscheidungen, bis zu den höchsten und ernstesten: der Wahl zwischen Heimathen und Bürgerrechten. Dieser sittliche Gehalt ist aber verkleidet in die heitere Form einer offenherzigen, oft witzigen Plauderei und beflügelt durch den Schwung einer höchst lebendigen Einbildungskraft. Es ist ein Optimismus der besten Art, der uns hier in dem Beispiel eines „freudvoll und leidvoll" bewegten, aber stets beherrschten Lebens das Menschenleben überhaupt als ein werthvolles Gut erscheinen läßt. Von starkem Gefühl und doch nicht mehr als recht ist mit sich selbst beschäftigt, behält der Verfasser offene und helle Augen für seine Mitwelt, betheiligt sich regen Geistes an verschiedenen Diensten des öffentlichen Lebens, mit Staatstreue und Pflichtgefühl, aber doch mit den Vorbehalten eines unabhängigen Charakters, der nach einem tüchtigen Handeln und oft heftigem Wollen rasch bereit ist, zurückzutreten in die Freiheit und in die betrachtende Muße.

[1]) Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. Von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. Stuttgart, Metzler. 1887. Zwei Bände.

Ferdinand Graf Dürckheim wurde geboren im Sommer des Schicksalsjahres 1812 zu Thürnhofen in Bayern auf dem Gute seines Vaters, des weiland württembergischen Ministers in Holland, der dann mit ihm 1814 ins Elsaß zurückwanderte, wo dem Emigranten der unveräußert gebliebene Theil seiner Stammgüter zurückgestellt wurde. Aber schon nach wenigen Jahren kehrt der Knabe mit der Mutter und den jüngern Geschwistern nach Thürnhofen zurück und wächst dort in ländlicher Freiheit auf, bis ihn der Vater nach Straßburg in das Lyceum bringt. In derselben Stadt durchläuft er dann die Akademie und später seine administrativen Lehrjahre als Secretär des Präfecten. Die vollblütigen Freuden und unschuldigen Irrthümer einer gesunden Jugend werden anmuthig erzählt, mit hübschen Ausblicken auf die elsässische Landschaft und Geschichte. Den Abschluß macht ein warmes Liebesidyll, auf das ein Schimmer aus „Wahrheit und Dichtung" fällt, denn die Braut des Grafen ist eine Enkelin Lili's.

Nach einer jungen Vermählung beginnt eine, nur von einigen Aufenthalten in Paris unterbrochene, lange Wanderung durch eine Reihe von Unterpräfekturen: Espalion im Rouergue, Nantua an der savoyischen Grenze, Weißenburg im Elsaß, Peronne und endlich Provins, wo den Grafen die zweite französische Republik überrascht. Unter der Präsidentschaft wird er Präfekt in Colmar, und da er in Folge eines Mißverständnisses mit Persigny seine Entlassung verlangt, ernennt ihn der ihm gewogene Kaiser Napoleon zum Generalinspector der Telegraphenverwaltung, eine bedeutende Stellung, die den Reiselustigen bis nach Corsica und Tunis führt. Ein großer Reiz des Buches liegt in den mannigfaltigen landschaftlichen Skizzen und reichen Kostümbildern, die uns der Graf aus den Gegenden mitbringt, die er verwaltete oder bereiste.

Von geschichtlichem Werthe sind besonders zwei Stellen: die wahrhaft classische Schilderung der Verderbniß, welche in die strengen administrativen Traditionen des ersten Napoleon unter Louis Philipp durch die sog. parlamentarischen Notwendigkeiten eindrang, d. h. durch die, bei rasch wechselnden Ministerien, dem Unterpräfecten obliegende Inscenirung der

Kammerwahlen. So konnte es z. B. begegnen — auch dem Grafen ist dies widerfahren — daß ein Unterpräfect auf Befehl einem Candidaten der Opposition entgegenarbeitete, der dann, gewählt, in Paris mit der Regierung Frieden schloß unter der Bedingung, daß der gehorsame Unterpräfect, der sich ihm unangenehm gemacht hatte, zur Strafe versetzt werde. Dieser zerstörende Mißbrauch gipfelt in dem cynischen Worte Duchatel's: La province nous est indifférente; c'est la chambre des députés seule, qu'il nous importe de gouverner."

Und noch eine spätere Situation: Die Lage des Präsidenten der Republik zwischen seiner Wahl und dem Staatsstreiche. Sie wird durch den Besuch illustrirt, welchen Louis Napoleon im Elsaß machte, wo ihn der Graf als Präfect von Colmar empfing und begleitete. Die Schilderung dieses Besuches mit seinen unheimlichen oder komischen Einzelheiten ist ein Meisterstück. Sagen wir noch, daß der Präfect von Colmar zwar dem Staatsstreich beitrat, daneben die beabsichtigte Deportation einiger unschädlicher Republikaner mit muthiger Entschlossenheit verhinderte.

Aus den vielen, mit ein paar geistreichen Strichen gezeichneten Gesichtern, mit welchen uns Graf Dürckheim bekannt macht, treten zwei ausgeführte Portraits hervor, beide sehr ähnlich, ohne Zweifel, wenn auch das eine mit Abneigung aufgefaßt, das andere in freundliche Beleuchtung gestellt. Louis Philipp macht einen herzlich unangenehmen Eindruck: vulgär, absprechend, „cassant", wie die Franzosen sagen, kurz, so unköniglich als möglich, während Louis Napoleon uns aus seinen schläfrigen Augen mit gewinnenden Zügen anschaut. Als zeitweiliger Unterpräfect von Peronne hatte der Graf den Prinzen in seinem Gefängnisse zu Ham besucht, und sie hatten sich nicht mißfallen. Das gute und dankbare Gedächtniß des Kaisers ist bekannt. Er bewahrte dem Grafen seine Gunst bis ans Ende, und dieser vergilt sie hier mit einem sorgfältigen und gerechten Urtheil.

Ergreifend schließt das Buch mit dem französisch-deutschen Kriege, der dem Verfasser schwere Zeiten und den Verlust eines Sohnes brachte. Hier sind besonders zwei Momente

auszuzeichnen: die wahrhaft heroische Haltung der Gräfin — der zweiten Frau des Grafen, einer Schwester der ersten — nach der Schlacht bei Wörth auf Schloß Froschweiler, wo sie allein zurückgeblieben war, während Dürckheim die französische Feldtelegraphie befehligte — und dann die Erwägungen des Grafen nach dem Friedensschlusse. Er hat Recht: Die aus Montesquieu angeführte Stelle über die Heiligkeit der Verträge ist die richtige Lösung solcher Conflicte. Freilich wurde dem Grafen sein rascher und entschiedener Schritt auf die deutsche Seite erleichtert durch seine Traditionen — die Dürckheime sind von Alters her mit dem Reiche verwachsen — und durch seine stete und starke Fühlung mit dem geistigen Leben der Nation.

Was er uns auf den letzten Seiten seines Buches von der Gestaltung der Dinge in dem wieder deutsch gewordenen Elsaß in höchst würdigem Tone sagt, das zu beurtheilen, überlassen wir der Geschichte.

C. F. M.

J. Gaudenz von Salis-Seewis.[1] Von Adolf Frey. (Deutsche Rundschau Oktober 1890.)

Ein Dichter, der sich eine bescheidene, doch gesicherte Stellung in der Literatur erwirbt, hat damit auch seinen gerechten Anspruch gewonnen auf eine rechtschaffene Biographie als nöthige Erläuterung seiner literarischen Gestalt. Unser Salis mußte lange warten, hat nun aber, was ihm gebührte, zur kaum verfrühten Säcularfeier seines ersten Auftretens (1793) in treuer und liebevoller und endgültiger Weise erhalten.

Das Ende des letzten Jahrhunderts sehnte sich aus seiner Verbildung und Gährung heraus nach „Natur", wie es sie verstand — es verstand sie freilich anders als unser Jahrhundertende — und der dreißigjährige Salis befriedigte dieses

[1]) J. Gaudenz v. Salis-Seewis. Von Adolf Frey. Mit Salis' Bildnis und einer Ansicht des Familiensitzes Bothmar. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1889.

Bedürfniß für sich und seinen Kreis mit einer Handvoll Lieder. Am meisten Verwandtschaft hat er wohl — um von seinem weniger echten Mitstrebenden und Freunde Matthison abzusehen — mit Hölty; nur daß das frühe erlöschende Mitglied des Hainbundes uns, trotz seiner Todesahnungen, ein lachendes Kindergesicht zeigt, während der Bündner männliche und fast schwermüthige Züge trägt. Herbststimmung, ländlicher Friede, Abendschatten, einsame Gänge, „Entzogenheit", verhüllte Zukunft, verklärte Kindheit, bekämpfte verstohlene Thränen, ja Tod und Grab, Alles aber durchaus wahr empfunden und mit schlichtem Wohllaut ausgesprochen, das ist der stille Reiz und der noch heute verlockende Inhalt der Dichtung eines liebenswürdigen und reinen Menschen von melancholischer Anlage.

Brav und ehrlich übertreibt Frey nicht um eine Linie den poetischen Werth unseres Landsmannes und bemerkt treuherzig, Salis habe im Geiste seiner Zeit an der „ländlichen Einfalt in den Hütten" festgehalten, und doch, auf dem Lande lebend, wissen müssen, welche Bewandtniß es gemeiniglich damit hat. Ich möchte noch über etwas Anderes erstaunen, was aber gleichfalls der Zeitgeschmack verschuldete, daß nämlich der Bündner, Bach und Hain aufsuchend, für die herrliche Wildheit seiner eigenen Gebirge unempfänglich bleibt, die er doch kannte, da er mehrmals St. Moritz besucht hat. Aber jedes Jahrhundert hat seine Fictionen und geliebten Unwahrheiten, über welche künftige Zeiten lächeln werden.

Spätere Gedichte unseres Bündner's, mehr philosophischer Art und unter dem Einfluß Schiller's stehend, können natürlich neben dem frischen Jugendschusse nicht aufkommen, und so hätte sich, zur Darlegung des Grundes und Bodens, worin dieser wurzelt, der Biograph mit der Erzählung der Jugend — übrigens einer sehr schönen Jugend — begnügen können; aber mit Recht erzählt er uns, aus den besten häuslichen Quellen schöpfend, und mit einem sichtlichen Wohlgefallen an seinem Helden, nach dem Dichter auch noch den Bürger, der seinem Lande nicht minder hohe Ehre macht. Salis gehörte zu den Vielerfahrenen, deren Leben durch die Scheide des letzten und unseres Jahrhunderts in Hälften

getheilt wurde, in deren erster sie sich mit rückhaltloser Begeisterung den Zeitideen hingaben, um sich dann in der zweiten, nach hergestellter Ordnung, in bürgerlicher Pflichttreue zu beruhigen. Von Salis ist zu sagen, daß seine weitgehende Sympathie mit der Revolution eher auf den edeln Impulsen eines angeborenen Gerechtigkeitssinnes als auf großer Vertrautheit mit den Zeitideen fußte, am wenigsten auf religiösem Boden, den er kaum je verließ; sonst hätte er sich nicht an Schiller's „Göttern Griechenlands" so sehr stoßen können, wie er that (1790). Zuerst erzählt uns Frey das merkwürdige alte Bünden — nach meinem Geschmack hätte er es noch ausgiebiger thun dürfen — die Eltern des Dichters, seine glückliche Jugendzeit, den frühen Beginn des Dienstes in der Garde zu Paris, die Kameraden, seine Garnisonen (in deren einer, in Arras, das Bündnerregiment Salis-Samaden von dem dortigen Stadtpoeten besungen wird, dem damaligen Anakreontiker Robespièrre blutigen Andenkens). Wir erfahren, auf einem Urlaub, seine erste und einzige, sehr schöne Liebe zu der Bündnerin Pestalozza, nach einem früheren flüchtigen Liebeswetterleuchten in Lausanne, seine Bildungsreise durch Holland und Deutschland zu den damaligen literarischen Größen, die er durch seine edle Bescheidenheit für sich einnimmt. Dann kommt die Revolution, der Eintritt unseres Bündners in das national-französische Heer, die Heimkehr, der heimische Kriegsdienst, lange Jahre bürgerlicher Pflichten, das Alter, das Ende.

Dies Leben von beneidenswerther Makellosigkeit, in dem der Sprößling eines der ältesten heimischen Geschlechter in seinem offen vor uns liegenden Thun und Lassen, in That und Wort, ja in jedem Gedanken den Edelmann verwirklicht, ein so erbauliches Leben hat uns Frey erzählt, scheinbar mit einer gewissen liebenswürdigen Sorglosigkeit, aber im Grunde mit der genauesten Sachkenntniß, bequem, ausgiebig und doch kurz gefaßt und überall kurzweilig.

Eines noch! Die Verse, die Freiligrath unserem Salis widmet, hätten wir denn doch gerne im Buche selbst gelesen, statt sie nachschlagen zu müssen.

Der Verleger hat sein Buch con amore ausgestattet, mit dem Bildniß des Dichters von Quenedey (Paris 1790) und einem Bilde seines Stammsitzes „Bothmar", unfern von Chur, nach einem Aquarell von Leonhard Steiner. Auf die Buchdecke hat er zu unserem Vergnügen das Wappen der Salis eingepreßt, die Weide (salice), die der Wanderer in Bünden noch heutzutage (sowie die Bärensohle der Planta), auf manchem stattlichen Schloß oder zerfallenden Burgstall betrachtet.

Conrad Ferdinand Meyer.

Vermischte Aufsätze.

Offener Brief.

Gegenwart. IV. Band (1873). S. 206.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, aus einem abgelegenen Bergdorfe, wo mich Ihr Blatt wöchentlich auffindet, einige Zeilen an Sie zu richten.

In No 36 der „Gegenwart" vermuthet H. Hopfen den Ursprung des geflügelten Wortes: daß ein langer Brief leichter zu schreiben ist als ein kurzer, in einem Briefe Boileaus an Racine. Nun ist aber die betreffende Stelle offenbar einer in der 16. Provinciale enthaltenen Wendung nachgeahmt, die folgendermaßen lautet: Je n'ai fait celle-ci (die 16. Provinciale) plus longue que parceque je n'ai pas eu le loisir de la faire plus courte.

Möglich, daß das Wort damals schon ein „geflügeltes" war; möglich aber auch, daß Pascal es erfunden hat. Er war — Sie werden mir beipflichten — der Mann dazu.

Ihr ganz ergebener

C. Ferd. Meyer

Sedrun in Bünden, 15. Sept. 1873.

Autobiographische Skizze.

J. J. Honegger, Die poetische Nationalliteratur der Schweiz. 1876. IV. Band, S. 106—7.

Conrad (Ferdinand) Meyer, geboren den 12. Oktober 1825 in Zürich, Sohn des Regierungsrathes Dr. Ferdinand Meyer, hat nach Abrede mit einem zweiten, gleichen Familien- und Vornamen tragenden schweizerischen Dichter,

um die beständige Verwechslung zu vermeiden, dem eigenen Vornamen den des Vaters beigesetzt. Den Vater verlor er schon 1840 und wurde durch eine fast überzarte Mutter von seltener Liebenswürdigkeit und Begabung erzogen, durchlief dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo das Fach der deutschen Literatur durch Friedrich Haupt und den gewissenhaften Ettmüller vertreten war, welche beide Meyers Freunde geblieben sind. Hierauf verlebte er ein glückliches Jahr in Lausanne, froh, das ihm wenig zusagende Studium der Jurisprudenz, das als Lebensberuf für ihn vorgesehen war, so lang als möglich hinauszuschieben. Dann, nach bestandenem Maturitätsexamen, machte er sich auf der zürcherischen Universität an das Studium der Pandekten, entdeckte aber bald, daß er dazu keinen Beruf habe, und überließ sich, da sich ihm unter den damaligen Umständen und bei seiner einseitig künstlerischen Anlage keine andere lohnende Lebensaussicht darbot, und bei einem gewissen Mangel an selbstbestimmender Initiative, einer fast gänzlichen Muthlosigkeit. Lange Jahre brachte er in isolierten Privatstudien zu, bildete seine Kenntnisse in den alten Sprachen und der Geschichte aus, zeichnete und machte poetische Versuche, die aber aus Mangel an Berührung mit Vorbildern und Mitstrebenden bei vielleicht glücklichen Motiven in der Ausführung etwas Willkürliches und Unvollendetes behielten. Diese lange Abgeschlossenheit begann zuletzt trotz einer übrigens glücklichen und elastischen Konstitution ungünstig auf seine Nerven zu wirken. Der Rath eines Arztes entriß ihn dieser Lebensweise und den heimischen Verhältnissen. Hier ist der Wendepunkt seines Lebens. Die leichtere Atmosphäre in Lausanne und Genf, wohin er sich zunächst zu den Freunden seiner Familie wandte, und die fast väterliche Aufnahme, die er in dem gastfreien Hause des Geschichtschreibers Ludwig Vulliemin fand, ließen ihn aufthauen. Der raschere Austausch der Gedanken und die neuen geselligen Beziehungen lehrten ihn Seiten seines Wesens kennen, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Hier hat er die französische Sprache und Literatur mit Vorliebe studiert, Thierry's récits des temps mérovingiens und Anderes in's Deutsche

übersetzt und seine ersten Balladen gedichtet. Dabei verlor er aber etwas vom Gefühl seiner in ihrer Fülle der französischen Knappheit entgegengesetzten Muttersprache, und die Balladen in ihrer ersten Gestalt tragen die Spur dieser zeitweisen Entfremdung an sich. Auch ein längerer Aufenthalt in Paris fällt in diese Zeit.

Die Schönheit der Form ging ihm eigentlich erst später auf, als er, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, mit deutschen Freunden in nahe Beziehung trat, sowie durch wiederholte Reisen nach Italien. Das Jahr 1870, unter dessen Inspiration er „Huttens letzte Tage“ schrieb, hat ihn den deutschen Schriftstellern eingereiht.

Ludwig Vulliemin.

Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung. 16. und 18. März 1878.

Längst hätten wir gerne das neueste Werk des Nestors unserer heimischen Geschichtschreiber, die „Histoire de la Confédération suisse“ von Ludwig Vulliemin mit ein paar öffentlichen Worten besprochen. Kompetentere sind uns zuvorgekommen, aber wir revanchiren uns, indem wir einen Blick werfen auf das ganze schriftstellerische Wirken des verehrten Mannes, das sich sehr schön und organisch um drei den verschiedenen Lebensaltern angehörige Hauptwerke gruppirt. Für das mitunterlaufende Biographische haben wir eine gute Quelle. Vor sieben Jahren nämlich, schon im hohen Alter, hat Ludwig Vulliemin die größere Hälfte seines Lebens selbst erzählt, „seinen Enkeln“, wie es auf dem Titelblatte des nur unter die Bekannten vertheilten, nicht dem Buchhandel übergebenen Bandes heißt. Neben diese vor uns aufgeschlagenen „Erinnerungen“ legen wir die Photographie eines Oelgemäldes von Glaire[1]), welches den markanten Kopf des Geschichtschreibers mit dem ganz vergeistigten Ausdrucke und dem unbeschreiblich freundlichen Blicke in leichter Idealisirung wiedergibt.

„Wer sich gute Freunde erwerben will, der gehe nach

[1]) Gemeint ist Charles Gabriel Gleyre (1806—1874).

Zürich", diesen Rat des Dekan Bridel hat Vulliemin von früh an befolgt und ihn — so versichert er — probehaltig gefunden. In der That, wie viele unter uns haben ihn hier gekannt und geliebt und wiederum an seinem gastlichen Herde bei Lausanne aufgesucht, schon Hottinger, dann die um die Wende des Jahrhunderts geborenen Zeitgenossen, dann die Söhne und Enkel derselben. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat das Gastrecht in Mornex — so heißt das kleine Landhaus des Geschichtschreibers — von seinem Vater geerbt. Vulliemin ist der unsrige. Er kennt sein Zürich wie nicht Einer und es finden sich z. B. in seinen Aufzeichnungen ein paar gelegentlich hingeworfene Worte über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Wandlungen unserer Vaterstadt, die von auffallender Wahrheit sind.

Die Heimat unseres Freundes ist die Waadt, die, als selbstständiger Kanton, ungefähr gleichzeitig mit ihm auf die Welt gekommen ist. Vulliemin erinnert sich mit Vorliebe eines Wortes, das ihm sein Vater, ein vormaliger Beamter der Excellenzen von Bern, auf den Lebensweg mitgegeben hat. „Liebes Kind," sagte der Alte, „sei Du unserm neuen Kanton Waadt von Herzen anhänglich, aber thue mir den Gefallen und lästere nie auf unsere alten Herren von Bern, denn ich bin ihnen Dank schuldig." Das war das Wort eines Edelmannes (den Ausdruck im geistigen Sinne genommen) und daneben die dem künftigen Geschichtschreiber unbewußt ertheilte väterliche Weihe. Ein Sohn seiner Zeit zu sein und zugleich die vergangene, der wir alle viel schuldig sind, zu begreifen und zu ehren, das ist ja der Boden aller geschichtlichen Bildung.

Vulliemin's Jugend war eine glückliche. Viel Gutes begünstigte dieselbe: geachtete und liebevolle Eltern, von Reichthum und Armuth gleich weit entfernte Verhältnisse, begabte, zum Theil ausgezeichnete Kameraden — wir nennen nur Alexander Vinet —, ein erfreulicher, wenn auch nicht ganz vollständiger Bildungsgang, wie ihn eben die Heimat bieten konnte, der neu gegründete Zofingerverein und jene ideale Strömung, die damals, nach den Freiheitskriegen, die

jungen Köpfe beherrschte und die uns so fremd und wohlthuend berührt, wenn es uns einfällt, die vergilbten Papiere einer Jugendkorrespondenz aus der Zeit unserer Väter zu durchblättern.

Der junge Mann dachte sich der Kanzel zu widmen, aber er mußte sich darein schicken, daß ihm die Aerzte, seiner schwachen Stimme wegen, dieselbe untersagten. Aus seinen theologischen Studien lernte er Gehalt und Form unterscheiden, ohne sie von einander zu trennen, und aus den Anfängen eines treu geübten evangelischen Amtes schöpfte er den Glauben an die sittliche Macht des Christenthums, den er zeitlebens festgehalten hat.

Jenem krankhaften Uebergangszustand, den Göthe die Jugenddumpfheit nennt, konnte auch Vulliemin nicht ganz entgehen. Seine Gesundheit litt darunter, aber er überwand ihn durch spezifische Heilmittel, die Erkenntniß seines wahren Berufes und seiner wahren Liebe. Dieselbe Frau hat seine Jugend begeistert, seine Mannesjahre beglückt und erhellt ihm jetzt das äußerste Alter. Ich habe ihre geistvollen Augen nur unter den weißen Brauen der Matrone leuchten sehen, aber in ihrer Jugend muß sie anmuthig gewesen sein, wie wenige.

Der Geschichtschreiber seines Volkes zu werden, dieser Gedanke hatte schon früh in Vulliemin gedämmert und ich glaube, daß dabei, neben dem Rufe der Begabung und dem jugendlichen Enthusiasmus, auch das Selbstgefühl des emanzipirten Waadtländers mitgespielt hat, der es gerecht fand, daß auch ein französischer Schweizer mitschreibe an den Annalen des gemeinsamen Vaterlandes, und den es verdrießen mochte, eine wie stiefmütterliche Behandlung in unsern frühern Geschichtsbüchern die romanische Schweiz gefunden hatte. Der junge Mann eröffnete sich dann über sein Vorhaben gegen unsern Kaspar v. Orelli, der ihn gleich herzhaft darin bestärkte. Vulliemin hat uns in seinen Aufzeichnungen mit liebevoller Pietät, aber nicht ohne stillen Humor ein Schreiben des berühmten Philologen aufbewahrt, in welchem ihm dieser einen grandiosen, in solchem Umfang aber unmöglich zu ver=

wirklichenden Studienplan entwirft und das mit der originellen Wendung schließt: „Dieses schreibe ich Ihnen, damit Sie sich nicht zersplittern.“

Es kommt die Zeit der Studien und der Versuche. Vulliemin liest Hottinger's eben erschienene Fortsetzung der „Müller'schen Schweizergeschichte“, jenes unter ungewöhnlichen und wechselnden Bedingungen entstandenen Werkes, wo jetzt ein Todter die Feder fallen läßt, jetzt ein Lebender sie seinem Nachfolger in die Hand gibt. Er übersetzt das deutsche Buch auf seinen weißen Rändern mit dem Stift in's Französische und begibt sich dann mit der Reinschrift nach Zürich. Hottinger, dessen warmes Wesen den jungen Waadtländer sofort einnimmt, fordert ihn auf, weiter zu erzählen. „Die Reformation der romanischen Schweiz und ihr Eintritt in die Eidgenossenschaft wollen von einem französischen Schweizer behandelt werden“, so meint und ermuntert der freundliche Zürcher.

Vulliemin beginnt die geschichtlichen Dokumente dieser Epoche zu sammeln, findet aber bald, daß die Vereinigung des vollständigen Materials die Kräfte des Einzelnen übersteige. Er schlägt die Gründung einer geschichtsforschenden Gesellschaft der romanischen Schweiz vor, welche auch, wenig später, zu Stande kommt, deren Statuten in Vulliemin's Wohnung unterzeichnet werden und deren geehrter Senior er bis heute geblieben ist.

Um inzwischen mit der Veröffentlichung der Dokumente einen Anfang zu machen, geräth er auf einen hübschen Gedanken. Er gründet mit vierzig Aktien von je hundert Franken ein Journal, das zweimal monatlich erscheint und während der Jahre 1835 und 1836 in Leitartikel, Tagesbericht und Feuilleton der modernen Welt die sich gerade dreihundertmal verjährenden Ereignisse wie Mitlebenden aus den besten Quellen berichtet. Diese alte Zeitung in modernem Gewande liest sich ganz angenehm, ist überdieß eine werthvolle Dokumentensammlung, nimmt sich aber doch ein bischen wunderlich aus, und man begreift, wie es sich begeben konnte, daß eines Tages in einer kleinen waadtländischen Stadt die Damen=

welt in Thränen zerfloß über die Verbrennungen der Protestanten in Paris, ohne in der Jahreszahl des aus der Presse kommenden Blattes die Fünfe statt der Achte zu bemerken.

In dieses fleißige Stillleben kommt auf einmal eine treibende Bewegung. Karl Monnard wird an die Akademie von Lausanne berufen. Voll Feuer und Initiative wie er ist, hat er nicht genug an seinem Lehrstuhl, an seinen Staatsgeschäften, er will sich auch literarisch bethätigen und die schwierigste Aufgabe ist ihm gerade die rechte. Die große Müller'sche Schweizergeschichte soll nun einmal beendigt, Müller und Glutz in's Französische übersetzt, Vulliemin's Uebersetzung von Hottinger eingeschoben und das Uebrige in derselben Sprache von den zwei Waadtländern Vulliemin und Monnard hinzuerzählt werden. Ein Buchhändler zeigt sich. Die Rollen werden vertheilt: da wo die selbstständige Arbeit beginnt, wird Vulliemin die lange Strecke von Calvin bis zum zweiten Villmergerkriege, Monnard das achtzehnte Jahrhundert bewältigen. Unser Freund steht vor einer großen, so rasch als möglich und in dem vorgeschriebenen Raume von drei Bänden zu lösenden Aufgabe.

Zuerst aber, und noch vor den Archiven, will er Land und Leute kennen lernen. Er durchzieht die Schweiz und es ist eine Lust, ihn in seinen „Erinnerungen" von diesen glücklichen Wandertagen reden zu hören. Da er mit frischen Augen und einem jungen Herzen reist, findet er überall guten Empfang, auf den Fußwegen, auf der Landstraße, in der Hütte, im Salon, an der Gasttafel der neuen Tagherren in Luzern, auch bei den alten Herren in Bern, die er nie gelästert hatte. Einer von diesen, ein Zeuge alter Tage, erzählt dem angehenden Geschichtsschreiber von dem gewaltigen Eindrucke, den, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, das Erscheinen des ersten Bandes der Müller'schen Schweizergeschichte in Deutschland machte. „Ich studierte", sagt ihm der greise Berner, „mit andern Schweizern auf einer deutschen Universität. Der Schweizername war damals im Auslande so wenig geachtet und wir selbst hatten ein so niederdrückendes Gefühl unserer Schwäche und Zerrissenheit, daß mehrere unter uns es vor-

zogen, sich für Deutsche auszugeben. Das änderte sich mit einem Schlage, wie Müller's Buch erschien. Wir sahen uns plötzlich geachtet und glaubten wieder an unser Vaterland."

Jetzt unternimmt Vulliemin drei größere Studienreisen ins Ausland, nach Turin, Mailand und Paris. Nur in Mailand, wohin der österreichische Gesandte in der Schweiz ihn empfohlen hatte, bleiben ihm die Archive verschlossen und die einzige Berücksichtigung, die er findet, ist ein diskretes kaiserlich-königliches Begleit, das ihn auf keinem seiner Ausgänge verläßt. In den drei Städten lernt der Reisende eine Reihe bedeutender Leute kennen, eine große Mannigfaltigkeit der Menschennatur, so — um nur den schroffsten Gegensatz hervorzuheben — in Paris den lebenskräftigen quecksilbernen Thiers und in Turin den armen edeln Silvio Pellico, den er aus dem Spielberge losgekommen, aber in seine Vorurtheile eingesperrt und in dem schon damals freisinnigen Turin isolirter findet, als in dem österreichischen Kerker. Es kostet uns Ueberwindung, Vulliemin nicht selbst erzählen zu lassen, wie er mit seiner feinen und heitern Art dem ängstlichen Asketen und dem ehrgeizigen Staatsmanne, die ihm beide bis an ihr Lebensende gewogen blieben, in gleicher Weise gerecht zu werden wußte und wir begnügen uns anzudeuten, einer wie gründlich humanen und liebenswürdigen Natur es dazu bedurfte. Dieser gastfreie Zug in Vulliemins Wesen hat ihm später, da er Namen bekam, manchen Fremden von Auszeichnung zugeführt und es belustigt mich zuweilen, die bedeutenden Menschen, die im Laufe der Jahre an dem bescheidenen Herde des protestantischen Geistlichen gesessen haben, mir in eine Gesellschaft zusammenzudenken, den schwärmerischen Mickiewicz, den raffinirten Sainte-Beuve, den frommen Montalembert, den naiven Michelet und so manchen Andern, den er bewirthet und überlebt hat. Wenn ich mich dann erinnere, wie mild, wie gerecht, wie scharfblickend er sie alle beurtheilt, bewundere ich die vollständige, aber unschuldig erworbene Menschenkenntniß des waadtländischen Historikers. Doch kehren wir zu dem jungen Manne zurück.

Nachdem dieser das Heimgebrachte gesichtet hatte, ging

es an die Komposition, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde. Die drei Bände erschienen in Jahresfrist (1841, 1842), wenig später eine deutsche Uebersetzung. Und nicht lange blieb Vulliemin über den Erfolg im Unklaren. Die gewissenhafte Quellenforschung, die kräftige Verarbeitung, der lebensvolle Vortrag, der das Werk beseelende, aber keineswegs blinde oder nur befangene Patriotismus wurden allgemein anerkannt und gerühmt. Ueber die Stylfrage aber war Meinungsverschiedenheit. Eine Kritik nannte die Schreibart wildgewachsen, alterthümlich, gedrängt, als hätte es die Wette gegolten, so viel als möglich auf ein Blatt zu bringen. Vulliemin vertheidigt sich in seinen „Aufzeichnungen" lebhaft gegen den Vorwurf, Johannes v. Müller nachgeahmt zu haben. Sicherlich hat er das nicht mit Bewußtsein gethan, aber unter dem Einfluß dieses großartigen Manieristen ist er doch wohl nicht weniger gestanden, als alle andern Fortsetzer des Müller'schen Werkes, und es ist im Grunde ganz natürlich daß, wer an einem weitläufigen Gebäude fortarbeitet, den Styl des ersten Architekten nicht unberücksichtigt lassen kann. Dem sei, wie ihm wolle, die seiner Natur entsprechenden leichten und raschen Bewegungen hat Vulliemin erst später gelernt. Es braucht schon viel Bildung, um das Einfache am Schönsten zu finden.

Es ist nicht thunlich, aus dem Reichthume dieser zwei Jahrhunderte umfassenden Erzählung, die uns manchen merkwürdigen, aber nur einen weltbewegenden Menschen, den genferischen Reformator vorführt, etwas Einzelnes hervorzuheben, aber gerade über Vulliemins Calvin erinnern wir uns eines Urtheiles, das wir uns nicht enthalten können anzuführen. Ein guter Kenner sagte uns: Es wurde in der neuesten Zeit viel Nachtheiliges und zum Theil Gehässiges über Calvin aus den Archiven hervorgeholt, aber die Hauptzüge seines Bildnisses, wie Vulliemin dasselbe entworfen hat, bleiben unerschüttert. Er hat eben die durch keine Makel zu beeinträchtigende Seelengröße des Reformators empfunden, wie sie aus jeder hinterlassenen Briefzeile desselben redet.

Und noch eines wollen wir hervorheben, eine seltene, nicht

zu unterschätzende Mitgift, die künstlerische Begabung unseres Historikers. Man sehe nur, wie er die bündnerischen Unabhängigkeitskämpfe in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu erzählen versteht.

In diesen drei Bänden hatte Vulliemin keinen dankbaren Stoff behandelt: Schöne Details, die große Rolle Genfs und die tragischen Schicksale Bündens im deutschen Kriege, aber eine wechselnde Szene, keine einheitliche Handlung, ein Zurücktreten aus dem großen politischen Leben, zwei obskure Bürgerkriege, der traurige Bauernkrieg, die fremden Kriegsdienste! Begreiflicher Weise sehnt er sich nach einer größeren Szene, nach einem Stoffe von allgemeinem Interesse. Ohne den heimischen Boden zu verlassen, schreitet er auf demselben in die Jahrhunderte zurück, wo dieser noch an den allgemeinen Schicksalen theilnahm und hier erblickt er an der Scheide zweier Zeiten das Bild Karls des Großen in seiner imposanten Vereinsamung. Die Heldenfigur verlockt die bildenden und das ziemlich vollständige und zugängliche, aber der Sichtung bedürftige und deutungsfähige Material die kritischen Kräfte unseres Geschichtschreibers. Besonders eine Szene läßt ihn nicht los: Die Kaiserkrönung in Rom. War sie mit dem Papste verabredet? Oder war Karl, wo nicht der Ueberraschte, doch der Nachgebende? Die Logik gewisser Geschichtschreiber ist oft sehr verschieden von der Logik der Geschichte, so sagt sich Vulliemin und sein historischer Instinkt läßt ihm die zweite dieser Auffassungen als die der Wahrheit nähere erscheinen. Immer mehr vertieft er sich in die Fragen und Räthsel dieser großen Studie, als er — nun als er zu zweifeln beginnt, ob seine Kräfte reichen. Das Leben in einem kleinen Staate, so quält er sich — mit wie viel Recht, lassen wir dahingestellt — ist keine Schule, in welcher man weltgeschichtliche Motive und große Menschen unbefangen beurtheilen lernt, ich muß reisen, in Hauptstädten, in intellektuellen Mittelpunkten leben, meinen Horizont erweitern, aber ich bin von zartem Gewebe und liebe meinen Herd — in Wahrheit, meine Bestimmung ist nicht Meere zu befahren, sondern den blauen Leman.

Ein in ehrlichem Kampfe verlorenes Schwert aber findet sich wieder, wie weiland das Cäsars in jenem gallischen Tempel. Aus Vulliemins Karlsstudien entsteht, in engerem Rahmen, sein nach unserer Schätzung bestes und eigenthümlichstes Buch: „Chillon". Es war ein kunstvoller und doch naheliegender Gedanke, vier imponirende Figuren aus verschiedenen Zeitaltern, den Comes Wala, Peter von Savoyen, Bonivard und Lord Byron in den Gewölben des alten Seeschlosses zu versammeln, das sie alle Vier bewohnt oder betreten hatten. Auch die Darstellung ist hier natürlicher, einfacher und doch individueller, passionirter, als in der großen Schweizergeschichte. Sie hat einen wohl aus dem Karlsplane gebliebenen freien, rein menschlichen Zug und ist völlig unberührt von jenem Pathos, an welchem unser Johannes v. Müller zuweilen leidet und das uns heutzutage als unwahr entschieden widersteht.

Die folgenden dreißig Jahre verflossen unserm Freunde nur zu schnell in Erfüllung der mannigfaltigsten bürgerlichen und privaten Pflichten. Wie alle tüchtigen und hilfreichen Menschen wurde er überall und über das Maß hinaus in Anspruch genommen. Auch an den kirchlichen Fragen und Neubildungen seiner Heimat betheiligte er sich lebhaft, doch wir haben es hier nur mit dem Schriftsteller zu thun. Eine Reihe von gehaltvollen und vorzüglich geschriebenen Essays meist historisch-kritischen Inhaltes, die in diesem Zeitraume in verschiedenen Zeitschriften, besonders in der Bibliothèque universelle erschienen, verdienen eine Sammlung und dürfen nicht mit jenen verflattern. Dann sind zwei sehr hübsche Biographien zu nennen, die eines bescheidenen Vorläufers und die eines treuen Schülers, des witzigen, in der heimischen Geschichte und Anekdote bewanderten Dekan Bridel und des jung gestorbenen streitbaren, aber dabei herzensguten Journalisten Aimé Steinlen. Hier ist Vulliemin vermöge der Elastizität seines Geistes und vermöge seiner natürlichen Begabung für die Causerie ein Meister. Die Hand ist ihm durch die strenge Arbeit nicht schwer geworden, er spielt mit seiner Aufgabe, man sieht die Feder über das Papier laufen und doch erreicht

er eine Aehnlichkeit und Lebenswahrheit, neben welcher manche berühmte Biographie zum steifen Conterfei wird.

Als aber Vulliemin siebenundsiebzig Jahre zählte, kehrte er zu seiner Jugendliebe zurück und begann, zuerst fast unwillkürlich (presque sans m'en douter), dann aber bald planvoll und mit wachsendem Eifer eine vollständige Schweizergeschichte in mäßigen Proportionen zu entwerfen, die uns jetzt im französischen Originale und in einer ganz tüchtigen deutschen Uebersetzung vorliegt. Ich glaube, die zwei nicht großen Bände sind hoch anzuschlagen. Der rüstige, gleichmäßige Wanderschritt, die durchsichtige Klarheit und geistreiche Kürze, mit welchen hier unsere Geschichte sich entwickelt, gewähren das lebhafteste Vergnügen. Wir umfassen ohne Mühe mit einem Blicke die kleinen Anfänge, das heroische Zeitalter, die Ueberkraft, welche durch die nothwendige sittliche That der Reformation gebrochen wird, die Zersplitterung, die Ohnmacht, und dann, in diesem Jahrhundert, eine neue Entwickelung, welche sich noch nicht endgültig beurtheilen läßt. Und wir fühlen uns ergriffen, daß uns ein patriotischer Greis unsere alten Schicksale erzählt zu einer Zeit, wo die Schweiz, in der Mitte von neuen energisch in nationalem Sinne sich entwickelnden Staatenbildungen offenbar in eine Krise tritt, die das Maß ihrer jetzigen Lebenskräfte geben wird. Wo wir das Buch aufschlagen, haben wir ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, daß wir nirgends einer gelehrten Caprice, einer persönlichen Verbissenheit, einem versteckten Hasse gegen gewisse Zeiten und Menschen begegnen werden; überall finden wir Bewältigung des Stoffes, Reife des Urtheils, Gerechtigkeit, Humanität, kurz alles, was die Geschichte zu einer Muse macht gegenüber der einfältigen oder unehrlichen Fratze des Parteiurtheiles.

Am liebsten endigen wir mit einem charakteristischen Worte Vulliemins über sich selbst. Wir erinnern uns einer Stelle in seinen Aufzeichnungen, wo er sich im Vorbeigehen über einen seiner Kritiker ein Bischen lustig macht, der „unter dem Schriftsteller den Menschen suchte.“ „Mein Kritiker,“ sagt er, „beklagt sich, daß er in meiner Natur allerhand Gegen-

sätze finde: Treuherzigkeit neben Weltkenntniß, Ueberzeugungen neben Vorurtheilslosigkeit, Begeisterung neben gesundem Verstande und — das Schlimmste — unter einer ehrwürdigen Miene den feinen Schalk. Er entschuldigt mich dann aber und findet schließlich einen Menschen doch nicht so übel, dessen Geist sich ausgereift hat, aber dessen Herz jung geblieben ist."

Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Nach einem Manuscripte von Edmund Dorer mitgetheilt von C. Ferdinand Meyer.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1881 S. 43—75.

Mein Freund Edmund Dorer hat mir die Handschrift einer zu zwei Dritteln ausgeführten Biographie von J. G. Zimmermann von Brugg (1728—1795), mit welcher er sich seit geraumer Zeit beschäftigt und deren Vollendung in Aussicht steht, zu freier Verfügung gestellt.

Die Züge Zimmermanns, wie die Lavaters, hat Göthe's Hand spielend und genial entworfen, über keinen von beiden aber besitzen wir eine den Forderungen der Gegenwart entsprechende Biographie. Während Dorer aus einem unendlichen biographischen Material und einem sorgfältigen Studium der hinterlassenen Werke das lebensgroße Bild Zimmermanns zusammenarbeitet, benützen wir eines seiner Studienblätter, um von dem Werthe und Umfange des noch im Bau begriffenen Werkes eine Idee zu geben.

Zwischen drei Kapiteln ist uns die Wahl schwer geworden.

Das erste erzählt uns Zimmermanns Anfänge und akademische Jahre im Hause und unter den Augen Hallers in Göttingen. Ein anderes ist überschrieben: „Das Erdbeben von Lissabon". Es durchgeht, bei der Gelegenheit einer Dichtung Zimmermanns über diesen Gegenstand, die metaphysischen Betrachtungen und metrischen Uebungen, zu welchen das Naturereigniß die guten Köpfe jener Zeit anregte, und beginnt mit dem Eindrucke, welchen der sechsjährige Göthe

und der vierzehnjährige Lavater auf der Schulbank davon empfingen. Aus einem culturhistorischen eher als literarischen Standpunkte haben wir uns für ein drittes Kapitel entschieden. Dieses handelt von dem langjährigen Zerwürfnisse Zimmermanns mit seinen kleinstädtischen Mitbürgern.

Wenn wir an dem Prophetenstädtchen mit dem Bahnzuge vorübereilen, erinnert sich wohl Mancher, daß dort ein Freund Geßners und Lavaters wohnte, aber Wenige wissen, ein wie qualvolles Leben Zimmermann in diesem Städtchen geführt hat, welches sich dem Vorbeifahrenden oder von der Habsburg auf dasselbe Hinabblickenden so heimlich darstellt. Vierzehn Jahre — 1754 war der in Göttingen und Bern an eine bedeutendere Umgebung gewöhnte, erst sechsundzwanzigjährige Mann einem Rufe als Stadtphysikus in seine Vaterstadt gefolgt — vierzehn lange Jahre verbrachte er dort in so widrigen und gespannten Verhältnissen, daß er dieselben, auch in ganz andere Zustände versetzt, bis an das Ende seiner Tage nicht vergessen konnte, so wenig als die Persönlichkeiten, welche, wie er glaubte, ihm den Aufenthalt in Brugg verbittert hatten. Seine Galle fließt über bei der flüchtigsten Erinnerung an das dort in der Wirklichkeit und in der Einbildung Erlittene.

Bringen wir nun auch das reizbare, ja gefährliche Naturell des früh berühmten Mannes, seine Ruhmsucht und Eitelkeit oder was seinen Mitbürgern als solche erschien*) in volle Rechnung und halten wir die Schuld, wie sie es auch war, für eine getheilte, so bleibt doch noch genug übrig, um uns eine Vorstellung zu geben, wie eng und gering zu jener Zeit das Dasein in einer Kleinstadt war und wie ein dazu verurtheilter bedeutender Mensch darunter leiden konnte.

Wir Leute des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhun-

*) Göthe hat Zimmermann in „Wahrheit und Dichtung" — zwischen Ernst und Scherz — gegen den Vorwurf der Eitelkeit vertheidigt. Als Tissot Zimmermann eine Abhandlung widmete mit der Dedication: „celeberrimo nobilissimo etc.", schrieb der Brugger seinem Lausanner Freunde: „Warum nicht einfach „Zimmermann zugeeignet"? Das ist eher Stolz als Eitelkeit.

derts, die wir nicht an der Scholle haften, wundern uns über diesen eben so schmerzlichen als unfruchtbaren Kampf Zimmermanns gegen seine Mitbürger, welche er absolut zur Anerkennung von Verdiensten zwingen wollte, die außerhalb ihres Horizontes lagen. Aber die Zustände des Prophetenstädtchens nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat er in seinen Schriften und Briefen nun einmal verewigt und uns Epigonen dadurch in den Stand gesetzt, dieselben mit mehr Humor zu betrachten, als dem hypochondrischen Verfasser des Werkes „Ueber die Einsamkeit" damals möglich war.

Auf die Beschreibung der erbärmlichen Zustände einer Kleinstadt im vorigen Jahrhundert lassen wir dann das idyllische Gegenstück eines Dorflebens am Zürichersee in derselben Epoche folgen, welches wir ebenfalls der energischen Feder Zimmermanns verdanken. Dergestalt wird der Leser nicht unter einem pessimistischen Eindrucke bleiben und auf der andern Seite ist kaum zu befürchten, daß er daraus den irrigen Schluß ziehe, vor hundert Jahren sei Brugg eine Hölle, Richterswyl der Himmel gewesen.

Im Frühling (März) 1766 veröffentlichte der in Zürich erscheinende und von Lavater redigirte „Erinnerer" einen merkwürdigen Artikel, eine leidenschaftliche, für den damaligen Stand der deutschen Literatur meisterhaft geschriebene Diatribe, welche betitelt war: Vorschlag zu einem Kleinstädter Katechismus. Der mit einem G. unterzeichnete Artikel war datirt W. — 22. Februar 1766 und enthielt die schärfsten Ausfälle gegen Kleinstädterei. Begreiflicher Weise wirkte das ungewöhnliche Produkt aufregend und die erste Frage ging weder nach seinem literarischen noch nach seinem ethischen Werthe, sondern war natürlich die: „Wer damit gemeint sein?" Das W. und die Satire wurden auf Winterthur bezogen, und — merkwürdig — zu den hier gezeichneten Gesichtern fanden sich ohne Mühe in Winterthur die Originale. Es wird erzählt, daß der Herausgeber des „Erinnerers", der junge Lavater, Gefahr lief, von den sich verspottet Glaubenden thätlich mißhandelt zu werden. So unentwickelt waren damals die Sitten.

Schließlich blieb man aber doch im Ungewissen über den Verfasser der Satire und die authentische Zielscheibe ihrer Pfeile.

Nur die Brugger konnten, insoweit sie von dem „Erinnerer" Kenntniß nahmen, weder über den Urheber dieser öffentlichen Züchtigung noch über die von ihr Getroffenen im Zweifel schweben; denn sie erkannten aufs Deutlichste sowohl ihre Stadtgeschichten als ihre Charakterköpfe und sie wußten, daß sie etwas auf dem Kerbholze hatten bei einem ihrer Mitbürger, welcher der Feder auf eine ungewöhnliche Weise mächtig war. Ihre Liebe zu Zimmermann mag nicht gewachsen sein.

Der fragliche Artikel ist in dem aufgeregten Tone geschrieben, welcher Zimmermann kennzeichnet, übrigens mit Nachdruck und Feuer. Er verdient mitgetheilt zu werden, mit einigen Kürzungen natürlich; denn er enthält für ein aufmerksames Auge das Geheimniß der Begabung, mit welcher Zimmermann schon in ganz jungen Jahren sich einen schriftstellerischen Namen ersten Ranges erwarb, die eigenthümliche Mischung nämlich einer kaum beherrschbaren Vehemenz und eines kalten, schneidenden Verstandes.

„Mein Herr Erinnerer!"

„Wir leben in unsern kleinen Landstädten noch immer in den mittlern Zeiten. Die Philosophie unseres Jahrhunderts wird unendlich später zu uns kommen, als die französischen Moden desselben, der griechische Kopfzeug und die Rechtmäßigkeit der Ehebrüche. Mir deucht sie müssen daher mit uns ordentlich wie mit Kindern zu den ersten Anfangsgründen zurückgehen. Kurz und gut, mein Lieblingswunsch ist, daß Sie einen moralischen Katechismus für kleine Städte schreiben."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Vorgreifen will ich Ihnen eben bei diesem gemeinnützigen Werke nicht. Aber doch möchte ich Sie bloß an einige Punkte erinnern, auf die Sie in Ihrem Katechismus mehr oder weniger zu sehen haben. Freilich werde ich vieles ohne die

Ausnahmen sagen, die aller Orten zu machen sind und auch vorzüglich in kleinen Städten gemacht werden müssen. Doch darauf können Sie immer zählen, daß ich nicht nöthig habe, Jemand zu verläumden."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß eine kleine Stadt nicht die Welt ist, daß man in einer kleinen Stadt etwas für groß, für wahr, für schön, für erlaubt halten kann, welches, außerhalb der kleinen Stadt, die ganze Welt für klein, falsch, läppisch, häßlich und verdammungswürdig hält."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß eine wohlweise Rathsversammlung einer kleinen Stadt zwar eine sehr hochansehnliche und aller Ehren würdige Gesellschaft an ihrem Orte ausmacht, aber daß doch noch zwischen diesen meinen hochgeehrten Herren und dem englischen Parlament ein Unterschied ist."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß unsern großen Matronen vergönnt sei, groß in ihrer kleinen Stadt zu sein, daß sie sich als Prinzessinnen brüsten, als Prinzessinnen schnöde bezeigen, als Prinzessinnen ungnädig thun, als Prinzessinnen befehlen und sich einbilden können, durchaus innerhalb ihres Geschäftskreises alles zu handhaben, zu bedeuten, zu lenken, zu wirken, allen Ansehen, Ehre, Leben, das Sein und Nichtsein zu geben und zu nehmen, aber daß sie sich außerhalb ihrem Miste stillschweigend, demüthig und bescheiden aufführen, aus Furcht, man verweise sie, aller ihrer Diamäntchen ungeachtet, in ein Narrenhaus."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß man auf den Kanzeln kleiner Städte nicht von den „Großen dieser Erde" übel reden soll, wenn man blos zur Erbauung der christlichen Gemeinde diesen oder jenen Rathsherrn auf den Schädel treffen will."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß man in einer kleinen Stadt verachtet, verläumdet, verfolgt, geschändet, verschmäht und verabscheut sein kann, während man von einer Menge auswärtiger, vornehmer Herrn, (ist diese Form des Selbstlobes nicht auch eine kleinstädtische Sünde gegen den guten Geschmack?) großer Geister und verdienstvoller

Männer ganz das Gegentheil erfährt, und daß man auch in diesem Falle noch kein krätziger Hund ist, wenn man bei einem dummen Landvogt oder noch wichtigeren Herren im Vaterlande kein Ansehen hat."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß allen unsern Notariatspedanten, Advokaten, Zungendreschern, Richtern, Rechtsprechern und Rechthabern nur innerhalb ihrer kleinen Stadt oder höchstens in einem Bauernwirthshaus erlaubt sein soll, die gesunde Vernunft zu „Recht" zu setzen und sodann zu verdammen, allem, was unleugbar ist, zu widersprechen; alles, was dumm und abgeschmackt ist, zu erhärten, aus allem, was in der Conversation vorkömmt, einen Prozeß zu machen, und von allem, was die größten moralischen Beobachter und scharfsinnigsten Menschenkenner für unumstößlich wahr halten würden, nichts anzunehmen, oder man könne es vor Gericht bescheinen."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß der König in Preußen oder der Herzog Ferdinand von Braunschweig darum noch kein Idiot in der Kriegskunst ist, wenn er schon bei dieser oder jener Gelegenheit nicht dahin marschirte, wohin ein Miliz-Lieutnant oder Rathsherr aus einer kleinen Stadt an seiner Stelle marschirt wäre."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß eine Jungfer darum nicht schön ist, wenn sie sich ihre Backen alle zwei Stunden des Tags so derbe mit Flanell reibt, daß sie zuletzt blau werden wie der Hals eines calecutischen Hahns, wenn sie ihren Schönpflästerchen die Gestalt von Sonne, Mond und Sternen gibt."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß es in einem Lande der Freiheit und Gleichheit höchst schändlich ist, vor Leuten die über uns sind zu kriechen und sich sodann für diese erbärmliche Unterwürfigkeit mit dem rasendsten Despotismus an Leuten zu erholen, die wir unter uns glauben. Daß man ohne eben eine Million zu besitzen oder ein bettelhafter Bürger der Hauptstadt zu sein, den Geist haben kann, der sich allein vor Gott, vor den Gesetzen, vor den Talenten, vor der Tugend, vor dem Verdienste beugt, und der uns in

einem freien Lande nicht zum Sklaven eines einzelnen Menschen, sondern zum Unterthanen der ganzen Republik und ihrer Gesetze macht; der es uns gleichgültig sein läßt, wenn uns gewisse im Lande hin und her wohnende Herrn ein geringschätziges Gesicht machen oder uns beim Eintritt in ihr Audienzzimmer mit einem tief in die Stirne gedrückten Hute bewillkommen oder uns Predigern nur vom Fenster herab Audienz geben, weil wir ohnedem gewohnt sind, von Ferne zu reden."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß man in kleinen Städten die Leute wechselsweise für unwissend und gelehrt, für hassenswerth und tugendhaft, für geistreich und für dumm ausschreit, daß man sich heute untereinander beschimpft und morgen umarmt, daß man sehr oft nicht den geringsten Begriff von einem edlen Charakter und einem großmüthigen aber ungewöhnlichen Betragen zu haben scheint, während man ganze Vipern und halbe Teufel für gute Christinnen hält, weil man sehr oft jeden Menschen und jede Handlung da bloß nach dem Grade der Verwandtschaft oder nach einem geringen vorübergehenden Interesse oder nach jeder kleinen schimpflichen Leidenschaft beurtheilt und nicht nach festen und der Natur gemäßen Grundsätzen."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß die Fertigkeit, nur kleinere, unbedeutende und in die stumpferen Sinne eines jeden Dummkopfs fallende Fehler zu sehen, zu der bedauernswürdigen Unfähigkeit führt, an seinen Mitmenschen jemals das Gute zu entdecken, und daß eine solche Unfähigkeit allemal ganz gewiß in diesen krebsartigen Gemüthern den aus der untersten Hölle stammenden Kitzel pflanzt, auch von den besten Leuten niemals zu reden als um sie zu verläumden."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß nicht nur bloß die Geschäfte wichtig sind, die in liliputische Sinne fallen, sondern daß in einer unendlich größern Ausbreitung auch mitten in einer kleinen Stadt gedacht und gehandelt werden kann, wenn der Nachbar glaubt, man sitze nach der wohlhergebrachten Manier müßig zu Hause und

gähne; oder, welches man in kleinen Städten für weit unedler hält, man studiere oder, welches man wenigstens bei uns als das charakteristische Zeichen eines dummen Narren ansieht, man schreibe Bücher."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß der bald auf feste Zähne, bald auf einen guten Magen, bald auf einen dicken Schädel, bald auf einen breiten Hintern, bald auf kleine oder große Rathsstellen und tausend andere nichts bedeutende Dinge dieser Art sich beziehende Familienstolz in kleinen Städten bei der großen Welt kein Aufsehen macht."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß es eben kein Beweis des Witzes ist, wenn man immer lacht oder wenn man einem das Schnupftuch aus der Tasche nimmt, ohne daß er es merkt, oder ihm den Stuhl unter dem Leibe wegzieht, wenn er sitzen will."*)

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß es in einer kleinen Stadt eigentlich, beim klaren Lichte betrachtet, keine vornehmen Leute gibt und daß darum jene Weiber, die sich einbilden solche zu sein, doch in der Gefahr sind, lächerlich zu werden, wenn sie ohne Ende mit schiefem Gesichte von gemeinen Leuten sprechen."

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß die in kleinen Städten äußerst grausame Schmähsucht ganz allein aus dem Mangel von fremden Ideen herrührt, bei welchem Mangel man allerdings genöthigt ist, seine Blicke in seines Nachbars Haus zu werfen, um sich mit diesem oder jenem unerheblichen und nichtsbedeutenden Fehler in seiner Haushaltung die Zeit zu verkürzen, bei welchem Mangel man genöthigt ist, die schandbarsten Lügen zu erdenken, um in ehrbaren, aber ganz gedankenlosen Gesellschaften willkommen zu sein; und sagen müssen Sie, daß man weder an kleinstädtischen

*) Dieser Liebhaber kleinstädtischer geselliger Künste, wohl eine Art Stadt-Spaßvogel, der Sohn eines Rathsherrn, ist Zimmermann unvergeßlich geblieben. Noch in der lange nach seinen Bruggerleiden erschienenen Ausgabe in vier Bänden seines Hauptwerkes „über die Einsamkeit" läßt er ihn mit seinen Kunststücken auftreten. Er nennt ihn dort den „Sohn eines Volksführers".

Klatschereien und Streithändeln ein Vergnügen findet, noch sich bei seines Nachbars Hühnern und Gänsen aufhält, wenn man mit erhitzter Brust in dem Reiche der Wissenschaften fortgeht und hoch über den Pfeilen der Verläumdung die Gluth der Sonne trinkt."

Eine erste Bemerkung drängt sich auf. Mögen uns auch manche Paragraphen dieses groben Katechismus mitten in die Gasse einer Kleinstadt, auf die Klatschbank vor der Hausthüre, in die Trinkstube, in das Rathszimmer versetzen, so sind andere doch von weit ausgedehnterer Anwendung. Neid, Unbescheidenheit, Schmähsucht sind, wenn auch in wechselnden Formen, allgemein menschliche Eigenschaften. Blaise Pascal schrieb auf ein Sudelblatt seiner „Provinzialen", in welchen er die unsittliche Casuistik der Jesuiten brandmarkte: Omnis homo jesuita! Zimmermann hätte an den Rand der Handschrift seines Kleinstädter-Katechismus schreiben dürfen: Jeder Mensch ist ein Brugger!

Dann ist es merkwürdig, wie sich der Verfasser der Satire verlarvt und doch gleich aus seiner Rolle fällt. „Uns Predigern" sagt er an einer Stelle und spricht dann an einer andern von seinem Ansehen „bei einer Menge auswärtiger, vornehmer Herrn, großen Geistern etc.", um sich schließlich zu rühmen, „er trinke, hoch über den Pfeilen der Verläumdung, die Gluth der Sonne"; was alles auf einen einfachen Geistlichen nicht anwendbar ist. In einem Punkte aber hat Zimmermann, und es ist ihm sicherlich schwer gefallen, ein strenges Incognito beobachtet: er hat sich, so nahe es ihm liegen mochte, keinen Ausfall gegen den Unverstand der Kleinstädter in ärztlichen Dingen erlaubt.

Und doch mögen bittere Erfahrungen auf diesem seinem eigensten Gebiete das schlimmste Kapitel der Brugger Leidensgeschichte gewesen sein. Hier werden wir darüber kurz weggehen, und diesen Punkt erledigen, bevor wir den Artikel des „Erinnerers" mit den biographischen Thatsachen zusammenhalten.

Es scheint, daß sich der junge Stadtphysikus mit seinem Collegen und Rivalen Dr. Vätterli in kein Verhältniß setzen

konnte; daß der Stadtschreiber Wetzel, um die Ankunft eines werthen Verwandten, des Apothekers Wetzel, vorzubereiten, Zimmermanns Ruf systematisch zu untergraben suchte und den Schüler Hallers, wo sich die Gelegenheit bot, folgenderweise zu charakterisiren pflegte: „Er cha nüt, er weiß nüt, er verstoht nüt, ich will ims is Gsicht säge."

Unter seinen Collegen waren es die sogenannten Empiriker, welche sein Wirken mit der Behauptung erschwerten, man sei, bei der Verschiedenheit der Klimate, zu der Ausübung der Arzneikunst in der Schweiz nicht befähigt, wenn man die Anfangsgründe derselben nicht ebenhier gelegt habe. Sie wiesen dabei hohnlächelnd auf die englische Perrücke, welche Zimmermann von Göttingen gebracht hatte.

Auch wurde ihm vorgeworfen, es mangle ihm Beobachtung und Aufmerksamkeit, er unterlasse den Kalender zu berathen und ein gewisses Glas zu schütteln.

Aber — nicht genug am Neide und der Feindschaft seiner Collegen — auch bei dem Publikum brachten ihn einige Todesfälle in den Ruf eines unglücklichen oder ungeschickten Arztes, und, wie es zu geschehen pflegt, die einmal in Gang und Lauf gekommene öffentliche Meinung steigerte sich bis ins Ungeheure und Phantastische. Zimmermann wurde von den städtischen Klatschbasen, natürlich nur unter der Hand, aus den nichtigsten Ursachen und mit den lächerlichsten Gründen beschuldigt — so behauptet er wenigstens — Gift gemischt und ein Kindlein lebendig zergliedert zu haben. Aber nicht nur die Lebenden, auch die Todten klagten in ihrer Weise den Stadtphysikus an und eine von Zimmermann behandelte Bruggerin erschien nach ihrem Ableben mit seinen Medizinen in der Hand ihrer besten Freundin, um derselben warnend mitzutheilen, diese Arzneien seien an ihrem Tode Schuld.

Ueber diese plumpen und grausamen Vorurtheile der Kleinstädter gegen einen streng geschulten und berühmten Arzt wird man sich übrigens weniger wundern, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es damals draußen auf dem Lande noch weit schlimmer stand. Der Bauer hielt den Satz aufrecht, ein

freier Mann dürfe sich die Haut gerben lassen von wem er wolle, behandelte sich demgemäß in fast allen Fällen mit Wein, Gewürz und Käse, oder ließ sich von einem Charlatan mißhandeln, der am Sonntag in demselben Augenblick, da der Pfarrer Amen sagte und von der Kanzel stieg, seinen Kram vor die Kirchenthüre und die Trompete an den Mund setzte, der vorüberströmenden Gemeinde verkündigend, er habe schon ein Dutzend Todte auferweckt.

Zimmermann entschädigte sich, wie er im Kleinstädter-Katechismus andeutet, für die Mißachtung seiner Mitbürger durch den schriftlichen Verkehr mit den bedeutendsten Zeitgenossen, und auch auf dem Gebiete seiner eigenen Kunst bot ihm das Schicksal, gütig und mannigfaltig wie es ist, für die Feindschaft seiner Collegen einen vollen Ersatz. Der ausgezeichnete Lausanner Arzt Tissot hatte ihm seine Vertheidigung der Schutzpocken zugesendet. Daran knüpfte sich ein Briefwechsel und dann eine wahre und warme Freundschaft, welche bis zu Zimmermanns Lebensende vorhielt.

Dorer citirt manche Stelle dieser interessanten Korrespondenz, unter Anderm ein Wort Tissot's, welches wir vorgreifend anführen, da es ein scharfes Licht auf Zimmermanns Charakter wirft und eine zerstörende Eigenschaft desselben kennzeichnet, die er freilich als einen Grundzug der Epoche, mit manchem Zeitgenossen gemein hatte. Ich meine einen gewissen Zug von Unersättlichkeit. Der Franzose bezeichnet diese faustische Eigenschaft kurzweg als Untugend und vergleicht sie mit dem Benehmen ungezogener Kinder, die, wenn sie nicht alle die Spielsachen haben können, nach welchen sie langen, sich auch nicht mehr mit denen beschäftigen, die man ihnen läßt, und welche, um des Genusses willen der ihnen fehlt, denjenigen vernichten, der ihnen dargeboten wird.

Es ist Thatsache, daß es Zimmermann in Kurzem nicht nur mit seinen Kollegen, sondern auch auf dem bürgerlichen und geselligen Boden mit den Regierenden und Tonangebenden gründlich verdarb, sogar mit den Bruggerinnen, welche ihn haßten und die er dann in seinem Katechismus so unritterlich

behandelte. Und doch war er ein schöner Mann von sichern Umgangsformen, der ihnen überdies keinen Anlaß zu Herzensangelegenheiten und daraus entstehender Eifersucht gab. Zimmermann hatte ein zärtlich geliebtes Weib nach Brugg gebracht, eine Bernerin und Haller's Verwandte, eine verwittwete Steck, welche dem Ruhelosen Sanftmuth und Gleichmaß der Stimmung als werthvollste Mitgift zubrachte*).

Wenn wir uns Zimmermann vergegenwärtigen, wie er durch die reinliche Hauptstraße von Brugg und über die alterthümliche Brücke schritt, so war es eine vornehme Erscheinung vom Bernerschlage, ein großer und starkgebauter Herr, von Naturell heftig und gerade vor sich hin, doch sein Aeußeres und sein Betragen vollständig beherrschend. Ein schöner, leicht von den Blattern markirter Kopf, ein geistvolles blitzendes Auge mit einem durchdringenden Blicke, eine gewinnende Stimme, ein fester und leichter Gang, kurz ein imponirendes Wesen zeichnete ihn — mit Lavater zu reden — vor Zehntausenden aus. Aber dieser Gestalt fehlte die natürliche Anmut; sie bewegte sich mit weltmännischer Gewandtheit, doch ohne Freiheit und Harmonie. Zimmermanns Gesundheit war von jung an eine bedrohte und wenn er von seinem Lieblinge, J. J. Rousseau, sagt, daß fürchterliche Keime von Hypochondrie und Melancholie seit früher Jugend in seinen Eingeweiden und Nerven lagen, so mag er auch an sich selbst gedacht haben.

Ich glaube, daß Zimmermann nur selten jenes leichte, schmerzlose Dasein genoß, welches allein den Namen Leben verdient und daß seine gewaltsame Selbstbeherrschung, die übrigens nur eine äußerliche war — denn sein eigentliches Wesen zu bändigen ist ihm nie gelungen — sich an seiner Gesundheit rächte. Lavater verräth uns, daß Zimmermanns Stimmungen in der Intimität auf eine erschreckende Weise wechselten und in ihr Gegentheil umschlugen, Kälte in Thränen, Zärtlichkeit in Härte, Rücksichtslosigkeit in Unterwürfigkeit, Empfindsamkeit in Satire und so weiter und daß bei ihm

*) Er verlor sie bald nach seiner Uebersiedelung nach Hannover und gewann dort eine zweite ebenso liebenswürdige und aufopfernde Frau.

die mittlern Zustände, Wärme, Wohlwollen, Bescheidenheit, Humor fast gänzlich fehlten. So nennt er ihn einen „fragmentarischen Charakter, der in einem Augenblick alle mögliche, im andern gar keine Herrschaft über sich besaß, der im intimen Umgange von beleidigender Kälte zur Liebeshitze und umgekehrt überging, einen herzregierenden Mann, den jedoch ein Kind leiten konnte, wenn es ihn kannte (was Zimmermanns Glück in der Ehe erklärt), dazu gebildet, keinem Menschen Langeweile zu machen, aber oft Langeweile mit Todesangst zu erdulden."

Letzteres ist für einen in der Kleinstadt Lebenden eine gefährliche Anlage und wenn man hinzunimmt, daß Zimmermanns Geist offenbar an gewissen Tagen mit gezogenem Schwerte erwachte und mit einem nicht zurückzudrängenden Bedürfnisse nach Polemik, ja nach Satire und Invektive, so fühlt man heraus, daß beide Theile, Zimmermann und seine Brugger, zugleich Beleidigte und Beleidiger waren.

Vor allem verdroß es Zimmermann, daß ihm von den örtlichen Gewalthabern die schuldigen Rücksichten — er war schon in ganz jungen Jahren eine wissenschaftliche und schriftstellerische Persönlichkeit — hartnäckig verweigert und er von denselben nicht nach den gültigen Gesetzen der guten Lebensart behandelt wurde.

Der „Empfang mit tief in die Stirne gedrücktem Hute" und die „den Predigern durch das Fenster ertheilte Audienz", von welchen im Katechismus die Rede ist, beziehen sich auf zwei verschiedene Lokalgrößen, auf den Stadtschultheißen Zimmermann „im obern Hause" und auf den Hofmeister zu Königsfelden.

Der erstere Herr scheint der richtige Stadtmagnat und daneben ein prinzipieller Konservativer gewesen zu sein, der in Zimmermann den „Stürmer und Dränger" witterte. Das stattliche Rathhaus von Brugg war seine Welt, da saß er chez soi mit bedecktem Haupte — vielleicht war er gegen die Zugluft empfindlich — zwischen Gültbriefen, sortirte Gold und Silber und verzeichnete die Korn- und Weinzehnten. Sein privater Silberkasten soll bei den Stadtwahlen, deren

Modus wir kennen lernen werden, manchen Zuwachs erhalten haben. Die Brugger hielten große Stücke auf ihn und als Zimmermann in einem Gedichte drucken ließ:

O du verwöhntes Volk der Großen dieser Erde .....

behaupteten sie einstimmig, er habe damit auf ihren Schultheißen, seinen Namensvetter „im obern Hause", gezielt.

Ein wirkliches Personnage war der die Staatsregierung vertretende Hofmeister zu Königsfelden*), natürlich ein Bernerpatrizier. Er genoß ein fürstliches Einkommen und unterhielt eine zahlreiche Dienerschaft, welcher er — so erzählt die Brugger Stadtgeschichte — ausgiebig Thee zu trinken befahl und alle Monate die Ader schlagen ließ, weil es majestätisch lasse, wenn um einen Vornehmen alles blaß aussehe. Dieser Herr beleidigte zwar den Stadtarzt von Brugg in keiner Weise persönlich, sondern er ignorirte ihn einfach, und lud ihn nicht „zu Hofe", was freilich für einen jungen Ehrgeizigen die schlimmste Beleidigung war.

Dagegen mit einem Vorgänger dieses mit den Geistlichen seines Amtes nur durch das Fenster verkehrenden Edelmannes scheint der junge Schriftsteller auf gutem Fuße gestanden zu haben. Wenigstens ist das 1756 bei Heidegger in Zürich erschienene und jetzt sehr selten gewordene Büchlein „Betrachtungen über die Einsamkeit", das, beiläufig gesagt, sofort in mehrere Sprachen übersetzt wurde und aus welchem im Laufe der Jahre Zimmermanns gleichnamiges Hauptwerk sich herausgebildet hat, einem Emanuel Tscharner, Hofmeister zu Königsfelden, zugeeignet. Diese Dedikation nimmt eine durch ihre Mischung von Schmeichelei und Menschenfeindschaft merkwürdige, auch stylistisch ächt zimmermannische Wendung.

„Ich bin so frei", schreibt der Verfasser, „gegenwärtigen Blättern Dero erlauchten Namen vorzusetzen."

„Ich würde mir schmeicheln, eine Art von Ueberzeugung bei einigen Lesern zu wege zu bringen, wenn ich mir die Denkungsart der größern Anzahl von Menschen so leicht an-

*) Der Narr in Königsfelden, so nennt ihn Zimmermann anderswo, der jeden hinauswerfen läßt, welcher ihn nicht mit „Durchlaucht" tractirt.

gewöhnen könnte, als ich mich mit leichterer Mühe von derselben zu entfernen gewohnt bin. Sollten aber Ew. Wohledelgeboren einen gütigen Blick auf die Arbeit werfen, die ich Ihnen anzubieten die Ehre habe, so würde mein Gemüth die Beruhigung empfinden, die ein mächtiger Trost für jenen Griechen war, da alle seine Zuhörer ihn verließen und nur Plato blieb."

Einen ganz besondern Abscheu hatte Zimmermann gegen die Brugger Rechtssachen. Kalt wie in der Todesstunde floß ihm der Schweiß aus allen Gliedern, sagt er uns, sobald er von gerichtlichen Händeln sprechen hörte. So empfand er denn einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den streitsüchtigen Stadtadvokaten, obgleich dieser auch ein Freund der Einsamkeit war.

Zimmermann schildert uns diesen Brugger als einen „fürchterlichen Menschenfeind, der zu Hause immer Pandektengift kochte." Ihm war beständig „als ob er Schlangen aus dessen wilder, ungekämmter Perrücke wirbeln sähe." „Rother und blauer Aussatz deckte des Mannes Gesicht. Der liebreichste Blick aus seinen buschigen Augenbrauen war ein Blick aus der Hölle. Bei jedem Worte hängte er euch einen Prozeß an den Hals. Er weidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaum oder ein Herbstdieb am Weinstock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeister (sic) im Lande und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle biedern Leute, liebkoste jeden Bösewicht, bewirthete jeden Verläumder, registrirte alle Verläumdungen, protokollirte alle Lügen, advokatisirte für den Teufel und war der Vater einer Furie." Das heißt, gelassen gesprochen: der Stadtadvokat hatte eine Tochter und das Mädchen zeichnete sich nicht durch Sanftmuth aus.

Dieser helvetische Timon, schließt Zimmermann, befand sich dabei vortrefflich. Er machte sich täglich jene kleinen menschenfeindlichen Freuden im Stillen und lebte in seiner Einsamkeit zufrieden und glücklich.

Offen gestanden, ich möchte die Aehnlichkeit dieses Bildnisses nicht verbürgen. Zu deutlich tritt aus demselben die

übertreibende Verve des Schriftstellers hervor, welcher um jeden Preis ein Portrait à la Labruyère liefern will.

Auch auf dem politischen Boden, wo der Schweizer sich so heimisch fühlt, konnte es der junge Stadtarzt zu nichts bringen.

Edmund Dorer gibt uns hier aus den besten Quellen ein Bild der städtischen Verfassung von Brugg, welches aufbewahrt zu werden verdient.

Brugg besaß — soweit die Dokumente zurückreichen — zwei Schultheißen, den Amtsschultheißen und den Altschultheißen, die je das zweite Jahr mit einander wechselten und einen kleinen Rath von sieben Gliedern, die Schultheißen eingeschlossen, welche ebenfalls abwechselnd, die verschiedenen Verwaltungszweige, die sogenannten Pflegen, besorgten; dann eine die Stadtrechnung kontrolirende Behörde, die Zwölfer, und — als unterste Stufe — eine „Kleinglocke" von zweiunddreißig Mitgliedern. Die Vakanzen dieser Kleinglocke aber wurden von dem kleinen Rathe besetzt — jeder Rathsherr ernannte aus den in weißen Strümpfen bei ihm kandidirenden Bürgern einen Kleinglöckner. Man sieht, der kleine Rath von Brugg besaß das im vorigen Jahrhundert so gepriesene Arcanum: „sich selbst wiederzugebären", er ernannte die Kleinglöckner, die Kleinglöckner ernannten die Zwölfer, aus den Zwölfern erstand der kleine Rath selbst wieder, wie der Phönix aus der Asche.

Die Rathsherrnstellen waren gut dotirt, mit einem Gehalte von 500 bis 800 Gulden, zwölf Klafter Holz, einem Quantum Getreide und acht jährlichen Mahlzeiten auf Staatskosten. Der Gewählte wurde von der ganzen geputzten Stadt beglückwünscht und bewirthete dieselbe reichlich. Dafür wurde er als ein Wesen höherer Art betrachtet und ein ausgebildetes Ceremoniell entsprach seiner Würde.

Es war ein imponirender Anblick, wenn sich Meine Herren von Brugg im Rathhause oder sonntäglich in der Kirche versammelten. In letzterer saßen sie in folgender Ordnung: zuhinterst die Schultheißen und der kleine Rath in Mantel, Rabat und Degen, vor ihnen der Groß- und der

Kleinweibel in den Mänteln mit der Stadtfarbe und mit den Stäben, die zwei Stadtboten, der Hochwächter, die Nachtwächter und der Küster. Vor dem kleinen Rathe nahmen die Zwölfer Platz, ebenfalls in Mantel, Rabat und Degen, und zuvorderst die Kleinglocke in Mantel und Degen, ohne Rabat.

Es ist ein Faktum: der schon weltberühmte Zimmermann brachte es in Brugg zu keiner Rathsstelle, nicht einmal zum Zwölfer und zum Rabat, sondern blieb schmählich in der Kleinglocke, welche er präsidirte, und vor der Kanzel sitzen. Wer über solche Zurücksetzungen nicht lachen kann, muß sich nothwendig darüber ärgern und so kam es, daß sich Zimmermann von den Gastereien und Spieltischen seiner Mitbürger allmälig in die Einsamkeit seines Hauses zurückzog, wodurch er sie wieder gründlich kränkte.

Es ist anzunehmen, daß die Brugger, wenn sie von seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Erfolgen wie von einem Märchen reden hörten, sich noch mehr gegen ihn verhärteten und das republikanische ne quis emineat! doppelt strenge geltend machten. Man verbiß sich gegenseitig und diese einbildischen und bornirten Spießbürger mögen sich wirkliche Ungezogenheiten und Rohheiten gegen ihn erlaubt haben. Er aber war nicht ruhig und innerlich groß genug, um in diesen Fällen das zugleich milde und strenge göthesche Wort in Anwendung zu bringen: „das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich immer gleich."

So gänzlich verlassen übrigens war Zimmermann nicht. Er besaß in Brugg einige gute Freunde, die Prediger Stapfer und Rengger und den Rathsherren Schmid, einen Verwandten, der ein sehr braver Mann gewesen sein muß. Diesen blieb er bis an sein Lebensende unwandelbar verpflichtet. Seine Freundestreue und seine Dankbarkeit werden einstimmig gerühmt.

Von seiner exemplarischen Frau wurde der Widerspruchsvolle verstanden und herzlich geliebt*); sie machte ihm das Flämmchen seines häuslichen Herdes anmuthig. Auf seine

*) Ihr letztes Wort auf dem Sterbebette war: „Wer wird dich, armer Zimmermann, verstehen, wenn ich nicht mehr da bin?"

zwei Kinder dagegen — und das ist die tragische Seite seiner Hypochondrie — färbte seine Ruhmsucht und seine Verstimmung gegen die kleine Vaterstadt nur allzubald ab. Das Herz zieht sich zusammen, wenn man den Vater selbst erzählen hört, wie der fünfjährige Knabe, welchem die Biographien Plutarchs in die Hand gegeben wurden, die Frage thut: „Wird man denn dereinst mein Leben auch beschreiben?“ und wie die kleine Katharina, im Dialekt „Gattüngi“ geheißen, sich beklagt: „Mutter, Mutter, ich weiß nirgends hin, ich habe gar erschrecklich lange Zeit, das Leben ist so einförmig ('s Lebe ist so glich)!“ Aus dieser „Gattüngi“ wurde das arme Mädchen, von dem Göthe erzählt, und der frühreife Knabe, der fragte, ob man sein Leben beschreiben werde, erlosch in der Dunkelheit des Wahnsinnes. Ich will Göthe reden lassen, welcher der Tochter Zimmermanns in seinem Vaterhause begegnete:

„Eine Tochter, die mit Zimmermann reiste, war, als er sich in der Nachbarschaft umsah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa sechszehn Jahre alt sein. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit, ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer ruhig aus wie ein Bild; sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie dazubehalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie, als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden, sie habe es mit Noth so lange getragen, weil sie geglaubt, es sei in jeder Familie nicht anders oder nicht viel besser; da sie nun aber eine so liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle .... Meine Mutter gab

sich viele Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht."

Das ist nicht heiter. Aber so stand es um Zimmermann noch nicht, als er in Brugg lebte, sondern erst zehn Jahre später wurde die Härte des Vaters gegen seine Kinder unter den Zeitgenossen als eine bekannte Sache besprochen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Göthe den Auftritt zwischen der Frau Rath und der „Gattüngi" wesentlich übertrieben habe. Merkwürdig aber ist, wie diese „Gattüngi" ihrem Vater äußerlich und innerlich geglichen haben muß. Wie er, besaß sie einen schlanken Wuchs und regelmäßige Züge ohne Anmuth und Wärme; wie bei ihm schlug ihre Selbstbeherrschung und anscheinende Kälte ohne Mittelstufe in Verzweiflung und strömende Thränen um.

Unter Zimmermanns vielen Aufzeichnungen befindet sich eine an den Lavaterschen „Erinnerer" gerichtete, worin er, zu einem bestimmten physiologischen Zwecke, der uns hier nichts angeht, eine seiner Tagesordnungen in Brugg bis ins Einzelne beschreibt. Es sei uns erlaubt, diesen übrigens unbedeutenden Tagesverlauf mitzutheilen, nur um den Beweis zu erbringen, daß bei Zimmermann auch ganz erträgliche und lebbare, ja glückliche Tage den Druck der Bruggerverhältnisse und des eigenen schwierigen Naturells unterbrochen haben.

„5. November 1765. Den ganzen Morgen hindurch war mein Kopf ungemein helle, ich erfand den Plan zu einem ganz in die ausübende Arzneikunst einschlagenden Buche; eine Menge dahin gehörender Ideen drängten sich herbei, ich schrieb alles auf und ging verjüngt zu meiner Mittagsmahlzeit. Nach Tische schrieb ich etwas ganz Mechanisches. Ich ging hierauf in Gesellschaft, wo ich ein paar Augenblicke sehr aufgeweckt war und die übrige Zeit bald mit einigen Frauen tändelte, bald in mich selbst zurückging und an mein Buch dachte. Von diesem Orte ward ich durch Berufsgeschäfte weggeführt und mit diesen brachte ich die ganze Zeit bis um

acht Uhr des Abends zu. Meine Nachtmahlzeit war mäßig, ich aß einen Bissen von einem Rebhuhn und trank nach meiner Gewohnheit ein paar Gläser Wein. Bei Tische sprach ich aus meinem Herzensgrunde mit meiner Familie von der mir so seltenen Heiterkeit meines Geistes, die mir Gott in diesem dunkeln Monat schenkte. Um zehn Uhr legte ich mich, ohne die geringste Beklemmung in meinem Leibe oder in meiner Seele zu spüren, ganz heiter und friedsam zu Bette. Ich richtete nach meiner Gewohnheit mein Herz zu Gott und schlief ein."

Der Glücklichste unter uns möchte sich kaum einen andern Tag wünschen!

Auch eine gütige schöne Freundin besaß Zimmermann in Brugg: die das Städtchen umgebende Natur. Wenn er hinauswandelte, ging er — wie Edmund Dorer hübsch sagt — in doppeltem Sinne ins Freie. Er hatte diese bei Melancholikern einen unglaublichen Grad von Intensität erreichende Naturliebe mit Jean Jaques gemein, dessen Neigung für englische Parke er gleichfalls theilte, aus seinem Eigenen den deutsch-romantischen Geschmack an Schloß- und Klosterruinen beifügend, die er schon als Knabe zu besuchen liebte.

Dorer begleitete Zimmermann auf einem seiner einsamen Spaziergänge.

„Der Verbitterte genoß", sagt er uns, „die stille Natur und empfand nichts als die Seelenfreude. Oft blickte er im Gefühle dieser sanften Lust, im Frühjahr, in das herrliche Heimatthal hinab, da wo die Trümmer des Wohnsitzes Rudolfs von Habsburg auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün sich erheben. Da sah er, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt und dann wieder ruhig und langsam sich schlängelt, während ihr die Reuß und die Limmat zueilen, friedlich mit ihr sich vereinigend. In dem schönen Vorgrund sah er die königliche Einsamkeit, wo die Gebeine der Habsburger und der von den Schweizern bei Sempach Erschlagenen in klösterlicher Stille ruhten. Weit umher breitete sich vor ihm das lange Thal, wo die große

Stadt Vindonissa gestanden und die Ruinen lagen, auf welchen er so oft in stiller Betrachtung über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise erhoben sich über anmuthigen Hügeln die lichten Hochgebirge und mitten unter diesen Szenen fiel sein Blick vom hohen Walde, wo er stand, über die Weinberge hinab tief zu seinen Füßen auf seine kleine, reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenster. Dies alles sehend und vergleichend, sprach er dann zu sich selbst: Ach! warum ward doch meiner Seele so enge mitten unter so vieler Veranlassung zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele lange Weile, so viele Unlust, so vielen Gram, da ich doch jetzt nichts empfinde als Liebe und Ruhe und alle schiefen Urtheile verzeihe und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein Menschen so unruhig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Eine so stolz und der Andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da so viel Streit und Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat? Dann stieg er, noch vergnügt und friedsam, von seinem Berge herab, machte den Regenten seiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem seiner Mitbürger die Hand und behielt diese selige Stimmung, bis er" — nun bis er den nächsten Verdruß hatte und dieser den alten Aerger wieder aufweckte.

Endlich machte sich Zimmermann von Brugg los. Dorer nennt es scherzend ein „Heimweh eigener Art", was den Stadtarzt aus seinem Vaterstädtchen vertrieb und zitirt dazu eine Stelle aus dem Buche „Ueber die Einsamkeit":

„Eine Traurigkeit aus der vergeblichen Begierde seine Leute wiederzusehen zeugt eine Krankheit, die zuweilen, nach einer kurzen Schwermuth, dem Tode überliefert. Die Schweizer sind aus Ueberzeugung von den Vortheilen ihres Vaterlandes gewohnt, diese Melancholie sich allein zuzueignen, da doch andere Völker ebensoviel Recht dazu haben. Aber jeder Schweizer fühlt endlich, wie ich, das Heimweh unter einem andern Namen mitten auf dem Feuerheerde seiner Hausgötter,

wenn er glaubt, er lebte vergnügter in einer andern Stadt oder in einem andern Lande."

Der treue Tissot bemühte sich nach Kräften, Zimmermann einen größern Wirkungskreis zu verschaffen. Diesem aber erschwerte dieselbe Gemüths- und Nervenstimmung, welche ihn nach einer Veränderung begierig machte, es zu einer entscheidenden Wahl und einem mannhaften Entschlusse zu bringen. Es ist wahr: die Anträge und Möglichkeiten — denn Zimmermann besaß einen europäischen Ruf — vervielfältigten sich auf eine verwirrende und fast beunruhigende Weise. Nach und mit einander tauchten auf und kamen in Vorschlag: ein akademischer Stuhl in Göttingen; eine durch Subscription zu ermöglichende begünstigte Stellung in Bern; ein Ruf des Grafen Stadion nach seinem Tusculum Warthausen, wo Zimmermann, als Arzt und Gesellschafter, eine edle Muße genossen hätte; ein Ruf nach Orbe, zwar auch einer kleinen Stadt, aber in Verhältnisse, welche „die Weisheit der dortigen Behörden zu höchst ehrenvollen machte"; ein Bibliothekariat bei dem Könige von Polen; eine Berufung als Stadt- oder oberster Staatsarzt nach Solothurn, wo Zimmermann die althergebrachte hübsche Geselligkeit und läßliche Lebensauffassung anmuthete; die Stelle eines Leibarztes bei dem oben erwähnten König von Polen; endlich dieselbe, durch den Tod Werlhofs erledigte Stelle in Hannover mit einem Gehalte von 1200 Thalern, welche Zimmermann dann auch annahm. Er wurde königlich britischer Hofarzt, um es bis an sein Lebensende zu bleiben.

Nun kamen die gehetzten, unruhigen Stunden des Räumens und Packens. Drei Monate waren ihm zur Ordnung seiner Geschäfte gegeben. Ein Inventar wurde aufgenommen, Schwiegermutter und Frau wollten überall dabei sein und es gab stürmische Szenen. „Ich wäre der glücklichste Mann", schreibt der Scheidende an Tissot, „wenn ich mit gutem Gewissen fünfzehn Tage nach Lausanne durchgehen könnte, aber, in der gegenwärtigen Lage der Dinge, gliche ich, mein Haus verlassend, einem Arzte der seine Stadt, wo die Pest herrscht, im Stiche ließe, um sich mit fernen Freunden zu belustigen."

Zum Glücke stand der ruhige Rathsherr Schmid, der Freund und Verwandte der Familie, den Aufgeregten beschwichtigend bei und übernahm es auch, Zimmermanns ökonomische Angelegenheiten nach seiner Entfernung von Brugg zu besorgen; denn dieser gab seltsamer Weise den Gedanken nicht auf, einmal wieder in das ihm so gründlich verleidete Vaterstädtchen zurückzukehren.

Hatte sich seine Stimmung geändert? Verließ er nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth, wo nicht die Gassen, doch das Bild seines Städtchens, die rauschende Aare und den Burgfrieden seiner Wohnung?

Zimmermann besaß in Brugg ein sehr schönes Haus mit bequemen Räumen und tausend Erinnerungen.

Da war das Fenster, an welchem er einst mit Lavater gestanden, einem militärischen Zuge zusehend, welcher sich durch die Gassen von Brugg bewegte. Lavater wurde trotz seines in die Ferne kurzen Auges von der Gasse herauf durch einen Kopf dergestalt frappirt, daß er sich bewogen fühlte ein sehr entscheidendes Urtheil über denselben abzugeben, übrigens ohne die mindeste Ueberlegung, ohne den mindesten Gedanken daß er etwas Merkwürdiges sage. Zimmermann fragte ihn mit einigem Erstaunen, worauf sich sein Urtheil gründe, und Hans Kaspar erwiderte: ich las es aus dem Halse. Dies war die Geburtsstunde der Physiognomik.

Dort hinten hinaus lag das stille Schlafgemach, wo ein Traum geträumt worden war, welcher dem Zürcher den Anlaß zu seinem ersten Buche gab und so mittelbar den Grund zu seinem literarischen Namen legte. Das war so gekommen. Zimmermann hatte träumend eine Vision seiner Frau als einer Seligen gehabt, obwohl dieselbe ruhig an seiner Seite schlummerte. Das Traumbild hatte sich über die Zustände einer Abgeschiedenen würdig, ich hätte fast gesagt verständig geäußert und Zimmermann seinen Traum sofort an Lavater geschrieben. Die Einbildungskraft des Zürchers fing Feuer und es entstanden: „Die Aussichten in die Ewigkeit", deren Behauptungen und Kombinationen man nicht einmal gewagt und abenteuerlich nennen kann, weil sie überhaupt jenseits

des Erkennbaren, außerhalb der Grenzen von Erfahrung und Vernunft liegen und ins Besondere dem Geistlichen, wie mir scheint, durch die Definition des Glaubens im Hebräerbriefe widerrathen waren. Diese „Aussichten in die Ewigkeit" erschienen dann als „Briefe", welche der noch unbekannte fünfundzwanzigjährige Lavater an den siebenunddreißigjährigen schon berühmten Zimmermann richten durfte. Sie fanden Verbreitung und trugen Hans Kaspar von orthodoxer Seite das Attribut eines Ketzers, von rationalistischer dasjenige eines „Lappi" ein, als Gegenwerthe aber ein hübsch eingeschränktes öffentliches Lob von Herder und ein paar bibelfeste, herrliche Zeilen von Göthe, welcher bekanntlich seinen Unglauben an die mögliche Vernichtung des Individuums durch alle Entfaltungen seines Lebens fest und sich konsequent für einen Unsterblichen gehalten hat.

Da war vor allem, weit über die Häuser weg in's Freie blickend, die hoch und still gelegene Dachstube, welche Zimmermann zu seinem Museum erwählt hatte, eine luftige Klause, wo ihm nur etwa ein Vogel auf dem Sims des offenstehenden Fensters herumhüpfend, Gesellschaft leistete. Hier lebte der halb freiwillige Eremit mit seinen Büchern und seiner Feder; hier schrieb er, neben manchem kleineren Versuche, das Leben seines Meisters Haller und die drei Werke (vom dritten wenigstens den ersten Entwurf), welche seinen Namen — Zimmermann war ohne Vergleich der am meisten übersetzte Deutsche seiner Zeit — von dieser Dachkammer aus über die Welt verbreiteten. Ich bin überzeugt, daß seine Bücher, das „vom Nationalstolz," das von Göthe in Wahrheit und Dichtung charakterisirte „von der Erfahrung in der Arzneikunst" und das bekannteste „über die Einsamkeit" heute noch in der kleinen Bibliothek manches französischen oder italienischen Pfarrers und Landarztes an dem Ehrenplatze stehen, mit Erbauung gelesen und als unbedingt klassisch betrachtet werden.

Sie entstanden in dem „reizlosen und alle Flammen des Geistes auslöschenden Orte," wie Zimmermann öffentlich in einem seiner Werke — und das war entschieden zu viel —

sein Vaterstädtchen nannte. „Wäre ich in Brugg nicht verachtet und verfolgt gewesen“, erklärt er uns, „ich hätte keine Bücher geschrieben und wäre nicht berühmt geworden“. Dergestalt legt uns Zimmermann selber das Geständniß ab, daß er seinen Ruhm nicht zum wenigsten seiner Vaterstadt schuldet. Wäre ich ein Brugger, etwa der Urenkel eines Schultheißen, ich würde den Antrag stellen, das Eigenthumsrecht des Städtchens auf seinen undankbaren großen Mann geltend zu machen und dem Andenken des weiland Stadtarztes an einem ehrenvollen öffentlichen Orte oder lieber noch an einem kühlen Schattenplatze wider seinen Willen eine Büste zu weihen!

Auch wäre der Beweis leicht zu führen, daß sowohl das Buch „vom Nationalstolze“ als das über die „Einsamkeit“ den Brugger Verhältnissen seinen Ursprung verdankt. Denn Zimmermann war eigentlich ein Gelegenheitsschriftsteller, der ein Motiv leidenschaftlich aufgriff, in seinem von allen Windstößen der Zeit durchbrausten Kopfe hin und her warf, und dann stimmungsvoll und rhapsodisch behandelte. Erst in der folgenden Auflage vergrößerte er den Rahmen, durchdachte und vertiefte das Thema, legte die Gewichte von Wahrheit und Gegenwahrheit, beseitigte die Paradoxen und die Widersprüche, strich die Invektiven oder richtete sie an eine andere Adresse und fügte, nach französischem und englischem Muster, den illustrirenden historischen Zug, die witzige Anekdote bei.

Und alles was er schrieb, wurde ihm zur persönlichen Sache. So wenig als Lavater, hatte er den Begriff des uneigennützigen Denkens oder des selbständigen Kunstwerkes. Das lag nicht in seiner Zeit. Beides, Denken und Kunst, sollten, ächt republikanisch, bessern, belehren und sich unmittelbar praktisch verwerthen lassen. Er geberdete sich, wie Rousseau und Lavater, als öffentlicher Lehrer, als Reformator und drängte der Welt die Willkür und Schrankenlosigkeit seiner Person auf. Das gab ihm Gewalt über die Seelen, so oft und so lange er mit einem revolutionären Elemente oder mit einer gerechten Forderung der Zeit von ungefähr zusammenging, erklärt aber auch die Heftigkeit der persönlichen

Angriffe, denen er sich bloßstellte, und die Verkennung, welche er erfuhr, als er dem Zeitgeiste zu widersprechen begann.

Sein Buch „vom Nationalstolze" ist eigentlich oder war wenigstens ursprünglich — es hat sich bei jeder neuen Auflage verwandelt — gegen den Nationalstolz gerichtet. Das beweisen schon die Vignetten, welche Zimmermann den verschiedenen Auflagen voransetzen ließ. Vor der ersten: ein Tartar-Chan, der Milch und Pferdefleisch genießt und durch einen Herold verkündigen läßt: allen Herren dieser Erde erlaube ich nun auch zu essen! Vor der zweiten: die Buckligen, einen gerade Gewachsenen als Mißgestalt anstarrend und bedauernd. (So pflegte Zimmermann im Verkehr mit seinen Freunden das Verhältniß zu seinen Mitbürgern mit Vorliebe zu allegorisiren.) Die dritte Auflage war ein Wiener Nachdruck. Die vierte bringt zwei Vignetten: ein auf einem Pfau reitender Affe setzt Vertretern verschiedener Nationalitäten Brillen auf die Nasen und: ein auf einem Stücke Holz thronender schwarzer König frägt: wie spricht man in Paris von mir?

Ueberdies findet sich in der ersten Auflage eine bedenkliche Stelle, die dann in den folgenden verschwunden ist. Nachdem Zimmermann den falschen Nationalstolz aus humanen Gründen verworfen hat, lobt er den ächten, welchen er der Vaterlandsliebe gleichsetzt und zugleich die heimische republikanische Staatsform*), schließt dann aber mit folgender seltsamen und gespreizten Wendung: „Ich gehe zu weit. Ich habe eine Satire schreiben wollen und bin ein Lobredner geworden. So sehr muß ich zum Loben geneigt sein, daß ich auch lobe, wo ich nur zu schelten hätte."

So dreht sich die Klinge in seiner Hand und sticht wieder gegen die Brugger.

Das Buch „über die Einsamkeit" hat, aus wenigen Blättern zu vier starken Bänden anwachsend, Zimmermann durch sein ganzes Dasein begleitet. So ziemlich alles, was er über Leben, Religion, Politik gedacht hat, ist darin gesammelt

*) In einer spätern Auflage läßt er in einem neu hinzugekommenen Kapitel auch dem Nationalstolz in monarchischen Staaten Gerechtigkeit widerfahren.

an dem dünnen Faden, ich hätte fast gesagt unter dem Vorwande folgenden Gedankenganges: Tugend macht selbständig und befreit von der Welt- und Menschenfurcht. Der Charakter und das Gemüth aber reinigt und befestigt sich durch einen gewissenhaften Gebrauch der Einsamkeit.

Zimmermann begann sein Werk, wie er ausdrücklich sagt, um seinen Hang zur Einsamkeit gegen seine Mitbürger zu vertheidigen, welche, unterhaltsam und gesellig wie sie waren, ihm denselben verdachten und zum Vorwurfe machten.

Es ist, objektiv gesprochen, ein, trotz manchem Sophismus, gutes, jedenfalls ein geistreiches Buch; als „Selbstbekenntniß" betrachtet, kennzeichnet es den Menschen und die Epoche.

„Der Autor hat jedes Blatt dieses Buches gelebt", sagt uns Edmund Dorer.

Zimmermann war ein Kenner der Einsamkeit. Er nennt sie seine erste Liebe und suchte sie schon als Knabe. Er suchte sie als Jüngling an den Ufern des Leman und empfand sie als eine Süßigkeit des Daseins. Er suchte sie als Mann in seiner Dachstube und sie gab ihm den Ruhm. Er suchte sie noch in der Agonie und endete mit den Worten: „ich sterbe, lasset mich allein!"

Da war auch im zweiten Stockwerk das nette Sälchen, wo Zimmermann bei einem Glase Wein mit seinem Gaste, dem kaum einige Jahre jüngeren Wieland, sich so lustig gezankt und ein ander Mal mit seinem Zürcher Freunde Hans Kaspar Hirzel so ausgiebig geweint hatte.

Sicherlich ging es lebhaft zu, wann Zimmermann und Wieland sich zusammen gütlich thaten. Da rückte der Schwabe dem Brugger seinen impetuosen Geist vor, „der ihm einen Possen um den andern spiele". Der Stadtarzt aber antwortete mit derben Spässen über das aus dem Seraphiker unvermuthet herausgewachsene Weltkind, welches jetzt „den Horaz dem Plato, den Tokaier dem Nektar, eine rundliche Phyllis einer ätherischen Panthea vorziehe." Dabei machte der kräftig Gebaute den angehenden Epikuräer spöttelnd auf seine dünnen Beine aufmerksam. Wieland gab seine Waden-

losigkeit zu, wollte aber in der epikuräischen Schule durchaus nicht so weit vorgeschritten sein, wie Zimmermann ihm zuschob, ja er leugnete überhaupt, im engern Sinne zu der Heerde Epikurs zu gehören. Um Rache zu üben, sprach er dann dem Brugger, welcher seinen Vers, freilich einen sehr formlosen, dichtete wie ein anderer, jedes tiefere Verständniß für Poesie ab*), womit es ihm aber, zu seinem Erstaunen, nicht gelang, den sonst so reizbaren Stadtarzt aufzubringen. Dann stritten sie über den Werth der Metaphysik, die Berechtigung der Anachoreten und Mystiker und über andere interessante Gegenstände, ihre Meinungen wechselnd, wie die Fechter im „Hamlet" ihre Rappiere.

Da mochte Zimmermann dem jugendlichen Dichter wohl auch seine Bruggerleiden vorklagen und dieser, so leichtblütig er war, aus Gefälligkeit mit ihm sympathisiren. Wann sich dann aber der leidenschaftliche Hauswirt von seiner Beredsamkeit und seiner Galle hinreißen ließ, von einer systematischen Verfolgung zu sprechen, deren Opfer er hier sei, schüttelte gewiß der kluge Schwabe den Kopf dazu und dachte an Rousseau, welcher sich aus ein paar widerwärtigen Vorfällen, Anfeindungen und Verfolgungen mit verderblicher Logik eine gegen ihn gezettelte allgemeine Verschwörung zusammengesonnen hatte. Und, um dem Gespräche eine vergnüglichere Wendung zu geben, forderte er dann wohl den Hypochonder auf, ihm einige der vorzüglichsten und aufdringlichsten Brugger Stadtkarikaturen mimisch vorzuführen. Das ließ sich Zimmermann nicht zweimal sagen und, sich selbst als den Naturforscher und Arzt Demokrit, seine Mitbürger aber als die Abderiten in Szene setzend, legte er ihnen Worte in den Mund, ungefähr wie folgende: „Unser Stadtarzt wird melancholisch. Man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht

*) Ich glaube, daß Wieland nicht ganz Unrecht hatte. Zimmermann, welcher die englischen Dichter im Originale lesen konnte, spricht in einem Jugendbriefe von Shakespeare's „Strohfeuer". Aber freilich aus einem hingeworfenen sinnlosen Worte läßt sich nichts schließen und später befreundete sich Zimmermann, wie immer den Impulsen der Zeit folgend, mit den Werken des größten Dichters.

besuchen; er muß mit uns Kegel schieben und in die Scheibe schießen". Solche Worte mögen von den satirischen Lippen Zimmermanns als Saatkörner in die empfängliche Phantasie Wielands gefallen sein, dort sich entwickelnd, bis die eigene Erfahrung einer Kleinstadt, des Reichsstädtchens Biberach, den lustigen Roman der Abderiten zeitigte.

Die Beiden blieben noch lange in freundlichem Verkehre, bis sie das Schicksal weit auseinander führte, beide in günstige äußere Verhältnisse, aber den Poeten in ein zufriedenes Dasein, den Arzt in immer dunklere Tage.

Doch ich wollte noch erzählen, wie zwei erwachsene und stattliche Männer in diesem Sälchen anläßlich eines Excerptenheftes sich umarmt und reichliche Zähren vergossen haben. Mit aller Ehrerbietung für die Thränen unserer literarisch gebildeten Urgroßväter sei es gesagt: ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß ein wenig Mode, ein bischen unschuldiges Schauspiel dabei war.

Zimmermann saß mit seinem Gaste Hans Kaspar Hirzel zusammen, welcher ein Arzt und ein patriotischer Schriftsteller und ein Poet war wie er, und überdies der Entdecker des „philosophischen Bauers" Kleinjogg.

Da begab sich Folgendes:

Zimmermann wies seinem Züricher Freunde die Excerpten seiner Lektüre, welche er sich nach Hallerscher Methode in bequemer Ordnung angelegt hatte. „Hirzel besah die Hefte sehr aufmerksam (wir zitiren wörtlich), unterhielt sich mit Zimmermann darüber, war sehr lustig und lachte oft. Endlich fing er auf einmal an stille und trübselig zu werden. Zuletzt brach er in Thränen aus.

Die Szene bestürzte Zimmermann. Er fragte mit Rührung nach der Ursache der Thränen. Hirzel blieb sprachlos. Zimmermann bat und beschwor ihn, daß er doch sprechen möge, daß er ihm die Ursache seiner Traurigkeit entdecke.

Endlich sagte Hirzel: „ich weine aus Neid!"

Da fiel ihm Zimmermann um den Hals, drückte ihn an seine Brust und vergoß selbst tausend Thränen."

Hirzel hinterließ als Gastgeschenk seinem Freunde ein

Blatt Hexameter, worin er die Frau seines Wirthes besang, wie er denn Zimmermanns ganzes Leben bis zu dessen Abreise von Brugg mit seinen ausdauernden Hexametern begleitet hat.*)

Einen kurzweiligeren Gesellen fand Zimmermann in Salomon Geßner, welcher auch in seinem Hause in Brugg erschien und den er dann nach Schinznach, dem Versammlungsorte der helvetischen Gesellschaft, begleitete. Sie verkehrten viel mit einander und eines Tages, zwischen Habsburg und der Aare sich ergehend, theilte Geßner seinem Freunde mit, er beschäftige sich mit dem Gedanken, „amerikanische Idyllen" zu schreiben, offenbar um für seine idealen Hirten einen unberührten Boden zu gewinnen. Aber es kam nicht dazu, Geßner blieb seiner heimatlichen Schäferei getreu. Daneben war er aber ein lustiger Schelm, wie ihn Kleist, der Verfasser des Frühlings, nennt und dem Idyllendichter kommt das Verdienst zu, Zimmermann zu dem ausgelassensten Gelächter seines Lebens gebracht zu haben. Geßner, in Schinznach von einer heftigen Kolik befallen, ließ ihn zu sich rufen. Zimmermann eilte mit beklommenem Herzen hin, aber kaum hatte er mit dem Kranken ein paar Worte gewechselt, als dieser den Ausdruck seines Leidens mit verzweifelten Sprüngen und sprechenden Geberden so toll karikirte, daß der Arzt und der Patient nicht aus dem Lachen kamen.

Alles dieses haftete an Zimmermanns Brugger Hause und der aus seiner Dachkammer überblickbaren Landschaft. So mag er es ungerne verlassen und, als den 12. Juli 1768 sein Reisewagen aus dem Thore des Vaterstädtchens rollte, auch für dieses, wo nicht einen freundlichen Abschiedsblick, doch einen versöhnlichen Abschiedsgedanken gehabt haben.

Aber Jugendeindrücke sind unvertilglich und treten oft, bei Beginn des Alters, mit verschärfter Deutlichkeit hervor.

*) Auch Wieland schwärmte für die Frau Zimmermanns: „Ein Brief von deiner Frau", schreibt er noch in seiner ersten Manier, „lehrt mich besser, was das Gute und Schöne ist, als Plato und Aristoteles, und, wenn sie mir entrissen würde, würde ich ihr in die Welt der Engel nachfolgen." Das hatte gute Weile.

Zimmermann fand in Hannover, mit Göthe zu reden: „äußeres Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen", aber er fand auch die Dämonen wieder, welche ihn in der Kleinstadt gequält hatten.

In der großen Ausgabe des Buches „über die Einsamkeit" fällt er mit verdoppelten Keulenschlägen über die Kleinstädter her, mit welchen man am Ende beinahe Mitleiden empfindet, und im Norden von Deutschland, nach zwanzig verflossenen Jahren, kann der königlich britische Leibarzt die alten Fratzen nicht los werden. Das Thema ist: Hartnäckige Einsamkeit als das einzige Rettungsmittel in einer Kleinstadt. Trotz der sorgfältig gebauten Perioden einer sogenannten klassischen Prosa widerstrebt es uns, diese äußerlich gedrechselten und innerlich so wild menschenfeindlichen Sätze zu wiederholen; wir beschränken uns auf ein anderwärts niedergelegtes zusammenfassendes Wort, das noch bitter genug lautet:

„Ich kenne kein unglücklicheres Schicksal, als genöthigt zu sein in einer kleinen Stadt zu leben. Gewiß, ganz gewiß werden die Menschen da schlimmer, als sie es insgemein sind. Ob sie gleich nicht stehlen und morden, so macht doch, die braven Leute ausgenommen, einer dem andern das Leben so betrübt als es nur immer möglich ist. Ich war doch in Brugg kein Monstrum, kein Verbrecher, kein Scheusal der menschlichen Gesellschaft und doch haßten mich meine Mitbürger vierzehn lange Jahre." Und nun genug von der Kleinstadt.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß wir, auf Besuch bei einem Freunde, uns unwillkürlich sein Heim, seine Studierstube, die Linden seines Hofes, Licht und Schatten seines Gartens, kurz seine ganze Lebensbühne idealisiren, weil uns eben der fremde Besitz nicht wie der eigene durch den Staub der Gewohnheit und den Verdruß des Alltagslebens entzaubert ist. So erging es unserm Zimmermann, als er seinen Freund Hotze in Richterswyl besuchte. Er entwirft von dem Heime des Zürcher Landarztes, welcher übrigens ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mensch gewesen sein muß, ein Gemälde,

das, wenn die Vergleichung erlaubt ist, ein wenig an die schwungvollen Linien des Poussin erinnert, dessen Werke Zimmermann wohl im Kupferstiche besaß und bewunderte. Das Dorfbild verdient hier einen Platz als Gegenstück der engen Kleinstadt und als eine hundertzwanzig Jahre alte Verherrlichung unseres Zürichsees:

„Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Freundes läuft am Garten ein murmelnder Bach und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrime nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den majestätischen Ezelberg. Sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt, an der Mitte des Berges hangt ein Dorf mit einer schönen Kirche und auf dieser Kirche ruht an jedem hellen Abend die Sonne. Vor den Gärten liegt der Zürichsee, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.“

„Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt und eine feurige Heerstraße über den See zeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille doch jenseits am Ufer jeden Schlag der ländlichen Glocken, hört des Nachtwächters Stimme herüberhallen und das Bellen treuer Haushunde, hört von Ferne den Kahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht wie er in der feurigen Heerstraße fährt und mit den glänzenden Wellen spielt.“

„Hier, bei dem großen Arzte, ist alles lieblich, nahe, vertraulich, freundlich, innig. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh. Er schreibt an Tischen von inländischem Holz und speist sich und seine Freunde aus Gefässen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der

Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo er schläft, beim Erwachen begrüßt ihn das Girren der Turteltauben und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen. Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen widmet er der großen Menge von Traurigen, die ihn besuchen. Kommt das Volk aus den gebirgigen Kantonen der Schweiz und aus den Thälern der Alpen zu ihm, traut es ihm zu, daß er alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu und offen, behorcht es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf, wie Goldkörner, und geht dann von ihm weg, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von einem Beichtvater in Einsiedeln, o so ist er, am Abend eines solchen Tages, ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer, drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt, ruft sie: „Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht, als ich heimkam und nun ist's seit zwei Tagen so viel besser, ach, wie seid Ihr mir so lieb, Herr Exzellenz", dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem Könige zu Muthe sein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!"

Mathilde Escher.

Ein Portrait von Conrad Ferdinand Meyer.

Zürcher Taschenbuch auf d. J. 1883. S. 1—18.

Das Jugendbildnis eines bedeutenden Menschen hat immer eine Anziehungskraft. Wir ergötzen uns, aus den kindlichen Zügen das endgültige Gesicht zu entwickeln und dieses hinwiederum auf seine weichen Anfänge zurückzuführen. Die Erbauerin der St. Anna-Kapelle liebte es nicht, ja es widerstrebte ihr, sich abbilden zu lassen. Aber wäre ihr ein verlegtes Jugendbildchen zufällig wieder vor die Augen gekommen, würde sie es doch wohl einen Augenblick betrachtet und dazu gelächelt haben.

Kurze Aufzeichnungen einer Nichte der Seeligen mit eingelegten authentischen Briefstellen ermöglichen es mir, ein lebenswahres Bildnis der jungen Mathilde Escher zu entwerfen, das durch die Aehnlichkeit und den Kontrast mit jener

Mathilde Escher, die — wenigstens dem Rufe nach — wir Zürcher alle gekannt haben, eines gewissen Reizes nicht ermangelt. Wenn ich den ausgebildeten Kopf dann noch flüchtig daneben skizzire, so wird es mit wenig Strichen geschehen, aber nach festen persönlichen Erinnerungen. Allenfalls mitlaufendes Beiwerk betrachte der Leser als Arabeske.

Mathilde Escher (geb. den 26. August 1808) beging, wie sie sich im Scherze zu rühmen pflegte, schon in den ersten Wochen ihres Daseins eine Gewaltthat. Sie verdrängte einen heiligen oder profanen Namen aus dem Züricher Kalender. Seltsamer Weise fehlte darin der Name Mathilde, welcher doch derjenige zweier Heiligen ist, nicht zu reden von der berühmten Burgfrau auf Canossa. Herr Escher besuchte Herrn Bürkli in der Schipfe, und der nächste Jahrgang brachte den neuen Namen unter dem 26. August. So ist es gekommen, daß Mathilde Escher ihr Geburts- und ihr Namensfest an demselben Tage feierte.

Sie soll ein kränkliches, reizbares Kind gewesen sein — ich lasse die hübschen Aufzeichnungen fast wörtlich reden — das sich leidenschaftlich ein Schwesterchen wünschte, welcher Wunsch einige Jahre später in Erfüllung ging. Sie hing dann — und bis zuletzt — mit ganzer Seele an ihrer Schwester Anna. Ihren ersten Unterricht empfing sie mit einem wenig älteren Bruder, der an Talent dem Vater kaum nachstand.

Dieser, Hans Caspar Escher, war ein genialer, unternehmender, feuriger Mann, welcher neben einer großen kaufmännischen und technischen Begabung auch viel Kunstsinn, besonders ein ausgebildetes Gefühl für Architektur besaß und, im Winter in seiner städtischen Wohnung zum Felsenhof, im Sommer auf seinem am Seeufer gelegenen Landsitze, der schönen Schipf, eine weite Gastfreundschaft übte.

Es ist eine Tradition der „Schipf", daß zu Ende des letzten Jahrhunderts der fast fünfzigjährige Goethe[1]) ihr Gast gewesen sei. Den Saal des obern Hauses betretend und einen weiten Raum mit einer Orgel erblickend, habe er nach dem

[1]) S. S. 214.

Ausrufe: „Hier muß man tanzen!“ den ganzen Saal wie ein reigenführender Apollo im Tanzschritte durchmessen.

Ein anderes Goethe-Geschichtchen will ich doch auch hier verzeichnen, obwohl es die deutschen Freunde, denen ich es erzählte, nicht sonderlich angesprochen hat; immerhin, so unbedeutend es sein mag, ist es ein authentisches Goethe-Geschichtchen. Der greise Herr Escher selber hat es mir mit einem gewissen Behagen erzählt, und ich gebe es mit seinen eigenen, mir vollkommen erinnerlichen Worten wieder.

Goethe sei mit Escher und zwei jungen Leuten, Deutschen von Adel, wie dieser meinte, von Zürich auf die mehr als zwei Stunden entfernte Albishöhe gewandert. Der eine der Jünglinge, den er mit dem Fernrohr betraut, habe es im Albiswirthshause liegen lassen und Goethe dann erst wieder vor den Thoren der Stadt danach gefragt, um den Lässigen ohne Weiteres auf den Berg zurückzuschicken. „Es liegt auf dem Tischchen unter dem Spiegel“, so habe er ihm den Ort genau bezeichnet. Ich warf ein, Goethe selbst hätte sich wohl erst auf den Ort besinnen müssen. „Keineswegs,“ versetzte der alte Escher eifrig, „sondern er wollte dem jungen Menschen eine Lehre geben. Ich fand die Lehre etwas hart,“ schloß er, auf den Stockzähnen lächelnd.

Und noch ein Drittes sei erwähnt. Professor Mousson, der das Leben Escher's sehr hübsch erzählt hat, frägt sich, ob dieser, der nicht lang nach dem Besuche Goethes in der Schipf durch die der helvetischen Revolution folgende Geschäftslosigkeit vorübergehend nach Deutschland getrieben wurde, Goethe seinen Besuch in Weimar zurückgegeben habe? Allerdings. Ich erinnere mich noch der Stelle — es war das in den See vorspringende Gartenstück der Schipf, und Herr Escher wurde eben von dem Kapitän eines vorüberfahrenden, in seinen Werkstätten gebauten Bootes begrüßt — wo er es mir bejaht hat: Goethe habe ihm schöne Kunstsachen gewiesen und sie hätten dann zu Dreien gespeist, sie Beide mit einem Frauenzimmer, das die Wirthin gemacht, der er aber nicht vorgestellt und aus welcher er nicht klug geworden sei. (Christiane Vulpius.)

Dieser Wechsel von Stadt und Land bot viel für die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder. Der Umgang aber mit mannigfaltigen Menschengesichtern und zahlreichen Gästen war für sie eine Schule sichern Betragens und bildete ihre Zunge. So sprach denn auch Mathilde Escher immerdar klar und bündig, ohne je den Ausdruck zu suchen oder sich in demselben zu vergreifen.

Ein großer Verstand scheint sich frühe bei dem jungen Mädchen entwickelt zu haben neben einer gewissen Strenge, dergestalt, daß sie von ihren jüngern Vettern und Basen (wie später von ihren Gespielen) ein bischen gefürchtet wurde. Darüber sind die Zeugnisse einstimmig. Wahrscheinlich besaß sie schon damals jenen großen Zug und Schnitt, jenes strenge Wesen, das sie zu einer unter uns ungewöhnlichen Erscheinung machte, sich aber anfangs nicht immer ohne Härte, nicht immer ganz liebenswürdig geäußert haben mag. Ein nichtiges Geschichtchen bezeichnet das am besten. Das junge Mädchen erzählte einmal seinen Gespielen: In einen Kaufladen ohne Geld eingetreten, hätte sie eben einfach gesagt: „Ich bin die Jungfer Escher im Felsenhof“ und damit sei es gut gewesen. Nun, nicht diese natürliche Rede, sondern der Ton derselben ist einer überlebenden Gespielin durchaus unvergeßlich geblieben. Und dieselbe Mathilde Escher wurde dann so herzlich demüthig! Wenn nicht, daß dieses von einem starken Naturell, wie mir scheint, unzertrennliche Selbstbewußtsein zuweilen unwillkürlich hervortrat, freilich in sehr gemilderter Form.

„Mathilde“ — berichtet unser Msc. — „wurde von einem Herrn Pfarrer Wirz konfirmirt, einem trockenen Rationalisten. Auf den sittlich fein angelegten Charakter des Mädchens machte dieser Unterricht doch einen gewissen Eindruck und sie hing mit aufrichtiger Liebe und Verehrung an ihrem Lehrer. Die Gebildeten huldigten damals dem Rationalismus der Zeit in seinen verschiedenen Färbungen. Nur auf dem Lande fand man noch einfachen Bibelglauben. So erzählte Tante, daß in ihrer Jugendzeit die Lehnsleute in der Schipf den Sonntag still mit Bibellesen zu-

brachten, was man ganz natürlich, wenn auch nicht nachahmenswert fand."

Da der Vater und der Bruder fast jedes Jahr große Geschäftsreisen unternahmen, und die Weltbreite offen vor ihnen lag, entwickelte sich auch in dem Mädchen, dem es keineswegs an Unternehmungsgeist fehlte, eine frühe Wanderlust, die Sehnsucht nach einem Blick über die Wälle Zürichs hinweg in die weite Welt hinaus.

Dieser Mädchenwunsch fand seine Erfüllung. Mit zwanzig Jahren sah sich Mathilde Wien und Prag an. Mit zweiundzwanzigen hielt sie sich länger als ein Jahr in Frankreich auf und kehrte über Paris heim. Die Fünfundzwanzigjährige folgt dann einer Einladung nach England, wo sie fast heimisch wird und sich mit der englischen Sprache auch etwas von der englischen Sitte aneignet. Über alle diese Wanderfahrten sind Tagebücher und aus den zwei letztern Briefe vorhanden, die uns die Thatkraft und Frische dieser Natur vor das Auge stellen und auch die Anfänge einer religiösen Entwicklung vergegenwärtigen.

Die erste Fahrt war eine Badereise nach Karlsbad mit Vater und Mutter. Man fuhr in eigenem Wagen. Nachdem das Mädchen in München 4 Tage lang das Weiträumige und die Kunstschätze der ersten „großen Stadt", die sie sah, „Mund und Augen aufsperrend" — so scherzt sie selbst — bestaunt hatte, langte man am zehnten Tage in Karlsbad an. Mathilde schreibt: „Ohne die Gunst einer Empfehlung würde ich von hier weggehen und hätte keinen Menschen kennen gelernt, dessen Andenken nur einen kleinen Winkel in meiner Erinnerung behauptete, oder dessen weitern Schicksalen ich auch nur ein Fünkchen Theilnahme schenken möchte. Das habe ich nicht erwartet. Das ist mir sehr unangenehm. Mich an Menschen anzuschließen, ist mir Bedürfniß. Wie aber soll ich das?"

Die glückliche Empfehlung lautete an die damals sechsundsiebenzigjährige Elise von der Recke, welche in jener Zeit mit ihrem nur um ein Jahr jüngern treuen Begleiter Tiedge ihre Sommer abwechselnd in Karlsbad und Teplitz zubrachte.

„Die feine gesuchte Frau, die sonst ziemlich exklusiv war, hatte Freude an den schlichten Schweizern und sah sie gerne bei sich. Gegen Tante war sie sehr liebenswürdig und diese brachte ihr eine schwärmerische Verehrung entgegen." Auch die Schwiegertochter Goethe's, die heitere Ottilie fand sie in Karlsbad. Hätte sie nur auch ihn dort gefunden! Das Bildnis des Dichters der Urania, des „Canonicus von Tiedge," hing dann als Karlsbader Erinnerung bis an ihr Lebensende in ihrem Zimmer in der Schipf.

Darauf ging es nach dem schönen Prag und nach Wien, wo Mathilde mit den Eltern einen Besuch bei Karoline Pichler, der Verfasserin des „Agathokles" und der „Frauenwürde" machte. „Wie Tante dazu kam", schreibt die Nichte „ist mir rätselhaft. Ging ihr doch in späteren Jahren der Sinn für das Romantische so sehr ab, daß wir — wohl mit Unrecht — uns einbildeten, sie habe dergleichen nie gekannt." Es ist nicht leicht anzunehmen, daß Herr Escher ein Bewunderer der Frau Pichler gewesen sei, welche übrigens damals in Zürich wie anderwärts für eine große Schriftstellerin galt, und ich glaube, daß der Gedanke dieses Besuches in Mathildens Kopf gekeimt hat.

Ernsterer Natur war der Aufenthalt in Frankreich, welcher vierzehn Monate dauerte. Es handelte sich darum, für ein „zunehmendes Schiefwerden" Heilung zu suchen in einer orthopädischen Anstalt, Morlay bei Ligny (Département de la Meuse), wo Mathilde Escher mit ihrer gewohnten Tapferkeit und Ausdauer sich einem mühsamen und langwierigen Heilverfahren unterzog, ohne das Uebel völlig los zu werden, „wie sie so sehr gewünscht hatte."

Man sagt mir, daß diese körperliche Benachtheiligung „früher wenig auffiel," aber auch in späteren Jahren war dieselbe weit entfernt, den Eindruck einer Mißbildung zu machen. Sie wurde verwischt durch den bedeutenden Kopf, die edle Haltung, und, einfach und stylvoll, wie Mathilde Escher sich kleidete, mußte man sie schon darauf ansehen um den Fehler zu bemerken. Daß er aber der jungen Dame zu schaffen machte, versteht sich von selbst.

Zu Morlay, auf fremdem Boden, unter unbekannten Menschen, lebte Mathilde in einer „katholischen, zum Teil frivolen" Umgebung. Drei jüngere Mädchen, Schweizerinnen, waren ihrer Obhut anvertraut. „Sie ergreift diese Aufgabe mit dem ganzen Ernst ihres Wesens". Daneben ist sie fröhlich mit den Fröhlichen. „Les trois glorieuses", die Julitage 1830, fallen dazwischen. Es geht die Sage, Mathilde Escher habe damals einen Freiheitsbaum umtanzt, und wenn ich mich in meine Erinnerungen vertiefe, will mir scheinen, sie selbst habe mir einmal mit großem Gaudium etwas dergleichen erzählt. Dem sei wie ihm wolle, geschichtlich ist, daß unter ihren Jugendreliquien dreifarbige Bänder sich gefunden haben.

Dann aber kommt eine schwere Zeit. Das Nervenfieber bricht in der Anstalt aus und der Tod hält Einkehr. Eine ihrer Schutzbefohlenen erkrankt und sie hilft dieselbe pflegen. Die Mutter der Darniederliegenden langt an, erkrankt gleichfalls und Mathilde sitzt auch an diesem Krankenlager „alle Sorge für die eigene Gesundheit und für das Ergebnis ihrer Kur hintansetzend". „Ihre Ruhe und Geistesgegenwart verlassen sie keinen Augenblick." Auch die erste englische Bekanntschaft wird hier gemacht. Mathilde Escher wohnt zum erstenmal in ihrem Leben einer Hausandacht bei. Das Niederknieen befremdet die Zürcherin, die anglikanische Liturgie dauert ihr zu lange, macht aber Eindruck und das „God bless you" des Abschiedes ergreift sie.

Ein freudiges Nachspiel dieser strengen und charakterbildenden Tage erwartet sie in Paris, wo sie nach langer Trennung die nahenden Schritte ihres Vaters vernimmt und sich ihm in die Arme wirft. Obenan in ihren Pariser-Erinnerungen steht eine Sitzung der Deputirten-Kammer. Sie hört „einen gewissen Thiers" vor einer lautlos lauschenden Versammlung für die Erblichkeit der Pairie[1]) sprechen, „mit

[1]) M. Escher hat einer geschichtlich bedeutenden Sitzung der Deputirten-Kammer beigewohnt, vielleicht der interessantesten während der ganzen Zeit des Juli-Königthums. Den 20. September 1831 legte der sonst so charaktervolle Minister Louis Philipps, Casimir Périer, gegen

Geschicklichkeit, Schönheit und Richtigkeit." „Kein Bühnenspiel, das schönste nicht, nähme ich für diesen Nachmittag."

Das dritte Wanderjahr, der Aufenthalt bei ihren englischen Freunden, war offenbar das glücklichste ihrer Jugend. Das britische Wesen ist durch seine Ganzheit dem ihrigen congenial. Nach einem längeren Aufenthalt in Manchester und einem kurzen im Norden von Yorkshire reist sie mit Bekannten nach London und läßt sich unterwegs nichts entgehen, die Fabriken so wenig als die berühmten adeligen Landsitze. In Newstead-Abbey schwärmt sie förmlich: „Wie ich das alterthümliche Gebäude erblickte, hob meine noch nicht verrostete Phantasie sich kräftig. Ich konnte wieder wachend träumen. Immer wäre dieser Ort ein fesselnder Rest alter Zeit. Aber den größten Reiz giebt ihm der Gedanke, daß Byron hier gelebt und gedichtet hat. Hier liebte er das erste Mal mit noch unverdorbenem Herzen! Ich hätte gerne geweint, gerne auch mit Worten geschwärmt, aber unverzeihlich wurden diese von den trockenen Manchesterseelen verhöhnt!" Sie meint dann mit einem schönen Mädchenirrthum: „Hätte Byron's erste Liebe Erwiderung gefunden, er wäre nie so tief gesunken," schließt aber ganz determinirt: „Doch ist es beinahe undenkbar, daß ein solcher Geist je auf ebener Bahn hätte wandeln können. Je stärker das Licht, je schwärzer der Schatten."

In London bewegte sich Mathilde Escher während der Saison (Frühjahr 1834) nach englischer Weise ganz frei. Mit ihrer „wenig sympathischen" Reisegefährtin miethet sie eine bescheidene Wohnung im Mittelpunkte des Weltverkehrs. Dann wandert sie zu Fuß, zu Wagen, im Boot, selbst zu Esel, mit ihrer Begleiterin, mit andern Bekannten, oft allein, auch mit einem „Hüpen" fabrizirenden jungen Schweizer, für dessen Backwerk sie gelegentlich Propaganda macht. „Sie

---

seine persönliche Überzeugung der öffentlichen Meinung nachgebend, der Kammer ein Gesetz über die Aufhebung der Erblichkeit der Pairie vor. Vier erlauchte Bürgerliche sprachen dagegen: Berryer, Guizot, Thiers, Royer-Collard. Thiers sprach ausgezeichnet, aber die Palme des Tages blieb dem greisen Royer-Collard.

sieht, was nur immer zu sehen ist: Sammlungen, Parlamentshäuser, Spitäler, Schulen, Tower, Docks, die Münze, das Volkstreiben, und schildert es in ihren Briefen genau und lebendig. „Ich bin so weit herumgekommen", schreibt sie, „als wäre die Welt seit meinem letzten Briefe um einige Schritte gerückt." Sie schließt dann das Schreiben an ihre Eltern mit der lustigen Unterschrift: „Eure Euch liebende, glückliche, unruhige, kaltblütige, schwindelköpfige Mathilde."

Bei einem Herrn Knolys sieht sie eine Sammlung von Gemälden Heinrich Füßli's, des sog. Londoner Füßli, darunter auch ein Selbstbildnis. „Ich bemerkte sogleich ein sehr feuriges Auge," sagt sie, und Herr Knolys betheuert, ihr berühmter Landsmann habe die schönsten, feurigsten, blauen Augen gehabt, die man sehen konnte. Auch Mathilde Escher hatte von ihrem Vater schöne ausdrucksvolle Augen geerbt.

Ein Wiedersehen mit einer in Morlay gemachten Bekanntschaft, Miß Shireff, läßt sie einen Blick in Londons High Life thun. Dann macht sie die Entdeckung, daß „auch diese Gute, Herrliche nicht glücklich ist."

Nach Manchester, ihrem Standort, zurückgekehrt, unternimmt sie noch eine sehr fröhliche Fahrt mit einer jungen Freundin und deren Bruder, einem Studenten, nach dem „grünen Erin." „Das eigenthümliche Völkchen der Iren mit seinen witzigen Einfällen und seinem malerischen Schmutze macht ihr viel Spaß, und sie tröstet sich leicht über die Mühsale der Reise in schlechtem Wagen auf noch schlechteren Wegen." Man sieht: sie hat keine Ahnung von den diesem unglücklichen Volke bevorstehenden Prüfungen.

Über Schottland kehrt sie zurück und nimmt Abschied. „Sorge Dich nicht", schreibt sie den letzten Brief an ihre Mutter, „daß es mir bei Euch nicht mehr gefalle! Ich freue mich auf unsern häuslichen Herd und meine Freundinnen. Auf die Gesellschaft aber keineswegs. Große Gesellschaft war mir auch in England unsympathisch und ich tauge nicht dafür. Ich nehme und gebe Alles auf Treu und Glauben und werde mich nie an eine gewisse Tändelei gewöhnen, ohne welche man in der großen Welt den Menschen Langeweile macht und

hinwiederum von ihnen zum Gähnen gebracht wird." Der Charakter beginnt sich zu zeichnen.

Eine Posse schloß diese dritte Wanderfahrt. Die Reisende langte mit dem Postwagen um drei Uhr Nachts in Ligny an, fand im Gasthause das vorausbestellte Nachtlager von dem nach Paris reisenden türkischen Gesandten oder einem Türken aus seinem Gefolge usurpirt und setzte sich in der Küche an ein flackerndes Kaminfeuer mit vier Moslim, die ihren Mokka aus Miniaturtäßchen schlürften, während Mathilde den ihrigen aus einer Schale von ungeheurem Umfang trank. Mimisch gaben ihr die Orientalen zu verstehen, daß dieser Größenkontrast auch sie belustige.

Für die nächsten Jahre fehlen die Aufzeichnungen. Dann (1836) beginnt ein Tagebuch, das durch zehn Jahre geführt wird.

Zugleich aber beginnt auch jene konsequente Entwicklung, die uns die Stifterin von St. Anna gegeben hat und die wir hier nur in kurzen Zügen skizziren, denn das Beste davon entzieht sich der Beobachtung und jedenfalls dem Rahmen dieses Portraits.

Von der Sinnesänderung Mathildens läßt sich mit Gewißheit sagen, daß dieselbe eine allmälige war, ohne einen schroffen Bruch mit der Vergangenheit, ohne jene scharfe Wendung, welche Alexander Vinet mit dem rechten Winkel des Rheines bei Basel vergleicht.

Diese Sinnesänderung selbst aber vollzog sich innerhalb des Kirchenglaubens, wie denn Mathilden Escher jede kritische oder spekulative Ader fehlte. Was in ihr vorging, war eine Vertiefung ihrer ethischen Natur. Sie that einen Blick in das Elend der Endlichkeit, und da wußte ihr rationalistischer Optimismus keinen Rath — wahrhaftig, indem ich dieses schreibe, dünkt mich, sie stehe neben mir und sage: Wozu das Alles? Schreiben Sie einfach: In diesen Jahren fand Mathilde Escher ihren Heiland.

Es ist rührend und ergötzlich zugleich, wie sich die Zürcherin noch in ihren Briefen aus England gegen diesen tieferen Menschen sträubt. Zuerst geht sie mit Unitariern um; das

konnte sie zu Hause auch haben. Dann hört und spricht sie einen Geistlichen der Independentenkirche, der sie „auf die Bibel, nur auf die Bibel" verweist. Sie möchte um keinen Preis „in ein schwärmerisches Christenthum gerathen." Sie beunruhigt sich, wie „Herr Fäsi" in den wesentlichen Punkten denke und wird nicht völlig klug daraus. Die Bigotterie erscheint ihr „wie immer gleich abgeschmackt und bedauernswürdig"; ja, als sie nach Zürich zurückgekehrt und, schon halb gewonnen, zum ersten Mal im Hause des Antistes Geßner mit den „Frommen" in Berührung kommt, die dort „in großer Abgeschlossenheit und Verborgenheit" einen festen Kern bildeten, wird sie „mit etwas Mißtrauen" aufgenommen und schreibt dann ganz unbefangen: „Lächeln mußte ich über die Begriffe, welche sich diese Leutchen von uns Weltkindern machen."

Zwei neue Bekanntschaften wirkten dann entscheidend: die mit einem Buch und die mit einem Menschen.

Wir dürfen annehmen, daß Mathilde Escher die Bibel nicht kannte. Irgend eine Sittenlehre, gewiß eine vorzügliche, hatte wohl „Herr Wirz" mit Bibelsprüchen belegt, oder wenn sie ein Buch, einen Brief der heiligen Schrift im Zusammenhange las, wurde ihr diese wohl voraus durch irgend eine doktrinäre Einleitung, einen schalen Kommentar, wie dergleichen damals in allgemeinem Gebrauche war, in ein unwahres oder wenigstens mattes Licht gerückt. Folgte aber Mathilde dem Rathe des Doktor M.'All (so hieß ihr Bekannter, der Geistliche der Independent Church) und vertiefte sich voraussetzungslos z. B. in den Römerbrief, als ob ihn der Apostel gerade aus seiner Tasche verloren und sie ihn aufgehoben hätte, so war sie mit ihrer großen Natur und ihrer exacten Einbildungskraft die Person dazu, den Apostel sich lebenswahr vor das Auge zu stellen.

Ferner lernte Mathilde Escher die Quäkerin Elisabeth Fry kennen, welche auf einer Reise durch den Kontinent Propaganda machte für ihren Lebensgedanken: die sittliche Pflege der Sträflinge. Der Aufenthalt der Quäkerin in Zürich — schon vorher war ihr Mathilde im Berneroberlande flüchtig

begegnet — wirkte entscheidend: er gab der Zürcherin ein Beispiel und eine Bahn. Diese findet keine Worte zu sagen, welchen Eindruck „die hehre Gestalt, die herrliche Frau" auf sie gemacht habe. Das mit weicher Stimme gesprochene „I am pleased to see thee" blieb ihr in unverlöschlichem Andenken.

Mit jener ernsten Tapferkeit, welche der Grundzug ihres Wesens war, entschloß sie sich dann, nach langem innern Kampfe, in die verehrten Stapfen zu treten. Sie war dabei, als sich in Zürich ein Verein für sittliche Pflege der Sträflinge bildete. Ein unerhörtes Unternehmen, eine damals unter uns höchst ungewöhnliche Sache: ein Heraustreten der Frau aus den Schranken des Hauses! Ja, die Zürcherin ging sogar darüber hinweg, daß „Herr Fäsi" sich mit ihr nicht völlig einverstanden erklären konnte.

Nun gab es kein Stillestehen. Über diesen Rest oder diesen Anfang ihres Lebens trete ich, wie es sich gebührt, der Nichte das Wort ab. „Je tiefer Tante in das Elend des Lebens hineinblickte, desto größer wurde ihr Drang, es zu mildern. Schritt um Schritt zog sie sich von den Weltfreuden zurück, um jedes Theilchen ihrer Kraft in den Dienst der Barmherzigkeit zu stellen. Ihr klarer Verstand und ihre Leichtigkeit im Umgang (sagen wir ihr ererbtes Organisationstalent) befähigte sie, rings Arbeitskräfte zu sammeln und zu verwerten. So entstand 1842 ganz in der Stille der Amalienverein in Nachahmung des in Hamburg von Amalie Sieveking gestifteten weiblichen Armenvereins. Sie half die erste Suppenanstalt gründen und noch manches Andere. Am liebsten half sie im Stillen. Mit der Arbeit wuchsen die Kräfte. Gesundheit und Zeiteinteilung ließen sie Vieles bewältigen. Darüber versäumte Tante nie die Ihrigen. Da war ihre erste Lebensaufgabe. Sie wußte Alles wegzuräumen, was sie daran hätte hindern können. Mit großer Liebe pflegte sie ihre Eltern bis in ein hohes Alter.

Strenge gegen sich selbst, war sie es auch gegen die Andern. Es galt mit dem Alten zu brechen. Manche Schroffheit lief mit unter. Mit jedem Lebensjahre aber wurde sie milder und weicher.

Nur selten gönnte sie sich eine Rast. Aber wie fröhlich war sie im Familienkreis und unter den Kleinen! Sah man sie da, die heiterste von Allen, so vergaß man, ein wie ernstes und strenges Leben sie führte.

Mitten in der Arbeit überraschte sie ihre letzte Erkrankung. Gerne hätte sie noch gelebt, aber „wie Gott will!" Ruhig konnte sie Alles weglegen."

Sie starb den 29. Mai 1875, siebenundsechzig Jahre alt.

Wir dürfen aber nicht bei dem Tode einer Persönlichkeit, die über den Tod hinausglaubte, stehen bleiben. Wir wollen sie uns doch noch einmal recht heiter und lebendig vorstellen, die etwa Fünfzigjährige, mit dem Hintergrunde der schönen Schipf.

Mathilde Escher war eine angenehme edle Erscheinung mit dunklen Haaren, lichtgrauen, geistvollen Augen, schmaler Kopfbildung, fadenschmaler weißer Scheitel und energischer Linie des Profils. Ich sehe sie vor mir, wie sie auf der Veranda ihrem aus der Stadt heimgekehrten Vater den wohlverdienten Thee bereitet, während der Greis ganz patriarchalisch für das Kätzchen Brot in eine Schale Milch brockt und das sich Zierende mit den Worten vermahnt: „Nimm oder ich gebe es den Hühnchen."

Dieser Greis war aber noch heftigen Fühlens fähig. Ich erinnere mich, daß mir mein Oheim (Stadtseckelmeister Wilhelm Meyer) erzählt hat, ihrer Drei oder Vier, Militärs oder Militärfreunde, hätten sie einst bei dem neunzigjährigen General Ziegler mit Escher zusammengesessen, die Möglichkeit eines Krieges zwischen Preußen und der Schweiz (wegen Neuenburg) etwas prahlerisch nach Soldatenart besprechend, vielleicht auch, um den großen Fabrikherrn ein Bischen zu pikiren. Da sei dieser in jugendlichem Feuer aufgeflammt: „Wie, Herren? Mit einem so sträflichen Leichtsinn sprecht ihr von einer Möglichkeit, die tausende brodlos macht?" Es war immer noch viel Glut unter der Asche. Dabei war der Mann eine hübsche Mischung von großer Klugheit und großer Herzensgüte. Wann er in seinem schnellen Wagen zur Stadt fuhr, hieß er wohl eine mit Körben oder Seidenwuppern

belastete Frau, die ebenfalls nach der Stadt pilgerte, neben sich sitzen. Jedermann grüßte ihn, und auch er kannte die Meisten mit dem in seinen volksreichen Werkstätten an die Unterscheidung von Menschengesichtern gewöhnten Auge.[1])

Die strenge Mathilde Escher konnte sich an einem Sommerabende in der Schipf ganz gemüthlich gehen lassen. Sie besaß in hohem Grade, was der Franzose „de la bonne gaîté" nennt. Sie wußte die drolligsten Geschichten, z. B. aus ihrer Jugend, wie sie und die Schwester dem Grafen Erich (dem Jüngern ihres Landhausnachbars Graf Benzel-Sternau) jeden ferneren Umgang mit ihnen untersagt hätten, bevor er in den Besitz eines Taschentuches gelange. Der Graf sei dann fortgerannt, u., nach einer guten Weile wieder erscheinend, habe er einen baumwollenen rothen Fetzen, welchen er sich bei der Köchin erobert, im Triumph aus der Tasche gezogen.

Was mochte wohl Mathilde Escher von dem alten Bentzel denken? Gewiß, wenn er ihr eine Schale Thee bot mit einem seiner Wortspiele wie z. B. „Sind Sie eine Theïstin, Gnädige?" klassifizirte ihn die Gnädige sofort, aber nicht unter die Weisen. Dieser Graf, — sein Hausmeister war ein Thurgauer und hieß ebenfalls „Herr Graf" — ist trotz seines Geistes einer der vergessensten Schriftsteller, weil es ihm unmöglich war, irgend etwas einfach und natürlich auszudrücken. Wer liest heute noch die „Märchen am Kamin," das „goldene Kalb," den „steinernen Gast" etc.? Doch behalten einige seiner Schriften kulturgeschichtlichen Werth. Nirgends sonst, meines Wissens, ist die Wirthschaft eines geistlichen Kurstaates — der Graf war ein Kurmainzer — mit solchem Humor und solcher Sachkenntniß geschildert.

Dem Umgange mit diesem übergeistreichen Manne zog

---

[1]) M. Escher hat mir ein Beispiel von der Geistesgegenwart ihres greisen Vaters erzählt. Er glitt eines Tages in der „Neumühle" etwas in sein Taschenbuch notirend, von einem niederen Gerüste in das Wasser der Limmat, kam aber auf den Flußboden aufrecht zu stehen. Alles eilte herbei, ihn emporzuheben. Er bot dem Nächsten seinen Bleistift. „Nehmen Sie zuerst das!" sagte er, „es ist ein ächter Faber."

Mathilde Escher weit denjenigen ihrer schwäbischen Geistlichen vor, welche schlichtere Leute und zuweilen eben so originelle Köpfe waren.

Ein Mathilden aus ihrer Jugend gebliebener Zug war ihr Sinn für landschaftliche Schönheit. Und es brauchte eben nichts Außerordentliches zu sein. Eine Waldgegend, wie sie oberhalb der Schipf liegen, mit einem Durchblick auf die Seebläue und ihre Segel genügte. Doch war es das Großartig-Einsame der Alpen, was sie vor Allem anzog. Sie mochte dabei an ihren Gott denken. Sie hat mir erzählt, daß sie einmal bei einem Aufenthalt in Tirol, mit ihrer erkrankten Mutter allein, von einer Gebirgslandschaft bis zu strömenden Thränen ergriffen wurde, womit sie wahrlich nicht freigebig war.

Auch für Kunst, wenigstens für die große Kunst, mangelte ihr der Sinn keineswegs. Als sie von ihrer letzten längern Reise (nach Dresden) zurückkam, war sie voller Bewunderung — „sie schwärmte förmlich" — für die beiden Madonnen der Galerie und für die sixtinische insbesondere.

Im Genuß von Speise und Trank war sie sehr mäßig, ohne im Geringsten ein Ascetin zu sein. Einmal nach einem Familienessen, scherzte sie: „Heute habe ich ein Glas alten Rheinweins geleert. Er hat mir gemundet und mich gestärkt. Meine Mittel würden mir täglich diese Labung erlauben, aber ich erlaube sie mir nicht."

Das Prompte und Entschlossene ihrer Natur trat zuweilen, besonders fackelnden und säumigen Menschen gegenüber, in komischer Weise hervor. Ich erinnere mich einer Fahrt auf das Land, wo Mathilde in einem Dorf mit dem Pfarrer eine Armensache zu bereden hatte. Der Mann wurde aus seiner „Unterweisung" weggerufen. Mathilde machte das Geschäft kurz und deutlich ab. Als dann der Geistliche nicht fertig werden konnte, unterbrach sie ihn mehrmals mit dem Zuruf: „Herr Pfarrer, die Kinder warten", und schickte ihn, der des Scharwenzens kein Ende fand, schließlich einfach in seine Pfarre zurück.

Oft bediente sie sich drastischer Wendungen, die sie wohl

mit einer nachdrücklichen Handgeberde begleitete. Unter Hunderten will ich auf Gerathewohl ein paar erwähnen, wie sie mir gerade im Gedächtnisse obenauf liegen.

Da sie einmal in den Fall kam, sich statt der Pferde ihres Vaters einer Droschke zu bedienen, um in die Schipf zu fahren, trabte der lebensmüde Gaul im langsamsten Tempo auf der Seestraße. „Jeden Augenblick", erzählte Mathilde Escher ihre Fahrt, „hatte ich Lust, hinauszuspringen und Droschke, Kutscher und Gaul selber zu ziehen."

Eines Tages von Bittstellern bis auf das Blut geplagt, meinte sie abends: „Wie will ich lachen, wann ich im Sarge liege, und ausrufen: Da, Leute, nehmt den Mammon!"

Als der Schreiber dieser Zeilen einst ein Bischen vor Mathilde philosophirte, sagte sie, mit ihren blendend weißen Zähnen lachend: „Diese Theoreme gleichen einem Netze mit großen Maschen, zwischen welchen die Thatsachen wie Fischlein lustig durchschwimmen."

Ein anderes Mal war von der Lüge und ihrer weiten Herrschaft die Rede. Jemand behauptete, der Beste komme zuweilen, wo nicht für sich selbst, doch für Andere, die ihm nahe stehen, in den Fall einer Verheimlichung oder eines Verschweigens. Mathilde, die gerade einen kleinen Zweig gebrochen und spielend geschält hatte, bog denselben. „In diesem Falle", sagte sie, „kehrt ein lauterer Sinn, so bald der Zwang weicht" — und sie ließ die Gerte schnellen. — „von selbst in seine natürliche Lage, d. h. in die Wahrheit zurück."

Entschlossen, wie gesagt, war sie in einem hohen Grade, und wo sie mitzureden hatte, gab sie zuweilen Räthe, die nahe an das „Biegen oder Brechen", an das „Lieber handeln und bereuen, als nicht handeln und bereuen" grenzten. Sie beklagte sich dann wohl über die „Halbheit der Männer".

Ob sie die Menschen kannte? Den Menschen kannte sie gründlich, d. h. in seinen allgemeinen Zügen. Ihr fehlte das Gefühl der Nüance. Sie urtheilte nach dem Maßstabe ihrer eigenen Natur und sah Gute und Böse, wo die Kraft zum Guten und zum Bösen mangelte. So wußte sie auch unter den

weiblichen Sträflingen, welche sie zurechtzubringen suchte, mit den sentimentalen Naturen nichts anzufangen. Diese „langweilten" sie und sie sagte wohl, „auf dem Schlamme sei nicht Fuß zu fassen", während eine rohe, wildwüchsige Kindsmörderin sie beschäftigen und interessiren konnte.

Wo sie aber einmal eine Zuneigung gefaßt hatte oder eine Zuneigung zu ihr gefaßt worden war, blieb sie unverbrüchlich treu. Man hatte in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt des Ewigen.

Was mir diese Sommer und Herbste, in welchen meine Schwester und ich die treue Freundin unserer seeligen Mutter in der Schipf besuchen durften, so reizend erscheinen läßt, ist wohl die zeitweilige Muße, zu der das Landleben von selbst nöthigt. Später, nach dem Tode ihres Vaters, da sie ihren bleibenden Sitz im Felsenhof hatte, war sie immer ein Bischen gejagt, trat stürmisch ein und schied viel zu früh. Sie selbst freilich hat sich je älter, je glücklicher und in ihren letzten Jahren am glücklichsten gefühlt. Das ist eine Thatsache, sei es weil sie Manches erreicht hatte und das Alter überhaupt ein entschiedenerer Zustand ist, als die späteren Mitteljahre, sei es weil das von ihr geglaubte Jenseits ihr seinen ersten Schimmer entgegenwarf.

In jenen Schipf-Jahren litt sie sogar an einem wunderlichen Konflikt, über den sie sich einmal mit der ihr eigenthümlichen Offenheit äußerte, und welcher mir wegen seiner ethischen Berechtigung fest im Gedächtnisse geblieben ist.

Sie hatte ihren Vater so lieb, daß sie gewiß ihr Leben für ihn geopfert hätte. So pflegte sie sein Alter mit der vollsten Hingebung. Auf der andern Seite zerrannen ihr ihre besten Jahre sozusagen zwischen den Fingern. Längst trug sie sich mit dem im Laufe der Zeit wachsenden und drängenden, ja ängstigenden Wunsch, etwas zu „stiften" eine Privatkapelle (bei den damaligen Zerwürfnissen in der Landeskirche), ein Asyl, was weiß ich. Das gestaltete sich in ihrem regen Kopfe bald so, bald anders. Sie wollte doch auch auf ihre Weise das Leben genießen und ihre soziale Stellung. Dazu bedenke man die vom Vater ererbte Unternehmungslust.

Bei Lebzeiten desselben war die Sache in ihrem ganzen Umfange nicht wohl zu verwirklichen. Und wenn Mathilde inzwischen selbst starb, so ging sie hinweg unverrichteter Dinge.

Das war eine quälende Lage. Mathilde fühlte das so sehr, daß sie nach dem Hinschiede ihres Vaters den Bau ihres Asyls noch eine geraume Weile hinausschob, um sich nicht in unkindlicher Weise, auf die Erfüllung ihres Wunsches zu stürzen und an dem Andenken ihres Vaters sich zu versündigen.

Die Einweihung des Stiftes von St. Anna war dann ihr Ehrentag, wo sie überlegte, wie unerklärlich bevorzugt diejenigen sind, denen es gelingt, etwas Ganzes zu gründen und kein Stückwerk zu hinterlassen, wo so mancher Tüchtige auf halbem Wege verschwindet.

Gottfried Kinkel in der Schweiz.

Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes.
3. März 1883 (No. 9).

Der 29. Juni 1849 brachte den Namen Gottfried Kinkels in die Schweiz. Man las, daß ein drei Jahre früher mit einer hübschen Dichtung „Otto der Schütz" hervorgetretener rheinländischer Poet im badisch-pfälzischen Aufstande verwundet und gefangen genommen worden sei und daß er seinem Todesurteil entgegensehe. Von strenggläubigen Eltern erzogen, sei er Theologe geworden, habe an der Universität von Bonn gelesen, daneben auch gepredigt und selbst einen Band Predigten veröffentlicht. Dann aber, nach seiner Verheiratung mit einer geliebten Frau, welche er aus den Fluten des Rheines gezogen, habe er mit der Theologie gebrochen und sich 1848 leidenschaftlich in den Wirbel der politischen Ereignisse gestürzt. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte uns ein paar aus dem unmittelbarsten Leben und den verhängisvollsten Momenten entstandene Gedichte des dem Tode ins Auge Blickenden und des zu lebenslänglichem Zuchthause Begnadigten. Eine abenteuerliche Flucht aus dem Gefängnisse vollendete dann die ergreifende Geschichte, und in

dieser legendären Gestalt blieb Gottfried Kinkel in unserm Gedächtnis, bis er 1866, als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum in Zürich berufen, als ein Wesen von Fleisch und Blut unter uns trat, nicht ohne durch seine blühende Kraft und seine Lebenslust diejenigen ein bischen zu überraschen, welche sich ihn als einen blassen Schwärmer gedacht hatten.

Seine reifsten Jahre verlebte er in unsrer Mitte, von allen Gebildeten und, wenigstens in seiner letzten Zeit, als ein schneeweißer Bart den Ausdruck seines schönen Kopfes vollendete, auch vom Volke gekannt, welches den stattlichen Mann in öffentlichen Versammlungen hatte auftreten sehen und seine warme Behandlung populärer Fragen nebst seiner mächtigen Geberde bewunderte.

In der Gemeinde, wo er sich ein Haus gekauft hatte, war er ein sehr beliebter und hoch geachteter Mann. Sein schönes Familienleben, seine Arbeitsamkeit, seine Lust an geselliger Unterhaltung (Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!), seine Beredsamkeit, seine Geistesgegenwart, die überall das rasche schlagende Wort fand, seine Gemeinnützigkeit, die es nicht verschmähte in der Aufsichtsbehörde einer Elementarschule zu sitzen, das waren gerade die Eigenschaften, die in den Augen des Schweizers den richtigen Mann und Bürger machen.

Noch unlängst wurde es ihm hoch angerechnet, daß der persönlich außerhalb der Kirche Stehende seinen Beitrag zu einem von der Gemeinde projektirten Kirchenbau nicht verweigerte.

Eine sich nie verleugnende Humanität war eben der Grundzug seines Wesens. Selbst mit seiner Zeit war der Ueberbeschäftigte freigebig. Manchen Anfänger auf seinem eigensten Gebiete, der Literatur, hat er ermutigt, freilich nicht immer nach strenger Wahl, sei es aus Herzensgüte, oder weil er in einer Demokratie das literarische Niveau etwas tiefer setzte.

Seine politische Haltung, welche schließlich in einen kosmopolitischen Republikanismus, in eine prophetische oder

chimärische Begeisterung für die vereinigten Freistaaten Europas verlief, bin ich zu beurteilen nicht kompetent, als ruhiger Beobachter von Zuständen und Ereignissen, welche das deutsche Gemüt aufs tiefste erschüttert haben, am wenigsten einem Mann gegenüber, der für seine Ueberzeugung im eigentlichsten Wortverstand das Leben eingesetzt hat. Das will immerhin etwas heißen. Und noch aus einem andern Grunde. Der Schreiber dieser Zeilen hat in seinem Urteil über deutsche Dinge nie variirt. Ein anderer deutscher Poet, wenn ich hier ein persönliches Erlebnis erzählen darf, hatte dem fünfzehnjährigen Knaben seine politische Ueberzeugung gleichsam oktroyirt. Das war der meinen Eltern befreundete, von Heinrich Heine mit der Präpotenz des Genies schmählich verunglimpfte Gustav Pfizer, einer der bravsten Männer, die ich kenne. Pfizer sagte mir in seiner trocknen und etwas dogmatischen Weise: „Man muß im politischen Leben das Notwendige vom Zufälligen unterscheiden. Der deutsche Staatsgedanke", lehrt er, „hat sich seit Jahrhunderten, vom großen Kurfürsten an bis auf die Befreiungskriege, in Preußen ausgebildet. Nur dieser Staat kann Deutschland die Einheit geben, freilich: sic vos non vobis, wie es in der Geschichte meistens geschieht. Das ‚wann' ist zufällig, von den Umständen und den Personen, den Dingen und Menschen abhangend." Ich machte dann das kindliche Argument: wenn ein Schwabe, der ein starkes und trotziges Stammesgefühl besitzt, so denkt und empfindet, muß es schon die Wahrheit sein. Und in der That, die Geschichte hat das Dogma ratifizirt. Kinkel war der bessere Lyriker und der schlechtere Politiker. So warm und aufrichtig er sein Vaterland liebte, fehlte doch dem Kurkölner jede politische Tradition. Er pflegte wol zu scherzen: „Ich bin als Franzose gezeugt, als Deutscher geboren", und die Daten stimmen. Dann darf man nicht vergessen, daß sein zahlreiches internationales Auditorium in Zürich notwendig auf den Lehrer abfärbte. Nur daß er selbst 1871 nach vollendeter Thatsache in einem starren Gegensatze zu dem neuen Reiche stehen blieb, ist unbegreiflich. Warum hat er mit demselben nicht seinen Frieden gemacht, versteht

sich als Poet durch ein herzliches Gedicht? Das wurde ihm damals von seinen Landsleuten schwer angerechnet, wenn auch der Verdruß über sein Schweigen in jenem Jahre vor seiner Liebenswürdigkeit und seiner im Grunde naiven Erscheinung nicht lange Stand hielt.

Seltsamerweise wurde es von dem nicht einen entgegenkommenden Schritt Thuenden bitter empfunden, wenn er es auch nicht Wort haben wollte, daß er nicht in die Heimat, etwa auf den Lehrstuhl einer Hochschule, förmlich zurückberufen wurde. In diesem friedlichen und harmlosen Sinne verstehe wenigstens ich folgende schöne Strophe seiner letzten Dichtung „Tanagra"*):

„Und du, o Mann, versagst du dich der Welt,
In der du stehst in Reih' und Glied gestellt?
Zu viel von Leid schon, das du niederwarfst,
Als daß du heut dich feig erweisen darfst!
Du bist zu stark, auf Glück schon zu verzichten
Und selbst den Leichenstein dir aufzurichten;
Zu voll durchpulst dich Liebe noch und Zorn,
Um zu verbluten an dem einen Dorn!
Und ward dir auch verwühlt der Freude Garten,
Ein großes Schicksal bleibt dir zu erwarten —
So brich nicht, Herz, weil der Vergeltung Tag
Noch kommen mag!"

Kinkels Umgang war, wie gesagt, liebenswürdig, geistreich, versöhnlich und von gewinnender Fröhlichkeit. Er war eine gastliche Natur, die Widerspruch und Scherz — wenige Noli-me-tangere ausgenommen — ganz wol ertrug. Es ist hier der Ort, ihn von einem Vorwurfe, der ihm zuweilen gemacht wurde, freizusprechen. Ein preußischer Offizier, der unlängst in der „Deutschen Rundschau" den pfälzisch-badischen Feldzug von 1849, übrigens sehr hübsch, erzählt hat und bei Kinkels Gefangennehmung zugegen war, berichtet, ein gewisser theatralischer Zug habe den günstigen Eindruck beeinträchtigt, welchen die männliche Haltung des Verwundeten selbst auf seine Gegner gemacht habe. Aber diese Geberde, dieses pathetische Reden war mit Kinkel verwachsen. Es war

[1]) Stuttgart 1883, Göschen.

seine Natur selbst, durch Kanzel und Katheder ausgebildet. Diese Gebärde verließ ihn im unbedeutendsten Zwiegespräch und, wie mir gesagt wurde, selbst auf dem Sterbebette nicht: sie war ihm ein geistiges und körperliches Bedürfnis.

Gottfried Kinkels literarisches Gepäck, seine kunsthistorischen Arbeiten ungerechnet, geht enge zusammen, aber es ist gute Waare: zwei Gedichtsammlungen, drei poetische Erzählungen, zwei Trauerspiele. Unter seinen Lyrika sind ergreifende, unmittelbar aus dem Herzen gekommene Sachen, wenn auch ein endgiltiges Urteil manches Bekannte hinter unbekannter Gebliebenes zurückstellen dürfte. Einige geradezu „erbauliche" Jugendgedichte werden sich die Frommen nicht entreißen lassen. Von seinen drei poetischen Erzählungen wird die erste als die feurigste und frischeste auch den ersten Platz behaupten: über „Otto der Schütz" ist kein Wort zu verlieren, er ist Gemeingut des deutsches Volkes geworden. Die dritte, das in seiner Buchausgabe posthume „Tanagra", ein süßes Idyll von einfachster Komposition, erhält seinen eigentümlichen Reiz von der aus dem Schmerz über den Verlust eines Lieblingskindes und der unzerstörbaren Lebenslust des Sechzigers gemischten Doppelstimmung, welche die kräftigen Verse abwechselnd verschattet und erleuchtet. Die zwei Trauerspiele „König Lothar" und der vor einigen Jahren in Leipzig zur Aufführung gekommene „Nimrod" sind eher Gemälde als Dramen. Es war nicht Kinkels Sache, den Stoß einer Handlung unbarmherzig zu führen. Ich erinnere mich, in einer Aufführung der „Maria Magdalena" von Hebbel neben ihm gesessen zu haben; die harte Figur des bürgerlich beschränkten Alten erregte seinen entschiedenen Unwillen, ja seinen Abscheu.

Kinkel war ein Geist aus der Familie des Ariost. Seine Freude an einem bald gelassen schlendernden, bald beschleunigten epischen Wanderschritt, der Wechsel von Pathos und flottem Fabuliren, die heitere Sinnlichkeit, die Verwandtschaft mit dem bildenden Künstler, das nicht empfundene Bedürfnis tiefern Charakterisirens, der durchsichtige, weder magere noch überladene, in seiner Art untadelige Vortrag,

sogar die betrachtende Einleitung jedes einzelnen Gesanges erinnern — versteht sich mit dem Unterschiede der deutschen und der welschen Natur und der Energie der Begabung — an den großen Ferraresen.

Kinkel schied von uns in seiner Vollkraft. Es liegen mir ein paar von ihm an einen jungen Freund gerichtete Briefe vor. Der erstere, vom 2. September 1882, berichtet über einen Spätsommeraufenthalt in Unterwalden, der letztere, vom 10. Oktober, über eine Herbstreise nach Norditalien. Sie sind sichtbar flüchtig auf das Papier geworfen, aber in jedem Zuge charakteristisch. Ich versage mir das Vergnügen nicht, Gottfried Kinkel sich selbst schildern zu lassen, wie er war wenige Wochen vor seinem Tode.

„... Ich lebte dort (in Sachseln am Sarnersee) nahe der Einsiedelei des Nikolaus von der Flüe unter einer katholischen und sehr liebenswürdigen Bevölkerung: einfache und ganz friedliche Leute, nach altem Kirchenrecht ihre Geistlichen sich selbst wählend, und sehr unabhängig vom Papst. Ich habe tiefe Blicke in diesen von Fanatismus ganz freien Katholizismus getan und werde damit für ein erzählendes Werk etwas anzufangen wissen. Diese vier Wochen habe ich grundsätzlich ausgeruht: Morgens alle Tage Bad im See, oft recht kalt, Gang auf eine Bank mit Prachtblick auf den Pilatus, dort gelesen, meist aus Béranger, und Fabulosa im Kopfe gesponnen. Nachmittags etwa Besteigung eines Aussichtspunktes, oder eine Ruderfahrt auf dem Sarnersee, einmal auch zu Wagen auf die Höhe des Brünigpasses, wo die Aussicht ins Berner Oberland sich aufreißt. Im ganzen gründliche Faulheit. Und so war es mein Wunsch ...

... Aber warum liegt Ihnen etwas daran, daß ein Editor ein Gedicht von mir unter die Gedichte seines verstorbenen Freundes setzt? Das kann bona fide geschehen sein, wenn z. B. der arme junge Mensch sich eine Sammlung Rheingedichte zusammengestellt hat, die hernach der Editor wegen der Handschrift seinem Freunde zuschrieb. Wenn es aber auch mala fide geschehen wäre, was schadet's mir? Liebster, Sie sollten sich in literarischen Dingen die Hitzig-

keit abgewöhnen, in eigenen Sachen und in Sachen Ihrer Freunde erst recht. Bricht einer einen Apfel von unserm Baum, so wissen wir ja, daß eine zweite Ernte mit noch bessern Aepfeln kommt . . .

. . . Es geht aufs Semester los und da ist es besser, heute noch Ihren lieben Brief zu beantworten. Ich komme eben aus Italien, speziell von Venedig und Mantua zurück. Habe wie eine Maus im Käfig zwischen zerbrochenen Eisenbahnbrücken gesteckt, ohne vorwärts noch zurück zu können, und so z. B. in Vicenza, das ich gar nicht besuchen wollte, vier volle Tage zugebracht. Alles dort (und doch noch Sachen ausgelassen!) mit Muße und Freude besehen. Sieben volle Tage in Venedig! So nach Verona, Padua und Giulio Romano in seiner ganzen Größe in Mantua gesehen. Mit einer tüchtigen Erkältung, aber geistig unendlich bereichert, kehre ich heim und zeichne jetzt nachgenießend meine Notizen und Erinnerungen auf . . .

. . . Wenn ich mir sage, wie viel diese drei Wochen in dem fremden und doch uns Deutschen so sympathischen Lande, mit dem Zwang eine fremde Sprache zu sprechen und alle Faulheit abzuschütteln, mir geistig eingetragen haben, so muß ich auf Sie und Ihren Gedanken die Erinnerung richten, daß Sie den Winter nach * gehen wollen. Um Himmels willen, was kann eine deutsche Hauptstadt Ihnen jetzt nützen, wo Sie zweimal in der Woche eine Bierbank mit Genies durchsitzen und sonst zu Hause hocken! Ein fremdes Leben mit Kampf um Sprache und Verständniß, ohne Rat zu holen bei irgend jemand, das brauchen Sie. Und so stürzen Sie sich frisch, ohne nur Italienisch zu können, ins kalte Bad, wenn Sie meinem Rat folgen. Am besten direkt nach Rom und dort wenigstens acht Wochen! Am Ende hab' ichs 1836 auch nicht anders gemacht und wußte den Teufel von Kunstgeschichte. Die sechs Monate in Italien haben damals die Grundlage zu allem gelegt, was ich heute bin, obwol ich schon Doctor legens der Theologie war! Schleppen Sie sich doch nicht wieder in Ländern und Gesellschaftsformen herum, die Sie schon kennen und aus denen Sie keinen frischen Lebenssaft mehr ziehen

können! Werfen Sie die lange alte Cigarrenspitze, welche Philister macht, einmal weg und rauchen das Kraut frisch mit der Lippe. Sehr wahr, mich setzt Venedig und Giulio's Zimmer der Psyche in Mantua noch immer in einen fröhlichen Rausch. Je stiller, einsamer, ruhig betrachtender Sie Kunst und Natur gegenüber sein werden, ohne nach anderer Urteil penibel umzublicken, desto eher machen Sie etwas, das Sie selbst sind ... Genug von diesem Winterkohl! Ich komme ja aus dem ewigen Frühling! ..."

Kilchberg bei Zürich.

Conrad Ferdinand Meyer.

Autobiographische Skizze.

Aus Anton Reitler, „Conrad Ferdinand Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage". Leipzig, Haessel 1885, S. 6—8.

„Geboren bin ich in Zürich, den 12. October 1825. Mein Geschlecht ist seit mehr als zwei Jahrhunderten hier einheimisch. Im Jahre 1802, als Zürich von den Truppen der helvetischen Regierung bombardirt wurde, befehligte mein Großvater, Oberst Meyer, die Vertheidigung der Stadt, während mein anderer Großvater, Statthalter Ulrich, der Stellvertreter der helvetischen Regierung, sich hatte flüchten müssen. Dem Zusammenfließen des Blutes zweier sich schroff entgegenstehender politischer Gegner, eines Föderalisten und eines Unitariers schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu. Mein Vater, Regierungsrath Ferdinand Meyer, war ein Zwilling von sehr zartem Körper, ohne Leidenschaft, ein unglaublich gewissenhafter Arbeiter und ein bedeutendes organisatorisches Talent. Von durchaus makellosem Charakter war er ein überzeugter Verfechter der repräsentativen Republik und ein entschiedener Gegner der absoluten Demokratie, deren tumultarisches Wesen ihn sozusagen körperlich verletzte. Meine Mutter, Betty Ulrich, war nach dem Urtheile Aller, die sie gekannt haben, eine Frau von großer Liebenswürdigkeit und originellem, aber feinem Wesen,

nicht ohne einen Anflug von Melancholie, „heiterer Geist und trauriges Herz", wie sie sich selbst charakterisirte. Bluntschli hat in seinem Buche „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (I. Th. p. 56) die Bildnisse meines Vaters und besonders meiner Mutter mit Meisterhand entworfen; ich hätte kein Wort dazu und keines davon zu thun. Meinen Vater verlor ich früh (1839), kurz nach dem durch die Berufung von David Strauß an die Zürcher Hochschule verursachten kantonalen Aufruhr. Dieses öffentliche Ereigniß ist auch meine bedeutendste Jugenderinnerung. Ich besinne mich, wie den Knaben ein antistraußisches Pamphlet mit dem biblischen Motto: „Jagt den Strauß in die Wüste zurück!" zu der Frage veranlaßte: „In der Bibel ist doch der Vogel Strauß gemeint? Ist diese Anwendung der Bibel nicht ein Volksbetrug?" und ich sehe noch, wie der Vater dazu lächelte und seufzte. Nachdem ich das Unter- und das Obergymnasium durchlaufen, wo ich mir nichts erwarb als eine gründliche Kenntniß der klassischen Sprachen, die mir geblieben ist, zog ich zu einem längeren Aufenthalte nach Lausanne und Genf. Meine Mutter war mit einer Genfer Familie eng befreundet, und mein Vater, der sich eingehend mit Geschichte beschäftigt und ein von Ranke rühmlich erwähntes Buch: „Die evangelische Gemeinde in Locarno" (1836) geschrieben, hatte mir in dem waadtländischen Historiker Ludwig Vulliemin einen intimen Freund hinterlassen. So war mir die französische Schweiz von jeher eine zweite Heimat, wohin ich mich mehr als einmal geflüchtet habe, wenn es mir zu Hause nicht nach Wunsch ging, und immer mit gutem Erfolge. Bei diesem ersten Aufenthalt gab ich mich widerstandslos den neuen Eindrücken der französischen Litteratur hin und ließ Klassiker und Zeitgenossen auf mich wirken, die klassische Komik Molière's nicht weniger als den lyrischen Taumelbecher Alfred de Musset's. So wurde mir von jung auf die französische Sprache vertraut und ich schreibe sie leidlich. Ungern von Lausanne nach Zürich zurückgekehrt, machte ich das Maturitätsexamen und immatrikulirte mich bei der juridischen Facultät. Aber dieses Studium konnte mir nicht munden, obwohl Bluntschli mit viel Güte

mich für dasselbe zu stimmen suchte. Ich zog mich bald aus den Collegien zurück und begann ein einsames Leben, kein unthätiges, aber ein zersplittertes und willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Auch davon ist mir etwas geblieben: der historische Boden und die mäßig angewendete Localfarbe, die ich später allen meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen. Dieses zurückgezogene Leben habe ich Jahrzehnte lang weitergeführt, da meine gute Mutter mir volle Freiheit ließ und nach ihrem Tode eine liebe Schwester mit mir Haus hielt. Wir zeichneten Beide, und in jenen langen Jahren habe ich die bildenden Künste liebgewonnen. Immerhin war diese fortgesetzte, nur durch einige treue Freundschaften belebte Einsamkeit nicht geeignet, mir wohl zu thun, wenn ich ihr auch durch körperliche Uebungen, Schwimmen, Fechten und Wanderungen im Hochgebirge das Gleichgewicht zu halten suchte. Einmal hat mich die Ziellosigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet. Was mich dann wieder neu belebt, waren wiederholte Reisen in das Ausland. Längere Zeit habe ich in Paris zugebracht und Italien mehrmals besucht (Paris 1857, Rom 1858). In Zürich fast ein Fremdling geworden, hatte ich inzwischen meinen Haushalt aus der Stadt an den See verlegt. Der Reihe nach bewohnte ich Landhäuser in Küsnach, Meilen und wieder Küsnach. Nach meiner Verehelichung mit einer Tochter des Obersten Eduard Ziegler (1875) erwarb ich schließlich den kleinen Landsitz in Kilchberg, wo ich jetzt mit Weib und Kind lebe.

Die Geschichte meiner litterarischen Laufbahn ist folgende: 1868 beklagte sich einer meiner Genfer Bekannten, Ernst Naville, der jetzt Mitglied des Institut de France ist und damals in Genf populär-wissenschaftliche Vorlesungen hielt, welche in vielen Sprachen übersetzt wurden, über die Mangelhaftigkeit der deutschen Ausgabe der ersten dieser

„Reden“ und ersuchte meine Schwester, die nächste unter meiner Führung zu übersetzen. Das Büchlein erschien bei H. Haessel in Leipzig. Im folgenden Jahre besuchte mich dieser und wir wurden Freunde. Er verlangte von mir etwas Selbstständiges zum Druck. Schon 1864 waren bei Metzler in Stuttgart durch Verwendung Gustav Pfizers „Zwanzig Balladen“ erschienen. Ich gab Haessel ein neues Bändchen, das er unter dem Titel „Romanzen und Bilder“ 1870 gedruckt hat. 1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüther zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage“. Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimat. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe und ebenso nahe lag es meinem Gemüthe, den dort einsam gestorbenen Hutten als meinen Helden zu wählen. „Huttens letzte Tage“ erschienen 1871 (5. Aufl. 1884) und fanden ein Publikum. 1872 folgte „Engelberg“, ein schon früher entstandenes und liegen gebliebenes Idyll. Längst hatte mich eine historische Gestalt, die größte der Bündnergeschichte, gefesselt. Bünden war mir durch wiederholte und lange Sommerfrischen sozusagen Schritt um Schritt bekannt und in seinen Chroniken war ich so heimisch als möglich. Nachdem ich mich lange spielend mit dem Stoffe beschäftigt hatte, schrieb ich unter den Kastanienbäumen meiner Wohnung in Meilen den Roman „Jürg Jenatsch“ (1. Aufl. 1876, 7. Aufl. 1885). Mit dem französischen Historiker Augustin Thierry hatte ich mich schon in Lausanne viel beschäftigt und die „Récits des temps mérovingiens“ ins Deutsche übersetzt (Elberfeld, Friedrichs). Aus der Histoire de la conquête de l'Angleterre war mir die räthselhafte Figur des Thomas Becket entgegengetreten, und ich habe so lange an ihr herumgebildet, bis sie mir fast quälend vor den Augen stand. Ich entledigte mich dieses Phantomes durch den „Heiligen“. Die Novelle erschien 1880

(4. Aufl. 1884). 1882 brachte die „Gedichte", wo die meisten Balladen und Romanzen sich umgeschmolzen wiederfinden. Vier „Kleine Novellen" (Das Amulet, Der Schuß von der Kanzel, Plautus im Nonnenkloster, Gustav Adolf's Page) erschienen 1883. Meine neuesten Werke sind: „Das Leiden eines Knaben" (1883) und die „Hochzeit des Mönchs" (1884). 1880 hat mir die Universität meiner Vaterstadt den Doctor honoris causa gegeben."

Graf Ladislas Plater (Nekrolog).

Neue Zürcher Zeitung 22. April 1889.

Kilchberg, 22. April. Soeben verschied, mit 80 Jahren, Graf Ladislas Plater auf seinem Gute Broelberg, das er seit mehreren Jahrzehnten bewohnte. Von fester Gesundheit und immerwährend thätig, begann er erst in letzter Zeit das Alter zu fühlen. Den 16. früh erlitt er einen Schlaganfall, der ihm die ganze rechte Seite lähmte und dann das Ende herbeiführte.

Graf Plater nimmt eine ehrenvolle Stelle ein in der Geschichte seines polnischen Vaterlandes, dem er während eines langen Lebens theilungslos gedient und an dessen Wiederherstellung er unerschütterlich geglaubt hat, auf die Stunde harrend, wo die politische Gelegenheit mit der Gerechtigkeit zusammentrifft.

Ausgewandert nach dem unglücklichen Ausgange der Erhebung von 1830—1831 — Plater war das jüngste Mitglied der Landbotenkammer — nahm er im Exil das Interesse Polens unermüdlich wahr, unterstützte und förderte seine Landsleute auf jegliche Weise und war, durch das Mittel der Presse, auch auf geistigem Gebiete tätig. So verdanken wir ihm z. B. die Veröffentlichung der Vorlesungen über slavische Litteratur von Mickiewicz, eines höchst merkwürdigen Buches, das eine jetzt überwundene schwärmerische Richtung des polnischen Gedankens kennzeichnet.

Nach einem langen Aufenthalte in Paris, wo sich der

Graf mit Montalembert, dem Haupte des liberalen Katholizismus, eng befreundete, kam er dann in die Schweiz und verwirklichte hier, auf demselben Wege beharrend, den friedlichen und fruchtbaren Gedanken, vorerst das nationale Leben Polens in Kunst und Wissenschaft, seine geschichtlichen Urkunden und Denkmäler zusammenzuhalten und aufzubewahren. So wurde das polnische Museum in Rapperswyl gegründet, dessen Ausbau dem Grafen bis zuletzt viel Mühe und noch mehr Freude bereitet hat.

Jetzt ist die fleißige, stets weit über Mitternacht brennende Studirlampe in der Südecke von Broelberg erloschen, aber nicht allein in den Herzen seiner Landsleute, auch unter uns ist Platers Andenken gesichert, schon durch das Jedem offenstehende werthvolle Museum in Rapperswyl. Dort wird er seine Ruhe halten in einem stillen Hofe des Schlosses, in der Gruft, die er sich selbst erbaute, neben der ihm dorthin vorangegangenen Gattin.

C. F. M.

Erinnerungen an Gottfried Keller.

Deutsche Dichtung. IX. Band, 1. Heft. Oktober 1890.

Die „Deutsche Dichtung" ersucht mich um einige Aufzeichnungen über Keller in der natürlichen Voraussetzung, daß wir uns als Landsleute nahe standen. Das war nun nicht der Fall, doch haben wir uns immerhin gekannt und es fand zwischen uns ein freundliches Verhältnis statt. Er zeigte sich mir immer — oder fast immer — liebenswürdig und geistreich unterhaltend, womit ich mich gerne zufrieden gab. Meinerseits begegnete ich ihm stets mit Ehrerbietung und hielt diesen Ton fest, wenn er auch gelegentlich darüber spottete und einmal einen „in Ehrerbietung" unterzeichneten Brief mit „in Ehrfurcht" erwidert hat.

Obwohl, oder gerade weil nun unsere Begegnungen selten waren, haben sie sich meinem Gedächtnisse mit der größten Treue eingegraben, und wenn ich, den Wunsch der „Deutschen Dichtung" erfüllend, etwas thue, das mich reizt, das ich aber

unaufgefordert sicherlich unterlassen hätte, werde ich mich nur vor dem Zuviel und vor der Anekdote zu hüten haben; denn nur Wesentliches und Charakteristisches will ich berichten. Hätte ich mehr Zeit und schriebe ich nicht im Lärm eines Kurhauses, würde ich meine Persönlichkeit mehr zurücktreten lassen, als es bei einer momentanen Niederschrift möglich ist.

Ich sage, daß ich für Keller Ehrerbietung empfand, und zwar durchaus keine konventionelle, sondern eine wahre und tiefe und nicht nur vor seiner unvergleichlichen Begabung, sondern nicht weniger vor seinem Herzen und seinem Charakter, dessen ethisches Gewicht mir schon bei unserm ersten Zusammensein auffiel. Es kam da die Rede auf eine Persönlichkeit, von der er sagte: „es ist ein notorischer Lügner", und er sprach das mit einem solchen Nachdruck, ernst wie ein Gerichtshof, daß man sich unwillkürlich selbst prüfte. Und von einer andern Persönlichkeit sagte er noch bei meinem letzten Besuche: „er hat kein Herz!" in einem so seltsamen Tone, daß man die Entrüstung durchfühlte. Auch derjenige der Wehmut war ihm durchaus nicht fremd und ich höre ihn noch, wie er eines Tages klagte, auf seine Habseligkeiten weisend: „Das wird in gleichgültige Hände kommen."

Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.

Gern und eingehend und völlig unbefangen plauderte er von seinen Arbeiten, selbst solange sie noch auf dem Webstuhl waren. „Zwei Jahre lang", scherzte er, „habe ich von ‚Salander' gesprochen und ein Jahr daran geschrieben". Doch begann er stets, mit einer Herzenshöflichkeit, die ihn in seinen guten Stunden und Jahren nie verließ, zuerst von den Interessen seines Besuches zu sprechen, bis dieser selbst ablenkte und ihn auf die seinigen brachte.

Ästhetischen Betrachtungen war er abhold, nicht minder landläufigen Stichwörtern wie Realismus, Pessimismus u. s. w. Gerne dagegen besah und untersuchte er den einzelnen Fall, das besondere Motiv, und sprach stets zur Sache. Gemäß

seiner bekannten Definition des Schönen als der „mit Fülle vorgetragenen Wahrheit" nannte er die Kürze gerne Schroffheit und das Schlanke dünn und mager.

Er sprach auch von der Genesis seiner Sachen. Zu den „gerechten Kammmachern" z. B. habe der Ausspruch von Peter Bayle in seinem Diktionär den Anstoß gegeben: ein Staat von lauter Gerechten könnte nicht bestehen, und den Stoff zu den „Verlocken" im Sinngedicht habe er in der litterarischen Korrespondenz des Barons Grimm, des Freundes von Diderot, gefunden und versucht, ob sich das Histörchen vertiefen lasse.

Im übrigen suchte er und oft peinlich das Reale, lange „bevor er Zola las". Wie häufig hörte man ihn sagen, auch bei Behauptungen des gewöhnlichen Lebens: „Das ist! Ich habe es gesehen! Ich habe es selbst erfahren!" So that er sich etwas darauf zu gut, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines portugiesischen Seehelden Don Corréa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre. „Ich habe Rohlfs (oder einen andern gelehrten Reisenden) darüber beraten", sagte er wichtig, um dann freilich ein ander Mal diesen seinen Realismus nach seiner Art selbst zu belächeln, indem er lustig fabelte, er sei expreß nach Kappel gereist, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß die Vision der seligen Helden in seiner Zwingli-Novelle zwischen Rigi und Pilatus bequemen Raum habe.

Gegen geschichtliche Stoffe verhielt er sich merkwürdig spröde und verredete sie einmal ganz und gar. „Der Wirkung einer weiland geschehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht so sicher, als der Wirkung einer von mir selbst angeschauten," pflegte er zu sagen und führte dafür ein Beispiel aus derselben Zwingli-Novelle an: Die verrückten Wiedertäufer, die sich, um das Himmelreich zu erben, wie Kinder geberden, mit Puppen spielen u. s. w. „Ist es nicht zum Weinen," sagte er, „wenn Erwachsene die Kinder nachäffen? Das that dann aber gar keine Wirkung, weil das einst Mögliche dem heutigen Leser zu kraß und als unmöglich erschien. In einer historischen Erzählung bin ich wie mit

Hunden gehetzt, weil ich nie weiß, ob ich in der Wahrheit stehe."

Unter der Fülle seiner Werke werden die Legenden als Kunstwerke, als psychologisches Meisterstück dagegen die Zürcher Novellen den ersten Platz behaupten, schon durch die Einheit und Einfachheit des Grundgedankens und seine eindringliche, vielfach variierte Predigt: sich zu bescheiden und immer sich selbst zu sein. Da ist die unvergleichliche Tochter des Proselytenschreibers, deren Bescheidenheit zur Unbescheidenheit wird und der ironische Schluß in der römischen Waschküche. Da ist vor allem die ins Große getriebene groteske Maske des Narren auf der Manegg, die mit den genialen, halb weinenden, halb grinzenden Masken Leonardo da Vincis wetteifert. Beiläufig, Keller liebte es nicht verglichen zu werden, natürlich nicht mit Kleinern als er, aber auch nicht mit den Großen. Wie ich ihm einmal sagte, eine Novelle von Cervantes, die ich eben gelesen, habe mich an eine der seinigen erinnert, murrte er: „Weder Shakespeare noch Cervantes", worauf ich scherzend erwiderte: „Also Michelangelo". „Wie so?" fragte er mißtrauisch und ich antwortete: „Nun, weil Sie wider Wissen eines seiner Motive wiederholt haben." „Welches denn?" „Das überfallene, badende Heer, das, aus dem Wasser steigend, sich schleunig bewaffnet und dem Feinde entgegenstürzt. Das ist der plötzliche Übergang aus einem Zustande der Abspannung in den der höchsten Energie. Nicht anders Ihr beim Weine schwelgender, und von einer ausbrechenden Feuersbrunst überraschter, bürgerlicher Mummenschanz, der mitten aus dem Fest zu den Leitern und Eimern stürzt." Das ließ er sich gefallen.

Da ich einmal äußerte: religiöse Fragen hätten mir viel zu thun gegeben, rief er: „Und mir erst!" „Die ewigen Dinge sind uns doch wohl unzugänglich," meinte ich. Er gab es nicht zu, noch verneinte er es. „Ich hätte einen Wunsch," fuhr ich fort, „wenn ich es sagen soll. Nichts ist inniger und verlockender, als Ihre Vergänglichkeitslieder: sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber wohl doch eher ein Gefühl, ein Instinkt, als ein erwiesener Satz. Und da liegt

es mir nun nicht recht, daß Sie, bei Ihrem ungeheuern Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit frei zu lassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenstellen. Es wäre leicht zu helfen. Sie dürften nur diese süßen Stimmen als ebenso viel Stimmungen durch die ganze Sammlung verteilen . . ." Da brach ich ab, denn er machte ein mißmutiges Gesicht.

Aber wie anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht. Auch die Schwester besaß es.

Zwei Begegnungen mit ihm bleiben mir unvergeßlich, die erste, da ich ihm — wie lange mag es sein? — vor ungefähr zehn Jahren — einen namhaften deutschen Schriftsteller brachte, und die andere in diesem Frühjahr, da er sich schon gelegt hatte.

Ich wollte meinen deutschen Freund nach Verabredung zu Kinkel führen, mit dem ich befreundet war. Da, schon fast vor dessen Schwelle, erklärte er mir, daß wir lieber zu Keller gehen wollten, von dem „jetzt alle Welt rede". Mir war dabei nicht heimlich zu Mute, da mir schien, ich könnte leicht zwischen den Zweien zu viel sein. Aber wir fanden Keller in der hellsten Morgenstimmung, und ich war nicht überflüssig; denn die Beiden betrachteten sich eine Weile schweigend und wer weiß wie lange das gedauert hätte, wenn ich nicht ein Gespräch in Gang brachte. Dann wurde es sehr interessant, und da wir uns nach einer halben Stunde schieden, blieb Keller im Vorzimmer vor einer an der Wand hängenden großen Photographie der raphaelischen Tapete: Ananias und Saphira stehen und hielt nun eine allerliebste kleine Rede über die Vorzüge des Bildes, das, wie er sagte, die dramatische Spitze der Handlung fixiere. Davon ging er auf das Drama über und sprach sehr kluge Dinge, wie ich meine, die ich aber nicht vernahm, da ich plötzlich damit mich zu beschäftigen begann, ob dieser seltene Mann die höchste Form der Kunst, von welcher er jetzt mit einer gewissen Inbrunst sprach, vielleicht selbst einmal in's Auge gefaßt habe. Und nun lese ich

in den öffentlichen Blättern, daß dem so war und Bruchstücke von Dramen sich in seinem Nachlaß befinden.

Als in diesem Frühjahr von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn an den Besuch jenes deutschen Freundes erinnerte und ihm erzählte, jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. „So sind viele von uns", sagte er. „Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden. Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!" Auch von einem zweiten Teil des „Salander" phantasierte er und einer Überschwemmung, die ihn schließen sollte. Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. „Ich meinte nur," sagte er, „in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben." „Welcher denn?" fragte ich. „Nun, zum Beispiel," sagte er:

„Ich dulde,
Ich schulde . ."

womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind.

Stunden vergingen so und es wurde Zeit zu scheiden. „Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen,“ sagte ich. „Ja,“ scherzte er, „und ein Landhaus am Zürichberg mieten.“ Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung und er wohl auch nicht. Die Thränen traten mir in die Augen und rasch nahm ich Abschied.

Rigischeidegg, im August 1890.

Mein Erstling „Huttens letzte Tage“.

„Deutsche Dichtung“, 1. Januar 1891.

„Huttens letzte Tage“, meine erste größere Dichtung, erschien zum erstenmale im Jahre 1871. Sie ist aus drei Elementen geboren: aus einer jahrzehntelang genährten, individuellen Lebensstimmung; dem Eindrucke der heimatlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse. Alle drei gewannen ganz von selber Gestalt in meinem Helden.

Ich hatte früher zwei Bändchen Gedichte ausgehen lassen, Reisebilder und Balladen, ohne hervortretende individuelle Züge, wenn nicht den einer aus innern Jugendkämpfen hervorgewachsenen, Einsamkeit liebenden Resignation, und den andern eines in langen und soliden geschichtlichen Studien erstarkten Gerechtigkeitssinnes, welcher schon im väterlichen Blute lag. Diese Gedichte bezeichnen und schließen eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannigfaltigster, vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke, deren stärkster, neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens war. So hatte ich mich, ohne öffentliche Thätigkeit, in eine Phantasiewelt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigens kräftigen Natur, dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte, und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein zu Basel nimmt.

Ich bin zu jener Zeit ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblichen Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrate über einem das Ufer einfassenden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen. Zwischen den beiden Kirchen steht das verstümmelte Steinkreuz, welches dem Fremden als das Grabzeichen Huttens gewiesen wird. Nicht das wahre. Auf meine geäußerten Zweifel an der Echtheit der Grabstätte erwiderte mir einst der mich begleitende Knecht des Pächters mit ruhiger Sicherheit, der Stein stehe da, um den fragenden Besuchern einen „Anhaltspunkt" zu geben. Ein Bube aber, der dabei war, zeigte mit dem Finger in die Tiefe auf eine sumpfige Stelle und lachte: „Ich weiß wo er steckt! Dort unten."

Die Ufenau ist, wie zu Huttens Zeit, Klostergut und wird von Konventualen besucht, die in dem gegenüberliegenden Uferlandhaus Seiner Gnaden von Einsiedeln ihre Ferien genießen. Auch der Abt selbst betritt zuweilen das Inselchen und ich erinnere mich mit Schrecken, eines Abends, gerade da man seinen Besuch auf morgen zur Besichtigung einer Baute erwartete, von der Ufenau heimgekehrt, beim Ablegen meines Rockes eine ungewöhnliche Schwere der Tasche gespürt und einen altertümlichen, ungeheuern Schlüssel daraus hervorgezogen zu haben. Es war der mir von den Inselleuten anvertraute, zu dem aussichtsreichen äbtlichen Pavillon der Südseite, welchen ich zurückzugeben vergessen hatte. So wurde ich auf der Insel heimisch und geschah es, daß Hutten, dessen Leben ich genau kannte, nicht als der ideale Freiheitskämpfer, der Hutten, welcher durch die damalige deutsche Lyrik ging, sondern als ein Stiller und Sterbender in den sanften Abendschatten seiner Insel meinem Gefühle nahe trat und meine Liebe gewann.

Unter meinen poetischen Entwürfen lag eine Skizze, wo der kranke Ritter ins verglimmende Abendrot schaut, während ein Holbeinischer Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Sie bedeutete: „Reif sein ist Alles.“

Das ist der Kern, aus dem mein Hutten entsprungen ist. Ich nahm das Gedicht in meine Sammlungen nicht auf mit dem dunkeln Gefühle, den vollen Hutten gebe es nicht.

So blieb es liegen jahrelang.

Inzwischen vergrößerten sich die Zeitereignisse. Zwei Aufgaben des Jahrhunderts, die Einigung Italiens und Deutschlands, schritten ihrer Erfüllung entgegen. Beide verfolgte ich mit persönlichem Interesse.

Im Jahre 1849 hatte sich der Baron Bettino Ricasoli längere Zeit in der Schweiz aufgehalten. In Zürich befreundete er sich mit unserer Familie, und ich lernte einen Mann kennen, dessen starke Seele der eine Gedanke der Freiheit und Einigung Italiens erfüllte. Dafür war er zu jedem Opfer bereit.

Damals erschien er mir als ein starrer Idealist, dessen eisernem persönlichem Willen sich die politische Wirklichkeit niemals fügen werde.

Anders war es, als ich ihn 1858, ein Jahr vor dem Ausbruch des italienischen Krieges, in seinem heimatlichen Toskana wiedersah. An einem Maiabend auf einem seiner Landgüter im Valdarno riß er mich hin durch die freudige Sicherheit, womit er mir seine Ziele, die jetzt greifbar vor ihm standen, bezeichnete. Damals und später, als er mit diktatorischer Gewißheit sein Toskana dem Könige von Italien zuführte, wurde mir beschämend klar, was ein Charakter im Leben einer Nation zu bedeuten hat.

Das glückliche Fortschreiten der italienischen Einigung ließ die baldige Gründung auch einer deutschen Einheit ahnen, wenn auch in jener Zeit gerade in Zürich Großdeutsche und Kleindeutsche schärfer als je auseinander traten. Der Sieg von Sadowa entschied diese Frage durch das Schwert. Für mich war es seit lange keine mehr gewesen. Schon der Sechszehnjährige hatte darüber eine Weisung erhalten, von der

mich nur wundert, wie tief und unwiderleglich sie mir eingeprägt blieb. Ich verkehrte damals mit Gustav Pfizer, dessen redebegabte Frau mit meiner Mutter befreundet war, und der mich wohl leiden mochte. Der schweigsame Stoiker, den Heine so gewissenlos mißhandelt hat, wurde nicht müde, mir zu wiederholen, daß geschichtliche Bildungen und Entwickelungen, wie eben der Beruf Preußens zur deutschen Vormacht, zwar durch ungeeignete Persönlichkeiten — er meinte den geistreichen Friedrich Wilhelm IV. — verspätet, aber nur solange aufgehalten werden können, bis die günstige Stunde ihren Mann findet.

Dieser wundersame Glaube an das Preußen zustehende Amt blieb für mich die langen Jahre hindurch ein nicht zu bezweifelnder Satz, den ich übrigens für mich behielt, bis ich, bei herannahender Entscheidung, in François Wille, meinem lieben Freunde und Nachbarn in Meilen, einen feurigeren Glaubensgenossen fand.

Dr. Wille, der, die Welt und die bedeutenden seiner Zeitgenossen wohl kennend, eine sichere Schätzung der politischen Werte der Gegenwart besaß, hat mir erzählt, wie Heinrich Heine, das noch ungedruckte Wintermärchen in Hamburg ihm mitteilend, einen ärgerlichen Vers vortrug, worin er die preußischen Junker „davonlaufen“ ließ. Da habe er ihm gesagt: „Lieber Heine, schimpfen Sie auf die preußischen Junker so viel Sie wollen! Aber das muß fort! ‚Davonlaufen‘ war ihre Sache nie.“ So waren wir einig bei Wille unter den Bäumen von Mariafeld, wie es kommen müsse, aber alle doch sehr getröstet und gehoben, als es so kam.

Alle — bis auf einen einzigen Gast, Gottfried Kinkel, der als ein abgeirrter Achtundvierziger eifersüchtig grollte.

Gerade zwischen 1866 und 1870 sah ich Wille sehr häufig und sein temperamentvolles Wesen ermutigte meine dichterischen Kräfte. Sicherlich erzählte ich ihm oft von Hutten, dessen Waghalsigkeit er liebte, nicht davon zu reden, daß er, als gewesener Journalist, eine Zärtlichkeit für den Ritter hatte, von dem er behauptete, er sei der Aelteste der Journalistenzunft.

Hutten fing an in mir zu leben. Er war in den Vordergrund meiner Seele getreten.

Aufs tiefste ergriff mich jetzt der ungeheure Kontrast zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Thatenfülle seiner Kampfjahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtstätte. Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland und der ohne Grab und Denkmal Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ritter Hutten, den ich hier auf seinem Eiland bisher entsagend sterben sah, erhob sich vor meinem Blicke, um es ungeduldig zu umschreiten, hinaushorchend nach dem Kanonendonner an der Grenze, den man in der Winterstille auf den Höhenzügen seines Sees vernehmen konnte.

Ich getraute mir, Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapfern Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten.

So belebte sich mir die Ufenau. Ignatius Loyola wird, nach Jerusalem pilgernd und unterwegs den nahen Heilsort Einsiedeln aufsuchend, nach der kleinen Insel verschlagen und von Hutten beherbergt. Der abenteuerliche Paracelsus kommt von seinem Wohnsitz am nahen Etzel herüber, um dem Kranken als Arzt den Puls zu befühlen. Der in Zürich hausende Herzog Ulrich, Hans Huttens Mörder, erscheint und wird dem Sterbenden zum letzten Aergernis. Mit diesen Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts schreiten auf der Insel die Geister der Gegenwart.

In jenem Winter von 1870 auf 1871 entstanden die kurzen Stimmungsbilder meiner Dichtung Schlag auf Schlag. Jeder Tag brachte ein neues, und jede Woche las ich sie in Mariafeld vor. Daneben stob mancher andere Funke aus dem

Amboß. „Der deutsche Schmied“ wurde gedruckt und gesungen. Ich sehe, er ist nun zum Volksliede geworden und hat meinen Namen verloren, wie es auch recht ist. Es war eine glückliche Zeit. —

Ich war damals dermaßen in deutschen Eifer geraten, daß ich, ganz gegen die angeborne Abgeschlossenheit meines Wesens, mich eines Tages an Gottfried Kinkel wagte und ihn dringend beschwor, durch ein schönes patriotisches Gedicht mit Deutschland Frieden zu schließen und in das erstandene Reich heimzukehren. Dieser Angriff des Schweizers verblüffte den liebenswürdigen Dichter dergestalt, daß einen Augenblick der unmögliche Gedanke in ihm aufstieg, ich strebe nach seiner Professur in Zürich und wünsche ihn weg. Ich erschrak und lachte innerlich und ließ ab.

Hässel in Leipzig druckte mir den Hutten mit Freuden. Das Büchlein erlebte bald neue Auflagen. Bei kühlerm Blute und fortgesetzten geschichtlichen Studien setzte ich später noch manchen realistischen Zug in das Bild des Ritters, um ihm Porträtähnlichkeit zu geben.

Während mein Hutten zum erstenmal unter der Presse war, im Sommer 1871, eilte ich auf meine Berge und erwog dort, während Wochen, die mir lange schienen, zwischen Bangen und Hoffen sein Los. Nachricht fand ich erst bei meiner Heimkehr: es war ein sympathisches, öffentliches Urteil von Johannes Scherr, ein erster freudiger Zuruf, dem aus der Heimat und aus Deutschland wachsender Beifall und dann volle Zustimmung folgte. Dies ist die Entstehungsgeschichte von „Huttens letzte Tage“.

Register.

Die Ziffern ohne römische Zahl beziehen sich auf Band I.

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

H. Haessel Verlag in Leipzig

Conrad Ferdinand Meyer

Sämtliche Schriften — 9 Bände in elegantem Karton

M. 33.—, in Leinwand geb. M. 42.—, in Halbfranz geb. M. 50.—

Einzel-Ausgaben:

Das Amulet	M. 2.—,	gebunden	M. 3.—
Angela Borgia	„ 4.—,	„	„ 5.—
Engelberg	„ 2.—,	„	„ 3.—
Gedichte	„ 4.—,	„	„ 5.—
Der Heilige	„ 4.—,	„	„ 5.—
Die Hochzeit des Mönchs	„ 2.—,	„	„ 3.—
Huttens letzte Tage	„ 3.—,	„	„ 4.—

Von der 1882 erschienenen Prachtausgabe in Quart auf Kupferdruckpapier sind noch einige broschierte Exemplare vorrätig, die, solange der Vorrat reicht, zum ermäßigten Preise von 8 M. (statt 16 M.) abgegeben werden.

Jürg Jenatsch	M. 4.—,	gebunden	M. 5.—
Das Leiden eines Knaben	„ 2.—,	„	„ 3.—
Novellen Zwei Bände. Jeder Band	„ 4.—,	„	„ 5.—

Inhalt: I. Das Amulet. — Der Schuß von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolfs Page. — II. Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Zwei Novellen	M. 2.—,	gebunden	M. 3.—

(Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolfs Page.)

Die Richterin	„ 2.—,	„	„ 3.—
Der Schuß von der Kanzel	„ 2.—,	„	„ 3.—
Die Versuchung des Pescara	„ 4.—,	„	„ 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bücher von Adolf Frey

Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Erinnerungen an Gottfried Keller. Zweite erweiterte Auflage. Mit G. Kellers Bild und zwei faksimilierten Kompositionen Baumgartners. Leipzig 1893, Verlag von H. Haessel. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde. Mit 1 Bildnis. Stuttgart 1903, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 4.50, gebunden M. 5.50.

J. V. v. Scheffels Briefe an Schweizer Freunde. Herausgegeben von Adolf Frey. Zürich 1898, Schultheß & Co. M. 2.40.

ALBRECHT VON HALLER U. SEINE BEDEUTUNG FÜR DIE DEUTSCHE LITERATUR. VON DER UNIVERSITÄT BERN GEKRÖNTE PREISSCHRIFT. LEIPZIG 1879, VERLAG VON H. HAESSEL M. 3.—.

J. Gaudenz v. Salis-Seewis. Mit Porträt und 1 Ansicht. Frauenfeld 1889, Huber M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Die helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis-Seewis im Jahre 1799. Zürich 1888, F. Schultheß. M. 1.80

Jakob Frey. Lebensbild. Mit 1 Bildnis. Aarau 1897, H. R. Sauerländer & Co. M. 1.80, gebunden M. 2.60.

Der Tiermaler Rudolf Koller 1828—1905. Mit 13 Heliogravüren u. 2 Orig.-Radierungen. Lex. 8⁰. Stuttgart 1906, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gebunden in Leinen M. 8.—, Vorzugs-Ausgabe in Leder M. 20.—.

Die Kunstform des Lessingschen Laokoon, mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Stuttgart 1905, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Festspiele zur Bundesfeier 1891. Dritte Auflage. Aarau 1891, H. R. Sauerländer & Co. M. —.80.

Erni Winkelried. Historisches Trauerspiel. Frauenfeld 1893, J. Huber's Verlag M. 2.—.

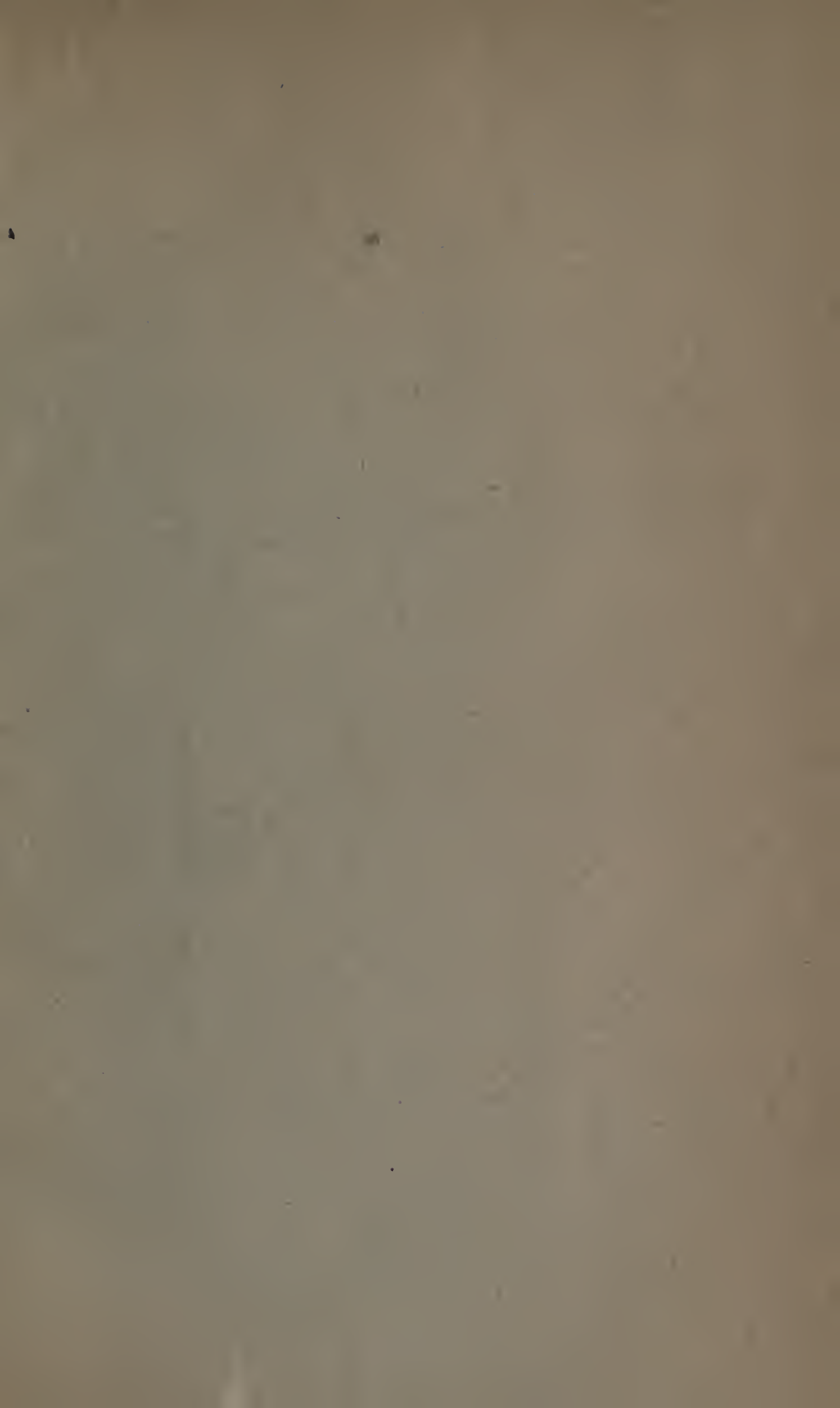
Duß und underm Rafe. Füfzg Schwizerliedli. Zweite Auflage. Frauenfeld 1899, J. Huber Gebunden M. 1.60.

Zürcher Festspiel 1901. Zur Erinnerung an Zürichs Eintritt in den Schweizerbund (I. V. 1351). Mit Abbildungen. Zürich 1901, A. Müller's Verlag Gebunden M. 7.—.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1908, H. Haessel Verlag. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.

60 vom Autor eigenhändig signierte und numerierte Exemplare wurden auf Imitiert-Bütten abgezogen und in Ganzleder gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars ist M. 15.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





LG
M612b
123526
Author Mayer, Conrad Ferdinand
Title Briefe, hrsg.von Adolf Frey. Vol.2.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

